

LEBENSFORMEN IN MITTELFRÄNKISCHEN GEMEINDEN

UNTERSUCHUNGEN UND ANALYSEN
AUFGRUND DES ANTWORTMATERIALS
DER MÜNCHNER UMFRAGE VON
1908/09 UND NACHERHEBUNGEN AUS
DEN JAHREN 1970 BIS 1973

Isolde Brunner-Schubert

1974



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41554607_0020

LEBENSFORMEN IN MITTELFRÄNKISCHEN GEMEINDEN.
UNTERSUCHUNGEN UND ANALYSEN AUFGRUND DES ANTWORTMATERIALS
DER MÜNCHNER UMFRAGE VON 1908/09 UND NACHERHEBUNGEN AUS DEN
JAHREN 1970 bis 1973

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophischen Fakultät der
Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Isolde Brunner-Schubert
aus
Reichenberg

München, Fotodruck Frank OHG

1974



Referent: Prof. Dr. T. Gebhard
Korreferent: Prof. Dr. L. Kretzenbacher
Tag der mündlichen Prüfung: 25. Juli 1974

INHALTSÜBERSICHT

	Seite
VORWORT	III
VERZEICHNIS DER ARCHIVALISCHEN QUELLEN	IV
VERZEICHNIS DER GEWÄHRSPERSONEN	VI
A. EINLEITUNG	1
I. Die Münchner Umfrage von 1908/09	1
1. Entstehung des Frageplans	2
2. Durchführung der Umfrage	6
3. Archivmaterial	8
Belegortnetz	9
Korrespondentenberichte	11
Fragenkodex und Wirklichkeit	15
II. Die Erhebungen von 1970 - 1973	17
1. Die Aufgabenstellung	17
Die Untersuchungsgemeinden	19
Die Sachbereiche	24
2. Das Vorgehen	26
Die Explorationsfahrten	26
Die Befragung	27
Die Gewährspersonen	30
B. BRAUCHTUM ZUR ZEIT DER MÜNCHNER UMFRAGE	35
Darstellung der Verhältnisse in den Landkreisen Hilpoltstein und Scheinfeld	35
I. Lebenslauf	40
1. Geburt und Taufe	42
2. Hochzeit	49
3. Tod und Begräbnis	66
II. Jahreslauf	72
1. Fasnacht	73
2. Kirchweih	76

	Seite
C. BRAUCHWANDEL IM 20. JAHRHUNDERT	82
I. Die allgemeine Entwicklung seit 1910	82
1. Brauch im Lebenslauf	84
Geburt und Taufe	84
Hochzeit	88
Tod und Begräbnis	101
2. Brauch im Jahreslauf	107
Fasnacht	107
Kirchweih	109
II. Die Brauchträger	111
1. Kommunikationszentren	112
Wirtshaus	112
Pfarrhaus und Schule	117
2. Gruppierungen	122
Verwandtschaft	122
Nachbarschaft	126
Burschenschaft	132
Vereine	139
D. LEBENSFORMEN IN MITTELFRÄNKISCHEN GEMEIN- DEN	146
I. Gemeinden beiderseits einer Konfessionsgrenze	146
II. Ullstadt, ein reichsritterschaftliches Dorf	162
III. Nenzenheim, ein Kondominats-Dorf	182
E. ERGEBNISSE	191
F. ANMERKUNGEN	197
G. ANLAGEN	218

VORWORT

Den Anstoß zur vorliegenden Arbeit gab eine Lehrveranstaltung des Seminars für Deutsche und Vergleichende Volkskunde der Universität München, bei der ich im Rahmen des Themas "Atlasunternehmungen der europäischen Volkskunde-Kartographie" die Auswertbarkeit des Historischen Atlas von Bayern für volkskundliche Fragestellungen untersuchte. Für entsprechende kulturräumliche Forschungen schienen die am Institut für Volkskunde in München lagernden Korrespondentenberichte einer volkskundlichen Umfrage-Aktion aus den Jahren 1908/09 geeignet. Herr Generalkonservator Prof. Dr. Torsten Gebhard, der Leiter des Instituts, stellte mir das Archivmaterial freundlicherweise zur Auswertung zur Verfügung und förderte die Entstehung der Arbeit durch stets wohlwollende Unterstützung. Herr Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher, der Vorstand des Seminars für Deutsche und Vergleichende Volkskunde, vermittelte mir durch seine Vorlesungen und Exkursionen das methodische Rüstzeug, das ich zur Durchführung meiner Studien benötigte. Beiden Förderern der vorliegenden Untersuchung sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Wertvolle Anregungen verdanke ich auch den Gesprächen mit Herrn Dr. Helge Gerndt und Herrn Dr. Georg Schroubek am Seminar für Deutsche und Vergleichende Volkskunde sowie Herrn Dr. Günther Kapfhammer und Fräulein Dr. Gislinde Ritz am Institut für Volkskunde. Zur Klärung der historischen Verhältnisse in den Untersuchungsgebieten trugen die Gespräche mit Herrn Prof. Dr. Hanns Hubert Hofmann, Universität Würzburg, bei. Auch ihm danke ich für seine Hilfsbereitschaft.

Die vorliegende Arbeit ist durch das Mitwirken zahlreicher Gewährsleute entstanden. Bei vielen von ihnen erfuhr ich oft überraschend freundliche Aufnahme, wenn sie das anfängliche Mißtrauen überwunden hatten und sicher waren, daß meine Tonbandaufzeichnungen nicht in einer Rundfunk- oder Fernsehsendung übertragen werden sollen. Ich bedanke mich für die bereitwillige Beantwortung meiner Fragen in den meist mehrere Stunden währenden Gesprächen.

Dem Bezirk Mittelfranken danke ich für die finanzielle Unterstützung meiner Explorationsfahrten.

Mein herzlichster Dank aber gilt meinem Mann Paul, der mich zu dieser Untersuchung ermutigte und in jeder ihm möglichen Form zum Gelingen der Arbeit beitrug.

Die Arbeit ist meinem verstorbenen Vater - Theo Schubert - gewidmet.

ARCHIVALISCHE QUELLEN

I. Korrespondentenberichte von 1908/09 aus Mittelfranken

LK Ansbach

Colmberg
Lehrberg
Lichtenau
Rügland
Windsbach

LK Dinkelsbühl

Lehengütingen
Schopfloch
Segringen
Wassertrüdingen

LK Erlangen

Frauenaurach
Kalchreuth

LK Feuchtwangen

Bechhofen
Großenried
Larrieden
Neunstetten
Sommersdorf
Weidenbach

LK Fürth

Buchschwabach
Keidenzell
Kirchfarrnbach
Kraftshof
Langenzenn
Roßstall
Zirndorf

LK Gunzenhausen

Meinheim
Oberasbach
Ursheim

LK Hilpoltstein

Alfershausen
Allersberg
Greding
Jahrsdorf
Ruppmannsburg
Thalmässing
Untermässing
Weinsfeld

LK Lauf

Ottensoos

LK Neustadt/Aisch

Altershausen
Markt Erlbach
Gutenstetten
Neustadt/Aisch
Schornweisach
Wilhelmsdorf
Wilhermsdorf

LK Nürnberg

Allmoshof
Feucht
Hammer
Oberferrieden
Penzenhofen
Stein

LK Rothenburg

Gebstättel
Lohr
Neusitz
Steinach
Windelsbach

LK Scheinfeld

Markt Einersheim
Füttersee
Geiselwind
Hellmitzheim
Nenzenheim
Neundorf
Nordheim
Possenheim
Scheinfeld
Ullstadt

LK Weißenburg

Burgsalach
Ettenstatt
Hörlbach
Pfraunfeld
Stirn
Weiboldshausen

LK Schwabach

Georgensgmünd
Rohr
Spalt
Wassermungenau

II. Pfarrbeschreibungen aus dem Konsistorialbezirk
Ansbach, abgefaßt in den Jahren zwischen 1913
und 1936 (zitiert: PfB)

Bergen
Hellmitzheim
Nennslingen
Nenzenheim
Neundorf

Thalmässing
Thalmannsfeld
Schwimbach
Sugenheim
Ullstadt

III. Osterberichte aus dem Hochstift Eichstätt, erstellt
in den Jahren von 1854 bis 1878 (zitiert: OB)

Emsing
Großhöbing
Laibstadt
Morsbach
Obermässing

Pfraunfeld
Untermässing
Weinsfeld
Zell

GEWÄHRSPERSONEN

(Waren bei den Gesprächen mehrere oder alle Familienmitglieder anwesend, so wird das Geburtsjahr des ältesten im Ort geborenen Familienmitglieds aufgeführt. Wurden die Fragen nur einer Person vorgelegt, so wird deren Geburtsjahr genannt.)

Bergen

Pfarrer P.: 2 Generationen, ortsansässig seit 1961.

Familie D.O.G.: 4 Generationen, Herr D. geb. 1900.

Ortsbewohner verschiedener Altersstufen: Gespräche während eines mehr-
tägigen Aufenthalts anlässlich der Kirchweih 1972.

Emsing

Pfarrer S.: ortsansässig seit 1948.

Gastwirt D.: geb. 1943.

Familie W.: 3 Generationen, Frau W. geb. 1896.

Jugendliche: Gespräche während einer Tanzveranstaltung 1973.

Großhöbing

Lehrer L.: 2 Generationen, ortsansässig seit 1957.

Familie M.: 2 Generationen, Herr M. geb. 1920.

Familie S.: 2 Generationen, Flüchtlinge, seit 1945 im Untersuchungs-
gebiet wohnhaft. Herr S. jun. geb. 1953, Mitglied einer
Musikkapelle.

Familie W.: 2 Generationen, Herr W. geb. 1923.

Vereinsvorstände.

Ortsbewohner verschiedener Altersstufen: Gespräche während eines mehr-
tägigen Aufenthalts im Fasching 1973.

Kleinhöbing

Familie M.: 3 Generationen, Frau M., Wirtin, geb. 1919.

Vereinsvorstände.

Mitglieder des Kirchenrats: Gespräche anlässlich einer Kirchenratssitzung
unter Leitung des für Kleinhöbing zuständigen Pfarrers
von St. Gotthard, Thalmässing.

Mantlach

- Familie A.: 3 Generationen, Frau A., Wirtin, ortsansässig seit 1957,
geb. in einem Nachbardorf.
Familie S.: 2 Generationen, Herr S. geb. 1939.
Frau H.: Krämerin, geb. 1889, gest. 1972.
Ortsbewohner verschiedener Altersstufen: Gespräche im Fasching 1973.

Ochsenfeld

- Dekan L.: von 1937 bis 1969 Pfarrer in Ochsenfeld.
Familie K.: 3 Generationen, Herr K. geb. 1905, gest. 1973.
Familie S.: 3 Generationen, Herr S. geb. 1897, gest. 1973.

Schwimmbach

- Pfarrer S.: 2 Generationen, ortsansässig seit 1963.
Bürgermeister K.: geb. 1897.
Familie R.: 1 Generation, Frau R., Wirtin, geb. 1920; Frau R.,
ortsansässig seit 1969.
Familie S.: 2 Generationen, Frau S., Leichenbitterin, geb. 1908.
Burschen und junge Männer: Gespräche im Gasthaus.

Untermässing

- Pfarrer M.: ortsansässig seit 1967.
Lehrer S.: ortsansässig seit 1931.
Frau B.: geb. 1899.
Familie Bö.: 1 Generation, Herr Bö. geb. 1923.

Altmannshausen

- Pfarrer i. R. K.: amts tätig von 1937 bis 1948.
Bürgermeister L.: geb. 1905
Familie P.: 2 Generationen, Fräulein P. geb. 1923.
Vereinsvorstände.
Mitglieder der Musikkapelle Altmannshausen.

Hellmitzheim

Pfarrer W.: 2 Generationen, ortsansässig seit 1970.
Bürgermeister F.: geb. 1910.
Familie F.: 2 Generationen, Frau F. geb. 1926.
Familie W.: 3 Generationen, Herr W. sen. geb. 1900.
Burschen und Männer: Gespräche im Gasthaus.

Nenzenheim

Pfarrer S.: 1 Generation, ortsansässig von 1967 bis 1972.
Bürgermeister H.: geb. 1923.
Familie K.: 3 Generationen, Herr K. sen. geb. 1900.
Familie R.: 3 Generationen, Frau R. sen. geb. 1905.
Vereinsvorstände.
Ortsbewohner verschiedener Altersstufen: Gespräche während eines mehr-
tägigen Aufenthalts anlässlich der Kirchweih 1973.

Neundorf

Pfarrer M.: wohnhaft im Pfarrort Sugenheim.
Bürgermeister S.: geb. 1923.
Familie F.: 3 Generationen, Frau F. sen. ortsansässig seit 1913.

Familie He.: 3 Generationen, Herr He. sen. geb. 1894.
Familie Hü.: 3 Generationen, Herr Hü. sen. geb. 1902.

Ullstadt

Pfarrer S. (kath.): ortsansässig seit 1967.
Pfarrer K. (ev.): wohnhaft im Pfarrdorf Langenfeld.
Bürgermeister E.: geb. 1896.
Familie A.: 2 Generationen, Frau A. geb. 1912.
Familie H.: 2 Generationen, Frau H., Wirtin, geb. 1941, ortsan-
sässig seit 1966.
Familie W.: 3 Generationen, Fräulein W. geb. 1905.
Frau He.: geb. 1894.
Herr E.: Gastwirt
Herr K.: Feuerwehrkommandant.
Burschen und junge Männer: Gespräche im Gasthaus.

Thalmässing

Pfarrer i. R. G.: ortsansässig seit 1934.

Pfarrer A.: ortsansässig seit 1971.

Pfarrer K.: ortsansässig seit 1967.

Familie E.: 2 Generationen, Herr E., Musikant, geb. 1894 in einem Nachbardorf, seit 1925 in Thalmässing wohnhaft.

Familie L.: 3 Generationen, Frau L., Wirtin, geb. 1910.

Familie F.: 1 Generation, Frau F. früher Magd in mehreren evangelischen Dörfern der Umgebung, geb. 1902.

A. EINLEITUNG

I. Die Münchner Umfrage von 1908/09

Im Archiv des Instituts für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München befindet sich das im Korrespondentenverfahren gewonnene Antwortmaterial einer Fragebogen-Aktion des "Bayerischen Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München" aus den Jahren 1908/09. ¹⁾

Die Mitteilungen geben Auskunft über "Volkstümliche Überlieferungen und Gebräuche" aus folgenden Bereichen:

- I. Sitte und Brauch.
- II. Nahrung und Kleidung, Wohnung und Geräte.
- III. Glaube und Sage.
- IV. Volksdichtung.
- V. Mundart.

Friedrich von der Leyen, ²⁾ dem seit 1906 die Abteilung Volkskunde des Vereins für Volkskunst und Volkskunde unterstand, leitete das groß angelegte Unternehmen. Programmartige Hinweise über die Zielsetzung der Münchner Umfrage existieren zwar nicht, doch kann das Vorwort zum Fragebogen der Ermittlung einiger Anhaltspunkte dienen. ³⁾

"Der Bayerische Verein für Volkskunst und Volkskunde in München verschickt nach bewährten Mustern hergestellte Fragebogen für eine Sammlung volkstümlicher Überlieferungen und Gebräuche. Der Wert der Volkskunde wird jetzt überall eingesehen, im Volk bewahrt sich viele alte und sinnvolle Sitte, die sonst dem Untergang verfiel, und die Volkskunde kann im Unterricht überall Segen stiften, sie kann den Kindern den Sinn für die Heimat und ihre nächste Umgebung wecken und sie schafft auch das rechte Verständnis und die rechte Liebe zur Heimat."

1. Entstehung des Frageplans

Zeugt das für den Sammler bestimmte Vorwort nicht gerade von klaren Zielvorstellungen, so überrascht der Fragebogen durch seine breite Fächerung der Sachgebiete und detaillierte Kenntnis volkstümlicher Verhaltensweisen und Glaubensvorstellungen.

Der Entschlüsselung dieser Diskrepanz kann das Vorwort jedoch durch einen konkreten Hinweis dienen. Friedrich von der Leyen konnte bei der Zusammenstellung seines Fragebogens auf ein "bewährtes Muster" zurückgreifen. Zwar fehlen genauere Angaben, doch wurde in einem - die Fragebögen begleitenden - Rundschreiben an alle Bezirksämter auf eine Umfrage-Aktion Bezug genommen, die "1901 im Kgl. Bezirksamte Kaufbeuren mit gutem Erfolg geschah".⁴⁾

Nachforschungen im Archiv des Instituts für Volkskunde in München brachten schließlich eine handschriftliche Zusammenstellung von Fragen zutage, mit folgender Überschrift: "Fragebogen für die Sammlung volkstümlicher Überlieferungen im Bezirke Kaufbeuren".⁵⁾ Im "Amtsblatt für die im kgl. Bezirksamte Kaufbeuren befindlichen Gemeinden und Kirchenverwaltungen" vom 7. Januar 1902 wurde dieser Fragebogen veröffentlicht.⁶⁾ Initiator dieser Umfrage-Aktion war der Kurat Christian Frank, Gründer des im Jahr 1899 konstituierten "Vereins zur Förderung der Heimatkunde" und Herausgeber der bald stark verbreiteten Schriftenreihe "Deutsche Gaue".⁷⁾ Ein Textvergleich zeigt, daß die Kaufbeurer Frageliste dem Münchner Fragebogen als Druckvorlage gedient hatte.

Die Kaufbeurer Umfrage bildet ihrerseits jedoch nur ein Bindeglied zu einem württembergischen Fragebogen aus dem Jahr 1899, den Frank fast wörtlich übernehmen konnte.⁸⁾ Karl Bohnenberger, damals Bibliothekar und Privatdozent an der Universität Tübingen, hatte als Sprecher der "Württembergischen Vereinigung für Volkskunde" diesen Frageplan entworfen. Das Statistische Landesamt und die württembergischen Kirchen- und Schulbehörden gewährten ihre Hilfe und riefen vor allem Lehrer zu planmäßigen Berichten auf.⁹⁾

Aber auch Bohnenberger und seine Mitarbeiter konnten sich auf Vorarbeiten stützen. Die Anregung zum württembergischen Fragebogen darf man einerseits in einer badischen Frageliste, andererseits aber in dem "Vorläufigen Sammelplan" des Würzburger Universitätsprofessors Oskar Brenner vermuten.

Im Jahr 1893 veröffentlichten die Freiburger Universitätsangehörigen Hugo Elard Meyer, Friedrich Kluge und Friedrich Pfaff in der Zeitschrift Alemannia einen "Fragebogen zur Sammlung der Volkstümlichen Ueberlieferungen in Baden". ¹⁰⁾ Dieser Fragebogen brachte "eine reiche Ernte an Sagen, Liedern, Brauchschilderungen usw." und zeitigte "u. a. Meyers "Badisches Volksleben" (Straßburg 1900), eine der ersten Regionalmonographien". ¹¹⁾ Zwei Jahre später, also 1895, ließ Oskar Brenner in der Zeitschrift des im Vorjahr gegründeten "Vereins für Bayerische Volkskunde und Mundartforschung" einen "Vorläufigen Sammelplan" veröffentlichen. ¹²⁾

Ein Vergleich dieser beiden Fragebögen läßt den Schluß zu, daß Brenner den badischen Fragebogen kannte. Beide Sammellisten enthalten nicht nur Fragen aus denselben Sachbereichen, selbst die Formulierung der Unterpunkte stimmt vielfach wörtlich überein. Im badischen Fragebogen endet beispielsweise der Fragenkomplex "Sitten und Bräuche" mit Fragen nach "Festkalender. Besondere Volksfeste. Glücks-, Unglückstage". Brenner schließt sein Kapitel "Sitte und Brauch" mit den Fragen "Glücks- und Unglückstage. - Oertliche Festlichkeiten, Volks- und Kinderbelustigungen". Der "Vorläufiger Sammelplan" O. Brenners zeichnet sich aber gegenüber dem badischen Sammelplan durch eine systematischere Gliederung aus. Die Reihenfolge der Unterpunkte ist besser strukturiert und zeigt einen logischeren Aufbau.

Zieht man für einen weiterführenden Vergleich des Inhalts der verschiedenen Fragebögen zunächst die Gliederungsschemata zu Rate, so darf man annehmen, daß die Aufteilung des volkskundlichen Materials in vier Sachbereiche, wie sie Brenner vornahm, für die Gliederung des württembergischen Fragebogens Vorbild war.

Brenner

- I. Mundart
- II. Dichtung
- III. Glaube und Sage
- IV. Sitte und Brauch

Bohnenberger

- I. Sitte und Brauch
- II. Nahrung, Kleidung, Wohnung und Geräte
- III. Glaube und Sage
- IV. Volksdichtung
- V. Mundart

Das Kapitel III (Glaube und Sage) hat Bohnenberger fast wörtlich von Brenner übernommen. Im Kapitel V (Mundart) verwertet Bohnenberger allerdings die Unterpunkte der badischen Frageliste, die hier unter 1) Ortsnamen, 2) Flurnamen sowie 9) Sprachliches zu finden sind. Unter IV (Volksdichtung) stehen bei Bohnenberger Dichtungsgattungen, die sowohl Brenner als auch die badischen Bearbeiter anführen.

Allerdings bezieht Bohnenberger auch Stoffgebiete in seinen Frageplan ein, die Brenner 1895 noch nicht berücksichtigte. Unschwer ist bei Bohnenberger eine Verschiebung der Interessen zugunsten des Bereichs "Sitte und Brauch" festzustellen.

Als weiterer Schritt soll nun ein Hinweis von Wolfgang Jacobsen untersucht werden, der die Ansicht vertritt, Bohnenbergers Sammelplan sei "nach Weinhold'schem Vorbild" herausgegeben worden.¹³⁾ In der "Einleitung" zu der im Jahr 1891 in Berlin neu gegründeten "Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" beschreibt Karl Weinhold verschiedene Sachbereiche und will damit "der Volkskunde in den hier umrissenen Grenzen dienen."¹⁴⁾ Ein Wortvergleich zwischen den Weinhold'schen Vorschlägen zur Abgrenzung der volkskundlichen Forschungsbereiche und dem Frageplan Bohnenbergers ist undurchführbar, da bei Weinhold eine konkrete Ausarbeitung und Formulierung von Unterpunkten (noch) fehlt. Doch liegt die Vermutung nahe, daß Bohnenberger auf dem damals von Brenner vernachlässigten Gebiet der materiellen Volkskultur Anregungen von Weinhold empfing und von ihm die Unterteilung des Kapitels "Äußere Zustände" übernahm.¹⁵⁾

1. Nahrung
2. Kleidung
3. Wohnung und Geräte

Auch Bohnenbergers Fragen nach "Sitte und Brauch in Haus- und Feldwirtschaft", "beim Handwerk" und seine Forschungen nach "Rechts- und Verwaltungsbräuchen" dürften auf Weinholds Anregungen zurückzuführen sein.

Jacobsen's Annahme ist also zu vertreten, solange man den Begriff "Vorbild" nicht allzu wörtlich nimmt; denn Weinhold's Vorschläge zur Abgrenzung der Stoffbereiche des Faches Volkskunde erlauben keinen direkten Vergleich mit Bohnenbergers Frageplan. In einer Entwicklungsreihe stehen zwischen Weinhold und Bohnenberger die Freiburger Universitätsangehörigen Meyer, Kluge

und Pfaff sowie der Würzburger Professor Brenner, die einen Fragebogenstil im Sinne eines Sammelplans für frei zu formulierende Mitteilungen der Korrespondenten entwickelten. Dieser Fragebogenstil wurde von Bohnenberger so gut ausgearbeitet, daß er nach Helmut Dölkers Meinung noch im Jahr 1961 "mit wenigen zeitbedingten Änderungen unbedenklich auch unter den gewandelten Verhältnissen unserer Tage als Einleitung in das Feld der Volkskunde dienen könnte". 16)

Frank, der als eifriger Sammler für seine Zeitschriftenreihe "Deutsche Gaue" um Material aus allen volkskundlichen Bereichen bemüht war, hat Bohnenbergers Vorschläge fast wortgetreu übernommen. Es genügten geringfügige Änderungen, um den Frageplan den Gegebenheiten des Bezirks Kaufbeuren anzupassen. Friedrich von der Leyen erweiterte die Kaufbeurer Frageliste für sein Vorhaben wiederum um einige Unterpunkte. (Die Zusatzfragen in den Schriftzügen von der Leyens sind als Randbemerkungen dem Kaufbeurer Konzept hinzugefügt.) Der "württembergische" Fragenkomplex "Wohnung und Geräte" erscheint im Münchner Fragebogen allerdings in stark gekürzter Form. Es fehlen vor allem Fragen, die für die Hausforschung von Interesse sind. Da dieser Forschungsbereich mit besonderer Hingabe von Oskar Brenner in Würzburg ausgebaut wurde, wollte man wohl von München aus nicht mit ihm konkurrieren. 17)

2. Durchführung der Umfrage

Die erste offizielle Akündigung der Fragebogen-Aktion findet sich im November-Heft des Jahrgangs VI (1908) der "Monatsschrift des Vereins für Volkskunde in München": ¹⁸⁾

"Volkstümliche Überlieferungen und Gebräuche. Bekanntmachung: Wir bringen nachstehend ein Rundschreiben zum Abdruck, das unser Verein an die sämtlichen bayerischen Bezirksämter mit der Bitte gerichtet hat, Mitarbeiter für unsere Sammlung volkstümlicher Überlieferungen und Gebräuche zu gewinnen. Wir bitten an dieser Stelle unsere Mitglieder um Beiträge. Herr Professor Dr. von der Leyen hat die Verarbeitung des Materials gütigst übernommen."

Im Anschluß an diese Bekanntmachung ist der als Sonderschrift an alle königlich bayerischen Bezirksämter versandte Fragebogen - dazu gehörten damals auch die Bezirksämter der Pfalz - im Wortlaut wiedergegeben.

Gleichzeitig war eine "Erhebung hinsichtlich der alten Flurnamen" im Gange. Ein Rundschreiben vom 1. Oktober 1908, das der Münchner Verein ebenfalls an alle Bezirksämter sandte, bezieht sich zunächst auf die genannte Erhebung, befaßt sich aber auch mit dem volkskundlichen Fragebogen. ¹⁹⁾

"Die gleichfalls anruhenden Fragebogen volkskundlichen Inhalts sollen ... den hiefür in Betracht kommenden Persönlichkeiten, insbesondere Lehrern, übersandt worden (!). Die Beantwortungen wären dem Kgl. Bez. Amte zurück zu leiten. Letzteres wolle sodann das angekommene Material gütigst dem Vereine zusenden.
Wir glauben sehr verehrliches Bezirksamt mit dieser Bitte behelligen zu dürfen, da erfahrungsgemäß nur bei unmittelbarer Mitwirkung der Kgl. Bezirksämter die Hinausgabe solcher Fragebogen Aussicht auf Erfolg hat. Die Vorstandschaft."

Die Tatsache also, daß gleichzeitig mit Fragen nach volkskundlich relevanten Phänomenen auch alte Flurnamen ermittelt werden sollten, brachte es mit sich, daß der Fragebogen - über die Bezirksämter - an alle Gemeindeverwaltungen verteilt wurde. Diese wiederum schickten das Antwortmaterial an die Bezirksämter zurück, von wo aus es nach München gesandt wurde.

Die in München eingelaufenen Beantwortungen der Umfrage werden im Archiv des Instituts für Volkskunde - nach Herkunftsorten (also politischen Gemeinden) gesondert - in Karton-Mappen im Folioformat verwahrt. Jede Mappe trägt den Namen des Regierungsbezirks, des Bezirksamtes und der Gemeinde vermerkt. Soweit bekannt, sind auch Name und Beruf des Korrespondenten verzeichnet.

Adolf Spamer, dem die Verzettlung der Korrespondentenberichte anvertraut war, verfügte im Jahr 1914 über 701 Antwortmappen aus dem rechtsrheinischen Bayern und 55 Mitteilungen aus der Pfalz. ²⁰⁾

Die Hoffnung Spamers, daß sich zu den "alten Helfern ... Hunderte von anderen" finden werden, so daß durch die "stete Mitarbeit weiter Kreise" eine "Vollendung" der Arbeit ermöglicht wird, diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. ²¹⁾ Spamer selbst sah sich bald durch den Ausbruch des Weltkriegs vor andere, neue Aufgaben gestellt.

So blieb die Sammlung "Volkstümlicher Überlieferungen und Gebräuche" ein Torso, der jedoch keineswegs einer neuerlichen Bearbeitung unwert erscheint. Doch muß zur Diskussion gestellt werden, welche Art der Auswertung dem vorhandenen Material gerecht werden kann.

3. Archivmaterial

Wer heute das Antwortmaterial der Münchner Umfrage auswerten will, sollte sich nicht mit den vagen Hinweisen begnügen, die aus den Reihen des dortigen Ausschusses für Volksskunde verlauteten. Dagegen läßt das Vorwort der in Württemberg konzipierten Sammeliste ein klares Forschungsziel erkennen.

Bohnenberger betrachtete die Volksskunde als eine Wissenschaft, die "zunächst die Lebens- und Anschauungsweise des heutigen Geschlechts erforschen" will. Die Fragebogen wurden den Pfarrern und Lehrern der "Landgemeinden" und "kleineren Städte" mit "übersehbarer Bevölkerung" zugesandt. Das Antwortmaterial sollte eine "umfassende Kenntnis der Sitten, Lebensformen und Anschauungen in den mittleren und unteren Schichten unseres Volkes" vermitteln, wobei das Interesse "zuerst" den "lebenden Überlieferungen" galt, "wo aber die Aufzeichnung abgegangener Überlieferungen möglich ist, wird sie uns von größtem Werte sein". Es sollte also zunächst die Gegenwart erforscht werden, "die Erkenntnis der Vergangenheit" kann daraus folgen. Um dieses Ziel zu erreichen, erschienen Sammlungen erforderlich, "die, einander ergänzend, das ganze Gebiet des deutschen Volkes umspannen, und die sich zugleich über den ganzen Umfang der Volksskunde erstrecken." ²²⁾ Das Antwortmaterial sollte also die Erfassung aller - dem Erkenntnisstand der damaligen Wissenschaft entsprechenden - volksskundlich relevanten Phänomene eines begrenzten Raumes in synchronischer Betrachtungsweise ermöglichen.

Inwieweit entspricht nun das Antwortmaterial der Münchner Umfrage diesen Zielvorstellungen? Zwar wurden in München die Anweisungen für die Korrespondenten nicht annähernd so gut präzisiert, doch müßte der Umstand, daß der württembergische Fragenkodex fast unverändert übernommen wurde, zu gleichen Ergebnissen führen.

Belegortnetz

Die Art der Verschickung versprach ein dichtes Belegnetz und damit brauchbare Arbeitsgrundlagen zur Erforschung eines begrenzten Raumes. ²³⁾

Aber wie viele Mitarbeiter konnte der Ausschuß für Volkskunde in München für seine Fragebogen-Aktion überhaupt gewinnen?

Gegenwärtig befinden sich noch 620 Antwortmappen aus dem rechtsrheinischen Bayern im Archiv. 6 davon melden Fehlanzeige, aus 78 Mappen wurden die Antwortschreiben entnommen. In weiteren 12 Mappen finden sich nur einige wenige, offenbar nachträglich eingesandte Reim- und Liedaufzeichnungen. Es ist anzunehmen, daß auch hier die eigentlichen Antwortbögen dem Archiv abhanden kamen. Dem Bearbeiter des bayerischen Raums stehen also heute noch 524 Mitteilungen von "Überlieferungen und Gebräuchen" zur Verfügung.

Die folgende Übersicht gibt Auskunft über die zahlenmäßige Verteilung der Antwortschreiben auf die einzelnen Bezirksämter, wobei der gegenwärtige Stand mit der Aufstellung Spammers verglichen wird. Als "unbrauchbar" werden Mappen bezeichnet, die entweder entleert sind, Fehlanzeige oder nur Reim- und Liedaufzeichnungen enthalten.

Regierungsbezirk	1914	1972	
		Gesamtzahl	davon unbrauchbar
Oberbayern	109	99	8
Niederbayern	97	96	30
Oberpfalz	73	76	37
Oberfranken	93	93	3
Mittelfranken	77	77	4
Unterfranken	94	98	3
Schwaben	103	81	11
Summe	701	620	96

Aus den 7048 politischen Gemeinden Bayerns, die im Jahre 1905 weniger als

2000 Einwohner zählten (in der Statistik werden sie als "plattes Land" bezeichnet), liegen heute 516 Antwortschreiben vor. Die restlichen 8 Korrespondentenberichte stammen aus "Landstädten", das sind politische Gemeinden, deren Einwohnerzahl zwischen 2000 und 5000 liegt. Im Jahr 1905 gab es 174 "Landstädte" in Bayern.²⁴⁾ Durch die Umfrage wurden demzufolge 7,3 % der Gemeinden des "platten Landes" und 4,6 % der "Landstädte" erfaßt.

Für ein Stichprobenverfahren wäre dieser Prozentsatz vielleicht vertretbar, doch sollten die Belegorte möglichst gleichmäßig über den zu erforschenden Raum verteilt sein. Wählt man das Gebiet eines Bezirksamtes als größte Raumeinheit, so bedeutet dies, daß aus jedem Bezirksamt wenigstens eine Antwortmappe vorhanden sein müßte. Von den 145 bayerischen Bezirksamtern haben jedoch 47 keine Mitteilungen nach München gesandt, so daß etwa nur 68 % der heutigen Landkreise erfaßt wurden. Wie eine kartographische Darstellung der Belegorte zeigt, ergeben sich dadurch große Räume als "weiße Flecken". Die Forderung nach einer möglichst gleichmäßigen Verteilung der Belegorte wird also nicht erfüllt.

Eine Erforschung der "Volkstümlichen Überlieferungen und Gebräuche" des gesamten bayerischen Raumes aufgrund des im Archiv des Instituts für Volkskunde in München lagernden Antwortmaterials der Umfrage-Aktion von 1908/09 ist demzufolge nicht möglich.

Korrespondentenberichte

So bleibt die Frage offen, ob durch die exakte Zusammenstellung eines Sammelplanes in Form von Fragelisten die Anregung für etwa gleichwertige und damit vergleichbare volkskundliche Ortsmonographien gegeben war. Zunächst muß die Frage geklärt werden, inwieweit das Antwortmaterial unter dem Aspekt der Quantität zu Vergleichszwecken herangezogen werden kann.

Die Initiatoren der Umfrage-Aktion hofften vor allem auf die Mitarbeit der Lehrer. Diese beklagen in den das Antwortmaterial begleitenden Briefen häufig arbeitsmäßige Überlastung durch hauptamtliche Lehrtätigkeit und nebenamtliche Beschäftigung als Gemeindeschreiber. Aus Zeitmangel sahen sich die Lehrer zum großen Teil nicht in der Lage, all ihr Wissen über Erscheinungsformen des Volkslebens zu Papier zu bringen und vertrösteten oftmals auf ausführliche Mitteilungen zu späteren Terminen. Wer nicht schon vorher gesammelt hatte, konnte in den drei Monaten (von November/Dezember 1908 bis März 1909), die zur Beantwortung des umfangreichen Fragenkataloges zur Verfügung standen, nur bedingt wertvolle Informationen liefern.²⁵⁾

Selbst wenn man in Rechnung stellt, daß die überwiegende Zahl der Antwortschreiben aus kleinen Landgemeinden kommt, darf doch das Problem der Erfäßbarkeit volkskundlich relevanter Erscheinungsformen durch einen Beobachter nicht außer acht gelassen werden. Wie die Ergebnisse der Umfrage zeigen, ist es einem einzigen Korrespondenten, selbst bei überschaubarer Siedlungsgröße, praktisch unmöglich, das Volksleben in seiner ganzen Breite zu erfassen und darzustellen.

Um zu dieser Darstellung befähigt zu sein, müßten die Korrespondenten neben der Bereitschaft, Zeit für die Sammeltätigkeit und anschließende schriftliche Mitteilung zu opfern - eine weitere Voraussetzung erfüllen: Sie müßten nämlich den Willen und auch die Möglichkeit besitzen, Einblick in diese Volksleben zu gewähren!

Nur wenige Korrespondenten waren so einsichtsvoll, zu bekennen, daß sich "eine ausgiebige Erledigung ... wie offensichtlich nicht auf einmal herbeiführen" läßt, "da man sich selbst erst in den großen Stoff einarbeiten muß" (Sommersdorf/FEU). Einige der angesprochenen Personen entledigten sich der mühsamen Arbeit, indem sie versicherten: "Geeignetes Material konnte

leider nicht gefunden werden " (Linden/NEA) .

Die Bürgermeister der Gemeinden, die als erste den Fragebogen in die Hand bekamen, wiesen zum Teil die Bitte um Beantwortung der Fragen mit Bemerkungen wie der folgenden ab: "Ich berichte hiemit, daß dahier besondere Sitten und Bräuche in irgendwelcher Beziehung nicht existieren. Nahrung, Kleidung, Wohnung und Geräte sind den modernen Anforderungen entsprechend. Sagen und irgendwelcher Glaube an Gespenster usw. ist mir dahier nichts bekannt; ebensowenig ist mir in Bezug auf Dichtung nichts bekannt. Die Mundart dahier macht von der allgemeinen Sprache keine Abweichungen nennenswerter Art" (Baiersdorf/ER).

Leitete der Bürgermeister den Fragebogen an den Lehrer weiter, um ihn nach der Bearbeitung dann aber selbst zu unterzeichnen und im Auftrag der Gemeindeverwaltung an das zuständige Bezirksamt zurückzusenden, war der Lehrer als Korrespondent in seinen Aussagen "gebunden". Welcher damals noch von der Gemeinde bezahlte Lehrer hätte es wohl gewagt, Berichte zu schreiben, die dem auf das Gemeinde-Prestige achtenden Bürgermeister zuwiderliefen.

Natürlich gab es unter der Lehrerschaft auch Berichterstatter, die ohne Rücksicht auf die Zensur des Bürgermeisters den Fragebogen bearbeiteten. Vielen Korrespondenten fehlte aber der nötige Einblick in das Dorfgeschehen, da sie erst kurze Zeit am Ort wohnten. So schreibt beispielsweise ein Berichterstatter: "Zur Entschuldigung der großen Dürftigkeit der vorstehenden versuchten beantwortung (!) des Fragebogens bemerke ich, daß eingehende und "intime" Kenntnis des Volkes und seiner Eigentümlichkeiten nur die Frucht langjähriger liebevoller Beobachtung sein kann. Vielleicht kann ich eine wertvollere Auskunft geben, wenn es mir vergönnt ist, anstatt in 2 Jahren in 10 - 15 Jahren Leben und Treiben der Leute in meiner Pfarrei zu beobachten" (Lohr/ROT).

Fand sich ein Geistlicher zur Bearbeitung des Fragebogens bereit - die Anzahl der Geistlichen unter den Korrespondenten ist überraschend gering - so gestand er nicht selten von vornherein seinen beschränkten Einblick in das "Volksleben" ein, etwa mit dem Hinweis, daß sich die Leute genießen, Volkslieder "bedenklichen Inhalts" dem Pfarrer vorzusingen (Jahrsdorf(HIP)). Daß man vor dem Ortsgeistlichen noch ganz andere "Äußerungen des Volkslebens"

geheim hielt, darf selbstredend angenommen werden. Die Mitteilungen aus der Feder von Pfarrern sind zum überwiegenden Teil auffallend kurz abgefaßt, nicht selten läßt sich bei ihnen - ähnlich wie bei den Bürgermeistern - das Bestreben feststellen, dem Leser in knappen Aufzeichnungen das Bild einer "intakten" Pfarrgemeinde zu vermitteln.

Betrachtet man die Mitteilungen also unter dem Aspekt der "Quantität", so gelangt man zu der Überzeugung, daß nur die wenigsten Korrespondenten tatsächlich Einblick in "Volkstümliche Überlieferungen und Gebräuche" ihrer Gemeinden gewähren konnten oder wollten! Dieser Sachverhalt äußert sich in der Anzahl der beschriebenen Seiten. Die Informationen durch die Korrespondenten schwanken - je nach Mittelungsfreudigkeit - zwischen einer und 70 Seiten im Folioformat. In Relation zur Breite des Fragenkatalogs müssen die Beantwortungen im großen und ganzen als "dürftig" bezeichnet werden.

Es wäre jedoch verfehlt, aus der - in Relation zum Fragenkodex - geringen Anzahl der beschriebenen Seiten vorschnell Schlußfolgerungen hinsichtlich der Qualität des Antwortmaterials zu ziehen. Allerdings führt die Lektüre der eingesandten Mitteilungen zu der Überzeugung, daß die Ursache für die Dürftigkeit des Antwortmaterials nicht allein in der arbeits- und wissensmäßigen Überforderung der Korrespondenten zu suchen ist, sondern auch in den unklaren Vorstellungen begründet liegt, die im Münchner Ausschuß für Volkskunde über das Ziel der Umfrage-Aktion herrschten.

Mit dem Hinweis auf den "Wert" der Volkskunde versuchte der Verfasser des Vorworts eine möglichst breite Schicht von Korrespondenten für die Mitarbeit an der Sammlung "Volkstümlicher Überlieferungen und Gebräuche" zu gewinnen. Wann und wo diese Überlieferungen lebendig sind bzw. waren, welche Bedeutung ihnen für die Zeit der Umfrage beizumessen ist, diese Erwägungen bleiben offen. Die Zielvorstellung lautete: Heimatliebe wecken! Dieses Programm sollte vor allem die Lehrerschaft ansprechen, die ihrerseits diese Heimatliebe den Schulkindern vermitteln konnte. Bedenkenlos wurde das Interesse der zukünftigen Sammler auf "Altes" gelenkt; welche der "Sitten" als "sinnvoll" zu erachten sind, blieb dem Korrespondenten überlassen ...

Vor allem wurde Wert auf die Mitteilung von "Merkwürdigem" gelegt;²⁶⁾ als Folge davon findet sich in den Antwortschreiben bei vielen Punkten der

Vermerk "Nichts Besonderes". Andererseits verleitete diese Frage nach "Merkwürdigem" manch einen Mitteilungsfreudigen Korrespondenten, aus der Vielfalt der Fragen nur Objektivationen mitzuteilen, denen er aufgrund persönlicher Liebhaberei seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte. So verraten mehrere Antwortmappen beispielsweise die philologisch orientierte Sammelbegeistrierung einiger Korrespondenten, wenn diese das Hauptgewicht ihrer Mitteilungen auf die Niederschrift von Reimen und Liedern, Sagen oder historischen Ereignissen legten.

Erzählfreudige Seelenhirten berichteten dagegen nicht ungern von ihren Erfolgen bei der Abschaffung des Leichenschmauses und ähnlichen, leicht zu "Ausschweifungen" führenden Zusammenkünften der Dorfbevölkerung.

Das im Vorwort zum Fragebogen bekundete Interesse an "alten und sinnvollen Sitten" brachte eine Schwerpunktverschiebung zugunsten alten Überlieferungsgutes mit sich.²⁷⁾ Zwar zeigten sich die Bürgermeister völlig unberührt von den Heimatschutzbestrebungen (ihre Berichte sind dementsprechend "mager"), doch wartete die Lehrerschaft umso lieber mit "noch bekanntem" oder gar "noch lebendigem" Überlieferungsgut auf. Diese retrospektive Haltung äußert sich vor allem in Mitteilungen von Verhaltensformen, die nachweislich zur Zeit der Umfrage nicht mehr in Übung waren.²⁸⁾ Die Beantwortung der Fragelisten ist demzufolge von dem Vorverständnis geprägt, das nach der Jahrhundertwende unter dem Begriff "Heimatschutz" vor allem von der Lehrerschaft - die ja die überwiegende Zahl der Korrespondenten ausmacht - aufgegriffen wurde und zu einer Überbetonung von "Altartigem" und "Bemerkenswertem" führte. Eine Aufzeichnung von Lebensvorgängen, die an sich wertfrei betrachtet werden mußten, wie der - im Fragenkodex übernommene - württembergische Fragebogen es vorsah, war also bei der Münchner Umfrage von vornherein nicht gewährleistet.

Fragenkodex und Wirklichkeit

Allerdings muß eingeräumt werden, daß bereits der Fragenkodex die Aufmerksamkeit der Sammler auf Erscheinungen im Lebensgefüge ausschließ-lich bäuerlicher Landgemeinden lenkte. Aber auch in solchen Gemeinden war die von den Initiatoren der Frageliste postulierte traditionsgebundene Lebensweise im Absterben begriffen.

In einer gewissen "Konfliktsituation" befanden sich jene Korrespondenten, für deren Gemeinden der auf eine "heile Welt" mit homogener Gesellschaftsschichtung ausgerichtete Fragebogen nur noch teilweise oder gar nicht mehr zutraf. So schwelgt der Berichterstatter aus Hammer (Gemeinde Laufamholz) bei Nürnberg in der Beschreibung einer "echten" Bauernhochzeit und muß doch gleichzeitig zugeben, daß ein derart pittoresker Brauchablauf "nicht mehr oft" vorkommt. Mit seiner "Ausbeute" an "Gebräuchen aus dieser Gegend" ist er nicht zufrieden. "Die Errungenschaften" sind "nicht sehr reichhaltig, da hiesige Bevölkerung zum Teil aus zugezogenen Arbeiterfamilien besteht und alte Sitten und Gebräuche bis auf kleine Reste verschwunden sind" (Hammer/N). Auch andere Berichte aus Gemeinden um das Industriezentrum Nürnberg lassen eine heterogene Gesellschaft erkennen. Zum Beispiel wird immer wieder darauf verwiesen, daß Arbeiterfamilien erst um 12 Uhr zu Mittag essen, während bei der bäuerlichen Bevölkerung 11 Uhr als Essenszeit gilt.

Die Bedeutung der Vereine für das kulturelle Leben wurde, obwohl der Fragenkodex das Stichwort "Vereine" nicht enthält, in den stadtnahen Gemeinden als erwähnenswert erachtet. Nacherhebungen ergaben, daß auch in den Dörfern des nordwestlichen Mittelfrankens verschiedene Vereine das Gemeindeleben mitprägten. In den Antwortschreiben aus den betreffenden Gemeinden fand diese Tatsache jedoch keine Erwähnung.

Offensichtlich konnten die Korrespondenten der Gemeinden um Nürnberg die Diskrepanz zwischen dem vom Fragebogen vorgegebenen "Weltbild" und der Wirklichkeit der Industriegesellschaft in ihren Gemeinden nicht eliminieren. In den stadtfurtheren Gemeinden kam solchen Widersprüchen nicht dieser hohe Bedeutungsgrad zu - die Diskrepanz war noch nicht derart offenkundig. Vom Fragebogen "verführt" erachteten die meisten Korrespondenten sie als nicht existent.

Es zeigt sich also, daß sowohl die Initiatoren der Fragebogen-Aktion als auch

die Mehrzahl der Korrespondenten - im Zeitgeist befangen - die Volkskunde als sittenwahrendes "Bollwerk gegen Neuerungssucht und Sozialdemokratie" verstanden. Die Beantwortung der Umfrage erfolgte deshalb unter dem damals üblichen Gesichtspunkt der Heimatschutzbewegung, die selbstredend Werte setzte. Die Korrespondenten legten das Schwergewicht ihrer Mitteilungen vorwiegend auf absterbende Traditionsformen oder - in vieler Hinsicht unkontrollierbares - mündliches Überlieferungsgut. Diese Überbetonung einer bestimmten Komponente des Volkslebens verursachte notwendigerweise eine Verzerrung der Wirklichkeit. Trotz der detailliert aufgeschlüsselten Frageliste können die in München eingelaufenen volkskundlichen Mitteilungen deshalb nicht als vergleichbare volkskundliche Ortsmonographien gewertet werden. Es fehlte an vorgebildeten Korrespondenten, die in der Lage gewesen wären, spezifische Merkmale des Volkslebens in ihrer Gemeinde zu erfassen. Eine "Vorbildung" wäre insofern erforderlich gewesen, da eine große Anzahl von Erscheinungsformen, die das Volksleben eines Dorfes prägen, nicht in einer für ganz Bayern geltenden Frageliste enthalten sein können.

Die ungleichmäßige Verteilung der Belegorte sowie die verschiedenartige Quantität und Qualität der Mitteilungen aus dem rechtsrheinischen Bayern machen die planmäßige Erfassung volkskundlich relevanter Phänomene in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg unmöglich. Die Pläne der eigentlichen Initiatoren der Umfrage-Aktion, die man heute mit dem Begriff Kulturraumforschung umreißen würde, lassen sich aufgrund des - für diesen Zweck - unzulänglichen Antwortmaterials nicht verwirklichen.

Dennoch bleibt der Wert der Korrespondentenberichte als Quellenmaterial für verschiedenste Problemstellungen volkskundlicher Forschung unbestritten, geben sie doch abrißweise, manchmal schlaglichtartig Auskunft über verschiedenste Bereiche des Volkslebens in der Endzeit des bayerischen Königreichs. Die folgende Untersuchung möchte eine der Möglichkeiten darlegen, das vorhandene Material zu nutzen.

II. Die Erhebungen von 1970 - 1973

1. Die Aufgabenstellung

Aus den Kenntnissen, welche die Durchsicht der Korrespondentenberichte vermittelte, ergab sich folgende Hypothese:

- (1) Das Volksleben in Bayern wies zur Zeit der Münchner Umfrage regionale Sonderformen auf, die vermutlich auf territoriale Verhältnisse zur Zeit des "Alten Reiches" zurückzuführen sind.²⁹⁾

Diese Feststellung ist bemerkenswert, da im Jahre 1908/09 das Königreich Bayern mit seiner einheitlichen Regierungs- und Verwaltungsform bereits fast hundert Jahre lang bestand.

Um die in den Korrespondentenberichten sich abzeichnenden Grundstrukturen eines von früheren Herrschaftsformen geprägten Volkslebens feststellen zu können, erschien es naheliegend, das vorhandene Archivmaterial durch Feldforschung zu ergänzen bzw. zu erweitern. Aus diesem Grund wurden Nacherhebungen im Exploratorenverfahren durchgeführt, die auf ein ausreichend dichtes Belegnetz und möglichst gleichwertiges Antwortmaterial zielten.

Da die Bearbeitung des Münchner Archivmaterials im Rahmen einer Dissertation durchgeführt wurde, waren dem Vorhaben nicht nur in zeitlicher und finanzieller Hinsicht, sondern vor allem vom personellen Aufwand her Grenzen gesetzt.

Zur Überprüfung von Hypothese (1) mußte also aus arbeitstechnischen Gründen ein Gebiet gewählt werden, das zur Zeit des Alten Reiches auf möglichst engem Raum verschiedene Territorien vereinte.

Der Regierungsbezirk Mittelfranken erfüllt diese Bedingung in befriedigendem Maß.

Historische Karten, die den politischen Zustand dieses Raumes in den Jahren vor 1800 festhalten, zeigen eine Vielzahl kleinerer und größerer Territorien:³⁰⁾

Der Süden Mittelfrankens wird zum größten Teil vom Hochstift Eichstätt beherrscht. Das Lila der Fürstbischöfe findet sich aber auch in dem großen Komplex der Markgrafschaft Ansbach versprengt. Das ansbachische Territorium wird im Westen, Südwesten und Osten von den Herrschaftsgebieten der Reichsstädte Rothenburg, Schwäbisch-Hall, Dinkelsbühl und Nürnberg

begrenzt. Im Norden trennt ein Gürtel von kleineren standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Territorien die Markgrafschaft von den Hochstiften Würzburg und Bamberg.

Die Untersuchungsgemeinden

Glücklicherweise ist das Antwortmaterial aus Mittelfranken ³¹⁾ von brauchbarer Qualität. Die Beschäftigung mit den Korrespondentenberichten dieses Regierungsbezirks ermöglichte zwei weitere Hypothesen:

- (2) Im Nordwesten Mittelfrankens trägt das Brauchleben farblosere Züge als in den übrigen Gebieten dieses Regierungsbezirks.
- (3) In Mittelfranken weisen Brauchleben sowie Volksglaube konfessionell bedingte Unterschiede auf.

Diese Hypothesen machten die Auswahl zweier Untersuchungsgebiete im Raum Mittelfranken nötig. Die Belegortkarte weist im Nordwesten des Regierungsbezirks eine relativ dicht belegte Region innerhalb des Landkreises Scheinfeld auf. Ein zweites Belegnetz von befriedigender Dichte befindet sich im Landkreis Hilpoltstein.

Durch den Landkreis Hilpoltstein verlief zur Zeit des Alten Reiches die Grenze zwischen dem katholischen Hochstift Eichstätt und der evangelischen Markgrafschaft Ansbach. In Klein- und Großhöbing, zwei Gemeinden, die durch diese Grenze getrennt waren, wurden persönliche Erhebungen durchgeführt. Aus dem katholischen Untermässing sowie aus Greding, Allersberg, Jahrsdorf und Weinsfeld liegt Archivmaterial vor. Um das Bild vom Volksleben im Hochstift Eichstätt zu vervollständigen, wurden - ebenso wie in Großhöbing - in den Orten Emsing, Mantlach und Ochsenfeld Umfragen durchgeführt. Das Archivmaterial aus Untermässing konnte durch Nacherhebungen ergänzt werden. Auf markgräflicher Seite geben Korrespondentenberichte aus den Gemeinden Thalmässing, Ruppmannsburg und Alfershausen Aufschluß über "evangelisches Volksleben". Persönliche Erhebungen in Bergen und Schwimbach dienten der Ergänzung des Archivmaterials.

Die Gesamtheit dieser Gemeinden wird als "Südgebiet" bezeichnet. Das Südgebiet umfaßt also nicht nur zwei Regionen mit unterschiedlicher Konfessionszugehörigkeit der Bevölkerung. Die Trennlinie dieser Regionen war gleichzeitig Grenze zwischen zwei verschiedenen politischen Herrschaftsgebieten. Deshalb erfüllt das Südgebiet die Voraussetzungen zur Überprüfung sowohl der Hypothese (3) als auch der Hypothese (1).

Zur Überprüfung der Hypothese (2) wurde dem Südgebiet das "Nordgebiet"

im Landkreis Scheinfeld gegenübergestellt. In vorbayerischer Zeit beherrschte diesen Raum eine Vielzahl von Standesherrn und Reichsrittern; deshalb sollte hier nicht ein "Grenzgebiet" möglichst ganzflächig erfaßt werden. Vielmehr bot sich im Nordgebiet die Möglichkeit, das Volksleben verschiedener kleiner Territorien exemplarisch darzulegen anhand des Archivmaterials und ergänzender persönlicher Umfragen in einzelnen, durch Korrespondentenberichte bereits "bekannten" Gemeinden. Zu diesem Zweck wurden die evangelischen Dörfer Hellmitzheim, Nenzenheim und Neundorf sowie das gemischtkonfessionelle Ullstadt ausgewählt. Um Vergleichsmaterial für konfessionell bedingte kulturelle Objektivationen zu erhalten, fanden auch in der katholischen Gemeinde Altmannshausen, einem Dorf, aus dem kein Archivmaterial vorliegt, Befragungen statt. Zur Überprüfung von Hypothese (1) wurden Ullstadt und Nenzenheim gewählt. Ullstadt befand sich ganz im Besitz der Freiherren von und zu Franckenstein. In Nenzenheim dagegen teilten sich die Fürsten von Schwarzenberg und die Grafen von Limpurg-Speckfeld in die Dorf- und Gemeindeherrschaft, während die Hochgerichtsbarkeit der würzburgischen Cent Hellmitzheim oblag. Die Gemeinde Ullstadt, wo Angehörige der protestantischen wie der katholischen Konfession wohnen, ist gleichzeitig zur Überprüfung der Hypothese (3) geeignet. ³²⁾

Da die drei Hypothesen eine Untersuchung des Volkslebens in Dörfern mit unterschiedlicher territorialpolitischer Vergangenheit notwendig machten, müssen die ausgewählten Gemeinden in statistischer, wirtschaftlicher und soziologischer Hinsicht ein Höchstmaß an Gleichheiten aufweisen. Starke Unterschiede der sozialökonomischen Struktur würden nämlich von vornherein das Untersuchungsergebnis in einer bestimmten Richtung prägen, d. h. für die genannte Fragestellung verfälschen. ³³⁾

Zur Zeit der Umfrage waren alle genannten Dörfer bäuerlich geprägt. Bergen wird beispielsweise im Jahr 1915 als "rein bäuerlich" bezeichnet, obwohl es "einzelne Handwerker und Geschäftsleute gibt, die aber neben ihrem Handwerk auch die Landwirtschaft betreiben" (Bergen, Pfb S. 366). In Nenzenheim waren zur Zeit der Umfrage ebenfalls Handwerker ansässig. Der Autor der Pfarrbeschreibung betont jedoch, daß die Bevölkerung "ausschließlich von der Landwirtschaft" lebt (Nenzenheim, Pfb S. 61).

Doch darf der Explorator die Veränderung der sozialökonomischen Struktur,

die in den Untersuchungsgemeinden allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg eintrat, nicht außer acht lassen, da er ja ständig mit der Gegenwart konfrontiert wird. Aus diesem Grund muß überprüft werden, ob die sozial-ökonomische Struktur, soweit sie sich aus statistischen Daten ermitteln läßt, auch heute noch ähnlich ist und die Gemeinden deshalb in dieser Hinsicht vergleichbar sind (vgl. Anlage 4).

Zunächst sei bemerkt, daß keines der beiden Untersuchungsgebiete im direkten Einzugsbereich einer Großstadt liegt. Beide Regionen waren aber bereits vor dem Ersten Weltkrieg durch Abwanderung und daraus resultierend auch durch verwandtschaftliche Beziehungen mit dem Großraum Nürnberg verbunden. Heute ist jede der untersuchten Gemeinden durch Arbeitspendler mit Nürnberg in Kontakt.

Keine der Gemeinden weist ein größeres, geschlossenes Neusiedelgebiet auf. Eine Überfremdung durch zugezogene Bevölkerungsschichten kann deshalb ausgeschlossen werden. Von den Flüchtlingen, die nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem aus dem Sudetenland kamen, wohnen nur noch sehr wenige in den genannten Dörfern.

Im vorausgegangenen wie auch im folgenden Text umschreibt der Begriff "Gemeinde" die soziale Gemeinde, die - im Gegensatz zur politischen Gemeinde - eine "mehr oder weniger große soziale Einheit auf lokaler Basis (ist) in der Menschen zusammenwirken, um ihr wirtschaftliches, soziales und kulturelles Leben zu fristen." ³⁴⁾

Alle Untersuchungsgemeinden sind bzw. waren Sitz einer politischen Gemeinde. Im Zuge der Gemeindegebietsreform wurden jedoch einige von ihnen einer Großgemeinde einverleibt. Mit Ausnahme von Neundorf, Mantlach und Kleinhöbing ist jede Gemeinde zugleich Pfarrdorf und Schulort. Allerdings haben sich durch das Verbandsschulwesen einige Verschiebungen ergeben, die den Charakter des ehemaligen "Schulortes" wandelten. Das Zahlenmaterial, welches statistische, soziologische und wirtschaftliche Determinanten der Untersuchungsgemeinden erschließt, bezieht sich auf die Verhältnisse in den politischen Gemeinden zur Zeit vor der Gebietsreform am 1. 7. 1972. Das heißt: Zu den untersuchten sozialen Gemeinden, die damals immer gleichzeitig auch Sitz eines Bürgermeisters waren, gehören auch Einzelhöfe und Weiler. Diese Tatsache findet in der Statistik ihren Niederschlag. Zwar fallen im Nordgebiet diese außerhalb der Hauptortschaft gelegenen Siedlungen zahlen-

mäßig kaum ins Gewicht, da die Einwohnerzahl der "Aussiedler" im Verhältnis zu den Bewohnern der Hauptortschaften sehr gering ist. In den bevölkerungsschwächeren Gemeinden des Südgebietes dagegen kann die Zahl der außerhalb der Untersuchungsgemeinden liegenden Höfe - vor allem in den Gemeinden Schwimbach und Großhöbing - eine Verzerrung der tatsächlichen Verhältnisse verursachen. ³⁵⁾

Mit knapp 525 Einwohnern zählen Nenzenheim und Ullstadt zu den bevölkerungsstärksten Gemeinden im Nordgebiet. Bergen und Ochsenfeld mit jeweils rund 350 Einwohnern sind die größten Gemeinden des Südgebiets. Da für Mittelfranken auch sehr kleine Gemeinden typisch sind, wurde in jedem der beiden Untersuchungsgebiete eine Gemeinde mit rund 100 Einwohnern zu Explorationszwecken für besondere Fragestellungen ausgewählt. Es handelt sich um die beiden Straßendörfer Mantlach/HIP und Neundorf/SEF.

Die Zahl der Arbeitsauspendler ist in allen Gemeinden - mit Ausnahme von Bergen - höher als die der Einpendler. Bergen beschäftigt in nichtlandwirtschaftlichen Arbeitsstätten 219 Arbeitskräfte. An zweiter Stelle kommt Untermassing, das mit 43 Beschäftigten den Höchststand unter den restlichen Gemeinden erzielt.

Die größte Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe in den untersuchten Gemeinden besitzt nicht mehr als 30 ha Nutzfläche. Lediglich in 7 Gemeinden gibt es insgesamt 19 landwirtschaftliche Anwesen, die diese Größenklasse überschreiten; einige davon sind Gutsbetriebe in Adelsbesitz.

Der Prozentanteil der landwirtschaftlichen Wohngebäude an der Gesamtheit der Wohngebäude ist mit 35 - 40 % in Ochsenfeld, Emsing und Ullstadt auffallend niedrig. In Ochsenfeld errichteten nichterbbauberechtigte Nachkommen von Bauern neue Wohnhäuser, weil sie im nahe gelegenen Eichstätt zur Arbeit gehen können. In Emsing verlockt unter anderem die idyllische Lage nachgeborene Bauernkinder zur Seßhaftwerdung. In Ullstadt ist die geringe Zahl landwirtschaftlicher Gebäude nicht auf eine besonders rege Siedlungstätigkeit zurückzuführen. Hier geboten die unterdurchschnittlichen Grundbesitzverhältnisse und nahe gelegene Industriebetriebe die Stilllegung besonders kleiner landwirtschaftlicher Betriebe. Den weitaus höchsten Anteil an landwirtschaftlichen Wohngebäuden weist Mantlach auf (85 %). Die nachgeborenen Kinder der wohlhabenden Mantlacher Bauern - Betriebsgrößen zwischen 2 - 10 ha fehlen hier völlig! - erwerben Bauplätze in besser strukturier-

ten Gemeinden, etwa im nahen Markt Titting. In den restlichen 9 Untersuchungsgemeinden werden von 50 - 70 % aller Wohngebäude aus landwirtschaftliche Betriebe geleitet.

Errechnet man jedoch den Prozentanteil der Wohnbevölkerung, die ihren überwiegenden Lebensunterhalt aus der Erwerbstätigkeit in der Landwirtschaft bezieht, so zeigt sich, daß dieser Prozentanteil durchwegs niedriger ist als der Anteil der landwirtschaftlichen Wohngebäude an der Gesamtheit der Wohngebäude einer Gemeinde. Dieses Zahlenverhältnis ist dadurch bedingt, daß zwar von bestimmten Wohngebäuden aus landwirtschaftliche Betriebe geleitet werden, der überwiegende Lebensunterhalt jedoch durch Erwerbstätigkeit in einem nichtlandwirtschaftlichen Betrieb gewonnen wird. Hier kommt das Phänomen der Nebenerwerbslandwirtschaft zum Ausdruck.

Mit Ausnahme von Mantlach (80,8 %) liegt der Prozentsatz der Wohnbevölkerung, die ihren überwiegenden Lebensunterhalt aus Einnahmen der Landwirtschaft bezieht, durchwegs unter 55,8 %. Die unterste Grenze bildet Ochsenfeld (16,1 %), dann folgt Kleinhöbing (30,0 %).

Die Sachbereiche

Die Untersuchungsgemeinden weisen ein geschlossenes Siedlungsbild, eine geringe Einwohnerzahl und eine relativ gleichförmige Sozialstruktur auf (vgl. auch Anlage 5). Sie sind aufgrund dieser Tatsachen selbst für einen einzigen Explorator überschaubar. Da dieser Explorator zur Überprüfung der Hypothesen jedoch in dreizehn Dörfern Erhebungen durchzuführen hatte, konnten nicht alle Erscheinungsformen des Volkslebens abgefragt werden.

In der Untersuchung soll - wie schon erwähnt wurde - bereits vorhandenes Archivmaterial verwertet werden; deshalb bildeten Objektbereiche aus der Frageliste von 1908/09 die Grundlage für weitere Erhebungen. Die Korrespondenten berichteten mit Vorliebe über die Themenkreise "Sitte und Brauch" sowie "Glaube und Sage"; so liegt aus diesen Sachgebieten das meiste Antwortmaterial vor.

Die Mitteilungen über abergläubische Vorstellungen und Handlungen erwiesen sich jedoch als zu wenig objektiv. Zu Explorationszwecken erscheint dieses Kapitel des Fragebogens ungeeignet, da sich - wie erste Umfragen ergaben - die Gewährsleute gerne aufgeklärt zeigen. Überdies geschehen abergläubische Handlungen vielfach im geheimen und bleiben oft selbst den Siedlungsgenossen verborgen. Der fremde Explorator hat höchst selten die Möglichkeit, genügend Einblick in abergläubische Praktiken zu erlangen und kann deshalb nur bedingt gültige Aussagen treffen. Bei vielen Gesprächen ergab sich zwar die Gelegenheit, über Abergläubisches zu sprechen, doch nur in wenigen Fällen ließ sich ermitteln, ob der Berichterstatter lediglich tradiertes Wissen preisgab oder ob mit diesem Wissen auch Gläubigkeit bzw. eigene "Erfahrung" verbunden war.

Dagegen erscheinen Brauchtümlich festgelegte Verhaltens- und Handlungsweisen für Untersuchungszwecke geeignet, da sie weitgehend der Beobachtung offenstehen. Im Rahmen des Dorflebens trägt zum Beispiel das Brauchgeschehen bei bedeutenden Familienereignissen (etwa: Taufe, Hochzeit, Tod), unter anderem wegen der Prozession zur Kirche bzw. zum Friedhof, gewissermaßen öffentlichen Charakter. Da die Anzahl der Beteiligten bei Bräuchen im Lebenslauf meist groß ist, kann davon ausgegangen werden, daß die überwiegende Zahl der Gewährsleute bereits bei mehreren dieser Familienereignisse anwesend war, den Brauchablauf also aus eigener Anschauung kennt und

die Vorgänge bei derartigen Begebenheiten dem Explorator mitteilen kann.

Auch die Brauchkomplexe um Fasching und Kirchweih sind für eine Befragung geeignet, da an den Geschehnissen alle Dorfbewohner in irgendeiner Form teilnehmen können; überdies hat der Explorator die Möglichkeit, den Brauchablauf zu beobachten, soweit er sich in der Öffentlichkeit abspielt. Öffentlichkeitscharakter tragen auch Vereinsfeste, zu denen ja die gesamte Dorfbevölkerung eingeladen ist.

Die Beschränkung der Untersuchung auf Erscheinungsformen des Brauchlebens dürfte gerechtfertigt sein, da dieser Kulturbereich eine zentrale Stellung im Volksleben einnimmt. Bei den Nacherhebungen wurde jedoch nicht eine möglichst komplette Erfassung bzw. Ergänzung der im Archivmaterial sich abzeichnenden Sonderformen des Brauchlebens angestrebt. Vielmehr sollten einige wenige Brauchkomplexe nach verschiedenen Gesichtspunkten untersucht werden.

Weil aber die Korrespondentenberichte von 1908/09 durch persönliche Umfragen in der Gegenwart ergänzt wurden, lag es nahe, das Interesse nicht nur auf kulturelle Objektivationen vergangener Jahrzehnte zu beschränken, sondern auch Fragen nach volkskundlich relevanten Erscheinungen der Gegenwart in die Exploration einzubeziehen. Während der Münchner Fragebogen vor allem zu einer rein stofflichen Aufzählung kultureller Objektivationen anregte, bietet eine persönliche Umfrage die Möglichkeit, auch Trägerschichten und ortsspezifische Sonderformen des Volkslebens zu ermitteln. Neben Fragen nach Erscheinungsformen des Brauchlebens standen deshalb auch Erkundungen nach Führungspersönlichkeiten und -gruppen sowie nach kommunalen Einrichtungen. Gerade die Existenz gemeinschaftlicher Bauten und Institutionen gilt ja nicht nur als eine der Determinanten, die das Verhalten der Bevölkerung mitgestalten, sondern sie dient auch als Indikator für die Einstellung der Dorfbewohner zu ihrer Gemeinde. (Diese Tatsache betont vor allem Karl-Sigismund Kramer in seinen Untersuchungen. Doch gilt diese Feststellung auch für die Gegenwart.)

Auf diese Weise lassen sich mehr oder weniger stark voneinander abweichende "Lebensformen" verschiedener sozialer Gemeinden ermitteln. Als Lebensformen sind jene Aktivitäten der Menschen zu verstehen, die sich "im öffentlichen Raum des sozialen und kulturellen Lebens" eines Dorfes äußern. ³⁶⁾

2. Das Vorgehen

Die Explorationsfahrten

Die erste Explorationsfahrt wurde in dem Bestreben durchgeführt, über Grundstrukturen bestimmter Brauchkomplexe, wie sie sich im Archivmaterial abzeichnen, Klarheit zu gewinnen und gleichzeitig ihre Verbreitung in den beiden Untersuchungsgebieten zu überprüfen. Ein Frageschema, das in Anlehnung an das Antwortmaterial der Münchner Umfrage konzipiert wurde, verhinderte Fragen nach nicht existenten Sachverhalten und diente gleichzeitig als "Testfragebogen". Diese erste Umfrage-Aktion ließ bereits ortsspezifische Sonderformen des Volkslebens erkennen.

Für die zweite Erkundungsfahrt wurde aus diesem Grund ein Frageplan ausgearbeitet, der nicht nur die Erfassung von traditionsgebundenen Verhaltensformen auf regionaler Basis, sondern auch von Sonderformen kultureller Objektivationen auf lokaler Ebene ermöglichte. Fragenkomplexe, die sich als unergiebig erwiesen, wurden eliminiert.

Eine dritte Befragungsaktion war erforderlich, um die Untersuchungsergebnisse überprüfen zu können, die sich nach der Bearbeitung des Antwortmaterials der beiden vorausgegangenen Explorationsfahrten herauskristallisiert hatten.

Außer dieser systematischen Befragungs-Aktion, die in drei Stufen verlief, wurden mehrere Fahrten mit dem Ziel unternommen, durch persönliche Beobachtung termingebundene Brauchkomplexe kennenzulernen. Auf diese Weise konnten die Vorgänge beim Rosenkranzfest in Untermässing, beim Ablauf des Kirchweihbrauchs in Bergen und Nenzenheim sowie beim Faschingstreiben im Südgebiet "kontrolliert" werden. Auch ließen sich aufgrund der teilnehmenden Beobachtung die (früheren) Berichte der Gewährsleute bezüglich des Ablaufs und der Wertung der Brauchkomplexe überprüfen.

Die Befragung

Bei der ersten Explorationsfahrt wurde die Befragung in einer Form durchgeführt, die dem halbstandardisierten Interview gleichkommt, dem "kein absolut gültiger und ausschließlicher Fragebogen", sondern ein "flexibel aufgebautes und anzuwendendes Frageschema" zugrunde liegt.³⁷⁾ Dabei wurden Fragen umformuliert oder zu einem früheren oder auch späteren Zeitpunkt als es der Frageplan vorsah, gestellt. Während jeder Gesprächsführung entwickelten sich jedoch Situationen, die der Form des nichtstandardisierten Interviews gleichkommen. Das heißt: Während zu Beginn jedes einzelnen Interviews das Frageschema eingehalten wurde, ging im Lauf des Gesprächs die Befragung in eine offenere Form über. Diese Art der Gesprächsführung hatte den Vorteil, daß die Antworten des Befragten dem ursprünglichen Fragenkodex neue Aspekte hinzufügten.

Diese neuen Erkenntnisse machten eine Umgestaltung des Frageplans und damit eine zweite Befragungs-Aktion unumgänglich. Die Erfahrungen des Explorators bezüglich der Gesprächsführung waren inzwischen soweit ausgereift, daß die Erhebung im Stil eines "individuellen Interviews" durchgeführt werden konnte. Das heißt: Das Gespräch verläuft als "ein in sich geschlossenes Ganzes, das für sich mit seinen inneren Zusammenhängen ausgewertet wird. Der Interviewer hat dabei ständig das gesamte Interview-Ziel im Kopf". Er stellt sich "in der Befragung ganz auf das Individuelle ein" und bemüht sich, "auch sachlich weit auseinanderliegende Mitteilungen zu einem Bild zusammenzuziehen."³⁸⁾

Wohl kann man an dieser Art der Gesprächsführung Kritik üben. Das Ablesen von Fragen im Stil eines Verhörs wäre jedoch völlig unfruchtbar gewesen. Aufgabe des Explorators ist es nämlich, sich auf die persönliche Eigenart des Befragten einzustellen, um überhaupt erst einmal die Bereitschaft zu einem Gespräch herbeizuführen. Ein weiterer Schritt besteht darin, bei der "gewonnenen" Gewährsperson Interesse an der Fortführung des Gesprächs zu wecken. Ein erzwungenes Abfragen ist ziemlich fruchtlos. Es besteht in so einem Falle die Gefahr, daß die Fragen aus Bequemlichkeit einfach bejaht werden; ist dies aufgrund der Fragenformulierung nicht möglich, so kann es vorkommen, daß die Antwort falsch - weil unreflektiert - gegeben wird. Als ideal ist jene Gesprächssituation zu erachten, in der der Explorator lediglich einen Themenkreis - etwa: Ablauf des Geschehens zur Kirchweih - anspre-

chen muß, woraufhin die Gewährsperson aufgrund eigener Mitteilungsfreudigkeit ihre Beobachtungen erzählt sowie ihre Meinung zu gewissen Erscheinungen unaufgefordert äußert. Der Explorator lenkt in diesem Fall nur noch den Gesprächsverlauf.

Durch den zweiten Besuch war eine Rückwirkung nicht auszuschließen. Die Tatsache aber, daß die Gewährspersonen in der Zwischenzeit - durch das volkskundliche Interview angeregt - sich "Wissen" in Erinnerung rufen konnten, das sie beim ersten Gespräch nicht "vorrätig" hatten, muß jedoch höher bewertet werden als die Gefahr der Rückkoppelung.

Evidente Fälle von Rückkoppelung begegneten mir allerdings in den Pfarrfamilien des protestantischen Südgebietes, wo kurz vor meiner zweiten Umfrage-Aktion ein Heimatbuch (Barth-Bernreuther: Land um Stauf) erschienen war.

Erklärte sich ein Dorfbewohner schließlich bereit, Auskunft über Bräuche in seinem Wohnort zu erteilen - viele Befragte des Südgebietes lehnten die Bitte um diesbezügliche Angaben strikt ab - so war meist gleich eine weitere Hürde zu bewältigen: Die Scheu vor dem Tonband, auf dem das Gespräch festgehalten werden sollte.

Einerseits lagen die Hemmungen der Gewährspersonen in dem Wissen um ihre sprachliche Ungewandtheit begründet. Hier galt es, den Befragten von der geringen Bedeutung der sprachlichen Form für das Interview zu überzeugen. Vor allem durfte der Befragende nicht die Rolle eines perfekten Moderators einnehmen. Der Tatsache, daß in die Umfrage-Aktion Menschen von recht unterschiedlicher geistiger Beweglichkeit einbezogen wurden, mußte die Formulierung der Fragen gerecht werden.

Andererseits nahmen vor allem Dorffunktionäre dem Explorator gegenüber eine skeptische Haltung ein, die meist mit "unverfänglichen" Fragen abgebaut werden konnte, etwa: Zeitpunkt der Gemeindezusammenlegung, Vorhandensein von Vereinen usw.. In der Hoffnung, "freimütigere" Auskünfte zu erhalten, wurde vor allem bei Gesprächen mit Bürgermeistern bisweilen auf Tonbandaufnahmen verzichtet.

Es ließ sich sowieso nicht jedes Gespräch, das im Rahmen der Untersuchung geführt wurde, mit dem Mikrofon festhalten. Informative Auskünfte von Jugendlichen bei Tanzveranstaltungen, Gespräche im Gasthaus zur Mittagszeit,

Unterhaltungen, die bei der Beobachtung von Brauchabläufen geführt wurden, mußten im Anschluß an das Gespräch notiert werden. Die Antworten der wenigen Gewährspersonen, die bei einem "Hausbesuch" nicht auf Tonband sprechen wollten, zeichnete der Explorator stichwortartig während des Gesprächs auf.

Doch wurde generell auf die Tonbandaufnahme Wert gelegt, weil auf diese Weise nicht nur (in relativ kurzer Zeit) die ganze Breite der Antworten in all ihren Feinheiten und Variationen festgehalten werden konnte. Das Tonband diente dem Explorator auch als Kontrollinstrument, da ihm die Möglichkeit gegeben war, die eigene Gesprächsführung kritisch zu überprüfen und zu verbessern. Unklare oder suggestive Frageformulierungen, wie sie unweigerlich ab und zu unterlaufen, konnten festgestellt und die dadurch "verfälschten" Antworten eliminiert werden.

Die Gewährspersonen

Bei der Wahl der Untersuchungsgemeinden war die Auswertung statistischer Erhebungen erforderlich, um die sozialökonomische Struktur der Dörfer zu beleuchten. Will ein Explorator jedoch Lebensformen einer Gemeinde ermitteln, so muß er auch die soziale Stellung der Gewährspersonen im Gefüge der Siedlungsgenossenschaft kennen, da diese Position gleichzeitig Hinweise auf die Wertvorstellungen seiner Gesprächspartner gibt. Das Wissen um diese Wertvorstellungen ist wiederum nötig, um die Antworten dem Gesamtkomplex der Umfrage richtig zuordnen zu können.

Es wurde bereits festgestellt, daß die Untersuchungsgemeinden auch heute noch stark bäuerlich geprägt sind. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß in den Gemeinden der Gegenwart - anders als in den Bauerndörfern der Vorkriegszeit - nicht mehr die totale Einordnung aller unter das Normensystem einer durch gleichförmige Lebensverhältnisse relativ einheitlichen Bevölkerung vorausgesetzt werden kann. Die Industrialisierung und der Zustrom von Flüchtlingen hatte eine berufliche Differenzierung zur Folge.³⁹⁾ Auch in den relativ kleinen Gemeinden der beiden Untersuchungsgebiete haben sich auf diese Weise sogenannte Schichten herauskristallisiert.⁴⁰⁾ Bei den Gesprächen mit verschiedenen Dorfbewohnern wurde deutlich, daß die Bevölkerung der Untersuchungsgemeinden aufgrund des Kriteriums der sozialen Wertschätzung - grob vereinfacht - in drei Schichten unterteilt werden kann.

Größtes Prestige genießt die Schicht der Vollandwirte, die keine weitere Tätigkeit in einem anderen Berufszweig ausführt. Als zweite Schicht seien die Nebenerwerbslandwirte genannt, die einen landwirtschaftlichen Betrieb führen und gleichzeitig dem Gelderwerb als Arbeitnehmer nachgehen bzw. als freiberufliche Handwerker oder Geschäftsleute tätig sind. (Doch erfreuen sich zum Teil auch freiberufliche Handwerker oder Geschäftsleute einer Wertschätzung, die jener der Vollandwirte gleichkommt.) Dorfbewohner, die nicht über landwirtschaftlich genutzten Grundbesitz verfügen, sondern ihren Lebensunterhalt ganz aus der Tätigkeit als Arbeitnehmer beziehen, bilden die dritte Schicht im kleinen Dorf.

Eine weitere Differenzierung dieser Schichten erscheint müßig, da sie in bezug auf ihr Bildungsniveau ziemlich homogen sind. Dorfbewohner mit qualifizierter Ausbildung wurden kaum ansässig, da ihnen ihrer Bildung entspre-

chende Berufsmöglichkeiten in den untersuchten oder in benachbarten Gemeinden weitgehend fehlen. Der im Dorf wohnende Pfarrer oder Lehrer kann nicht als eigene "Schicht" bezeichnet werden; er nimmt lediglich eine "über" der Dorfbevölkerung befindliche Stellung ein. Bildungsmäßige Unterschiede machen sich am ehesten unter den Jugendlichen bemerkbar, da junge Menschen mit Volksschulabschluß, die am elterlichen Hof mithelfen oder eine Lehre absolvieren, ebenso wie Studierende, die noch an das Elternhaus gebunden sind, im Dorf leben.

Wie wirkt sich aber diese theoretische Schichtung im Dorfleben tatsächlich aus? Eine "unterbäuerliche" Schicht, die durch notwendigen Zuverdienst und die Verschuldung zum großen Teil von den "Vollbesitzern" abhängig war, existiert in der Regel nicht mehr. Durch die Verkehrserschließung und das Pendlerwesen konnte auch diese Schicht ihre wirtschaftliche Situation verbessern, da sie die Möglichkeit hat, in nichtlandwirtschaftlichen Betrieben den Lebensunterhalt zu verdienen. Sowohl Angehörige dieser ehemals "unterbäuerlichen" Schicht als auch die Vollandwirte betonten immer wieder, daß es den "Kleinen" heute "besser geht" als den Bauern. Dieses "Bessergehen" soll hier nicht erörtert werden, festgestellt sei lediglich, daß es (mit wenigen Ausnahmen) eine Unterschicht in der genannten Form nicht mehr gibt. Der Sohn des ehemaligen Schäfers und der Leichenbitterin ist genauso in der Lage, sich ein neues Haus zu bauen wie andere Dorfbewohner - die einstigen "Arbeitgeber" seiner Eltern. Doch meidet dieser Mann, von Beruf Maurer, das Dorfwirtshaus, weil er hier "nichts zu sagen hat" (Mant). Bei der Besprechung von Gemeindeangelegenheiten wird nicht auf ihn gehört. Auch ein im Dorf ansässig gewordener Flüchtling hat kaum Chancen, von den Siedlungsgenossen aus alteingesessenen Familien voll akzeptiert zu werden, selbst wenn er mit ihnen in der gleichen Fabrik, am gleichen Arbeitsplatz steht. - Trotzdem sind die Vorstandsposten von Vereinen häufig von Flüchtlingen besetzt.

Der Bürgermeister eines der untersuchten Dörfer, selbst Vollandwirt, charakterisiert die Sozialstruktur seiner Gemeinde kurz und bündig: "Rechtler (also Landbesitzer) und dann Eisenbahner und so Zeug" (Ull). (Es muß jedoch eingeräumt werden, daß hier dem Kommunalvertreter ein faux pas unterlief, der nicht zu seiner sonstigen, auf Representation bedachten Haltung paßt.)

Mit dem Hinweis auf die "Rechtler" wurden historisch bedingte Rechtsver-

hältnisse angesprochen, die sich auch heute noch in sozialen Gegensätzen manifestieren: Vor der Umwandlung der alten "Gemein" in die moderne politische Gemeinde durch die bayerischen Gemeindeverordnungen von 1808 und 1818 war der "politische" Begriff der Gemein" zu sondern von der agrarischen Nutzungsgenossenschaft der vollbäuerlichen "Rechtler", die allein Anteil an der Gemeindemarkung (Feld, Weide, Wasser, Wald) hatten, welcher den "Nichtrechtlern" (Kleinbauern, Dorfhandwerker, landwirtschaftliche Arbeiter und andere, nur agrarisch Nebenbeschäftigte) nicht zustand".⁴¹⁾

Zwar wurde durch die genannten Gemeindeverordnungen der "Kreis der Gemeindeglieder über die altansässigen Bauernhofbesitzer hinaus erweitert." Doch führte diese Erweiterung "zu rechtlich sehr komplizierten Verhältnissen in der Frage des Eigentums und der Nutzung an dem alten Gemeindebesitz Die Prozesse über Eigentum bzw. Nutzungsrechte an ihnen zwischen den alten Hofbesitzern, den sogenannten "Rechtlern", den übrigen Gemeindegliedern, den sogenannten "Nichtrechtlern" und den politischen Gemeinden selbst rissen seitdem bis zum heutigen Tage nicht ab." ⁴²⁾ "Rechte" zu besitzen ist auch heute noch ein Statussymbol.

Für das Sozialprestige eines Arbeitnehmers ist der Besitz landwirtschaftlicher Nutzfläche ausschlaggebend. Fehlender Grundbesitz kann eventuell durch die Abstammung von einem großen Bauernhof "ausgeglichen" werden. So ist beispielsweise ein Kraftfahrer in Großhöbing, der als nichterbberechtigter Sohn eines Bauern sich in seinem Heimatdorf ein Haus baute, Gemeinderat geworden, obwohl er keinen landwirtschaftlichen Betrieb besitzt. In Hellmützheim, wo lediglich die Hälfte der Wohngebäude zu einem landwirtschaftlichen Betrieb zählen, sind seit 20 Jahren nur Bauern im Gemeinderat. Aus mehreren Gesprächen ging hervor, daß Besitzgebundenheit mit dem Interesse für das gemeindliche Wohlergehen gleichgesetzt wird.

Wie sehr selbst außerhalb des Dorfkerns wohnende Arbeitnehmer die Vollandwirte bzw. "großen" Bauern als Vorbild und Maßstab betrachten, mag folgendes Beispiel verdeutlichen: Ein Arbeitnehmer (Flüchtling), dessen Frau aus einem kleinen Anwesen des Dorfes stammt, schickte den Explorator mit der Begründung, seine Frau könne über das Dorfleben nichts aussagen, sie wisse zu wenig, zum reichsten Bauern des Dorfes. Mit diesem hatte der Explorator aber bereits aufgrund der Vermittlung des Pfarrers Kontakt aufgenommen!

Auch Pfarrer orientieren ihr Bild vom dörflichen Leben vielfach am Verhalten der großen Bauern und bezeichnen diese als stark traditionsgebunden und somit "maßgebend" im Gemeindeleben. (In fast allen Gemeinden wurde der Explorator zu Befragungszwecken vom Pfarrer zu einem ortsansässigen "großen" Bauer geschickt.)

Der "Einstieg" im Dorf gelang am besten über die Vorstellung im Pfarrhaus, wo sowieso Archivstudien durchgeführt wurden.⁴³⁾ Auf Empfehlung des Geistlichen fand dann ein Besuch bei einer der "alteingesessenen" Familien statt. Meist handelte es sich dabei - wie bereits erwähnt wurde - um angesehene Bauerngeschlechter.

In fast jeder der Untersuchungsgemeinden begann die Exploration in einer Mehrgenerationenfamilie. Das Gespräch fand meist in der Stube statt, wo sich der Familienvater zur Beantwortung der Fragen bereithielt. Bald stellte sich jedoch heraus, daß sein Wissen nicht ausreichte. Erst dann wurden Frauen zum Gespräch beigezogen. (Ein Versuch, von vornherein aufgrund bestimmter Kenntnisse das Wissen einer Frau zu ermitteln, wäre beinahe am Widerstand ihres Mannes gescheitert.) Die Frauen sind es, die über "Sitte und Brauch" im weitesten Sinn Auskunft geben können.

Zur Klärung spezieller Fragen wurde der Explorator dann in andere Häuser geschickt. Gespräche mit Bürgermeistern, die ja meist der Schicht der Vollandwirte angehören, ergaben größtenteils ein Bild von der Selbsteinschätzung der Gemeinde - jedoch idealisiert durch das auf Repräsentation bedachte Oberhaupt dieser Gemeinde. (Eine Gegendarstellung lieferten häufig die Außenseiter unter den Dorfgenossen.)

Als unentbehrlich für eine möglichst wirklichkeitsgetreue Darstellung der sozialkulturellen Verhältnisse und Vorgänge in jeder Gemeinde erwiesen sich aber auch die Gespräche mit den übrigen Funktionsträgern im Dorf. Ihre Angaben wurden später mit den Aussagen von im Ortsleben "funktionslosen" Gewährsleuten verglichen. Aus Berichten von Vereinsvorständen konnte vor allem die unterschiedlich stark ausgeprägte Bereitschaft einzelner Gemeinden zu geselliger Aktivität ermittelt werden.

Unter den Funktionsträgern kommt den Ortsgeistlichen, vor allem aber den evangelischen Pfarrfrauen, eine hervorragende Bedeutung zu. Die Angehö-

rigen dieses Standes haben - ähnlich dem Explorator - die Aufgabe, (neben dem religiösen auch) das soziale und kulturelle Leben ihrer Gemeinde zu überblicken. Vor allem aus dem Kreis dieser "Außenstehenden", aber auch aus dem Kreis der Lehrerschaft, kamen wertvolle Hinweise auf lokale und regionale Besonderheiten. Allerdings durften die Angaben auch dieser Funktionsträger nicht kritiklos hingenommen werden. So fiel zum Beispiel auf, daß Pfarrer dazu neigen, die Bereitschaft zur Nachbarschaftshilfe in ihrem Dorf zu idealisieren.

Wären nicht in jedem Dorf Gewährsleute aus verschiedenen sozialen Schichten befragt worden, so hätten beispielsweise die Angaben der Witwe eines Tagelöhners über das Schenkwesen in ihrem Dorf eine Fehleinschätzung bewirkt, weil aus ihrer (beschränkten) Perspektive der Sachverhalt falsch dargestellt wurde. Eine ehemalige Magd wiederum hätte durch die Überbetonung der Dienstboten als Träger von Heischebräuchen eine Verzerrung der Wirklichkeit verursacht, wären nicht zur Überprüfung dieser Darstellung entsprechende Fragen an mehrere Leute in ihrem Wohnort gestellt worden. Nur durch die Befragung einer Vielzahl von Dorfbewohnern konnte ein - relativ - wirklichkeitsgetreues Bild von den Lebensformen in mittelfränkischen Gemeinden gewonnen werden.

B. BRAUCHTUM ZUR ZEIT DER MÜNCHNER UMFRAGE

Darstellung der Verhältnisse in den Landkreisen Hilpoltstein und Scheinfeld

Beide Landkreise haben Anteil am süddeutschen Schichtstufenland. Das südliche Untersuchungsgebiet im Landkreis Hilpoltstein liegt am Südrand der Frankenalb in einem Zwickel zwischen den Tälern der Anlauter im Südwesten und der Hinteren Schwarzach im Osten. In der Nähe von Kinding münden beide Gewässer in die Altmühl. Nördlich des Anlautertals steigt rasch das aus Braun- und Weißjuraschichten aufgebaute Albplateau an. Das Hochland zeichnet sich durch gute Ackerböden aus. Im nordwärts anschließenden, tiefer gelegenen Albvorland wird auf dem dort anstehenden schwarzen Jura neben Ackerbau auch Grünlandwirtschaft betrieben. ⁴⁴⁾

Das nördliche Untersuchungsgebiet im Landkreis Scheinfeld lagert sich um die Bastion des Frankenberg-Iffigheimer-Bergrückens, eine Brücke zwischen dem Steigerwald und der Frankenhöhe. Vom Steigerwald wird der Höhenrücken durch die Talsenke des Breitbaches getrennt. Hier verläuft auch von NW nach SO die alte Straße zwischen Würzburg und Nürnberg, die in jüngster Vergangenheit als B8 ausgebaut wurde. Altmannshausen liegt in dieser Talsenke.

Im Nordwesten ist die Hellmitzheimer Bucht der Bergkette von Frankenberg und Iffigheimer Berg vorgelagert. Die Bucht bildet den westlichen Ausläufer der Lettenkohlenebene der Mainfränkischen Platte. Sie wird vom Breitbach zum Main hin entwässert. Hellmitzheim und Nenzenheim liegen in diesem Raum.

Südlich des Höhenrückens erstreckt sich die Tallandschaft des Ehegrundes, die, den Stufungen des Vorderen Steigerwaldes folgend, zum Aischgrund abfällt. Gesteinsschichten des mittleren (bunten) Keupers bauen dieses nach Osten abdachende Hügelland auf. Während Ullstadt direkt am Ehebach liegt, sind die Höfe Neundorfs an einem Straßenzug aufgereiht, der in einem Seitental am östlichen Fuß des Frankенbergs verläuft. ⁴⁵⁾

Beide Untersuchungsgebiete gehören der gleichen Bodengüteklasse an. ⁴⁶⁾

Die Gebietsreform im Jahr 1972 brachte die Auflösung der beiden Landkreise Hilpoltstein und Scheinfeld. Durch die Neugliederung der Landkreise ergaben sich verwaltungsmäßige Verschiebungen auch auf Regierungsbezirksebene. Im Südgebiet wurden die Ortschaften Mantlach und Emsing als Teile der Großgemeinde Titting dem Landkreis Eichstätt und damit dem Regierungsbezirk Oberbayern einverleibt. Nenzenheim und Hellmitzheim, zwei Dörfer des Nordgebietes, schlossen sich der Stadt Iphofen an, die aufgrund ihrer wirtschaftlichen Verflechtungen dem Landkreis Kitzingen in Unterfranken zugeordnet wurde.

Doch welches Bild bot sich am Ende des Alten Reiches, also vor den durch die Französische Revolution ausgelösten Umschichtungen? Die Dörfer des Südgebiets im Landkreis Hilpoltstein lagen in verschiedenen Hochgerichtssprengeln.⁴⁷⁾

Die katholischen Orte unterstanden vor dem Ende des Alten Reiches drei Hochgerichtssprengeln des Hochstifts Eichstätt, nämlich dem Pflug- und Vogtamt Titting-Raitenbuch und dem Richteramt Greding. Ochsenfeld gehörte zum Amt der Landvogtei. Die genannten Ämter übten im eigenen Amtsbereich die Hoch- und Niedergerichtsbarkeit aus, auch waren sie Steuerbehörde. Über seine Grundholden in Untermässing übte allerdings das Pflug- und Kastenamt Obermässing die Niedergerichtsbarkeit aus, auch trat es als Kameral- und Steuerbehörde auf.

Die Flächenhaftigkeit der Hochgerichtssprengel war nur deshalb möglich, weil es den Eichstätter Bischöfen in der Zeit vom 14. bis zum 17. Jahrhundert gelungen war, im mittleren und unteren Stift "einen geschlossenen Herrschaftsbereich zu schaffen, in dem sie als Landesherrn bis zum Ende des alten Reiches unangefochten regierten".⁴⁸⁾ Im Unterschied zu den Besitzverhältnissen in anderen Hochstiften war hier die Zahl der Grunduntertanen anderer Reichsstände sehr gering. Selbst der Mediatbesitz des Domkapitels und der Klöster blieb unerheblich. Von den mediaten Rechtsträgern im Hochstiftsbereich besaß im Untersuchungsgebiet nur das Domkapitel Einfluß.⁴⁹⁾

Im Nordwesten des Hochstifts gelang es allerdings dem Geschlecht der Schenk von Geyern - ehemals Ministeriale des Eichstätter Bischofs - einen eigenen Herrschaftsbereich aufzubauen. Ihnen fiel "ein Blutgerichtsbezirk zu, in dessen Grenzen aus freischlicher Obrigkeit, Grund-, Markt-, Vogtei- und Pa-

tronatsrechten" eine Kondominats-Herrschaft erwuchs; nach dem Aussterben des Kondominatspartners im Jahr 1599 fiel dessen "Anteil an allen Rechten und Besitzungen den Markgrafen von Ansbach als erledigtes Lehen heim, die damit in die Rollen des Kondominatspartners der Schenk von Geyern einrückten". ⁵⁰⁾ (In diesem Herrschaftsbereich liegt die Gemeinde Bergen.)

Das östlich anschließende ansbachische Oberamt Stauff-Landeck ist altem Reichsland erwachsen, das in den Burgen Stauff und Landeck zwei Verwaltungsmittelpunkte besaß. Beide Burgen wurden im 14. Jahrhundert den Burggrafen von Nürnberg als Reichslehen übertragen. 1427 erhielten die Ansbacher Markgrafen von Kaiser Sigismund das Recht, über Stauff die hohe Gerichtsbarkeit auszuüben. Seit 1464 bildeten Stauff und Landeck mit den zugehörigen Orten ein Amt. Die beiden Burgen waren 1460 im "Markgrafenkrieg" zerstört und seitdem nicht mehr aufgebaut worden. (Der Hochgerichtsbarkeit dieses Oberamts unterstanden alle übrigen evangelischen Untersuchungsgemeinden.)

Als Fremdbesitz schloß das Oberamt Stauff-Landeck Grunduntertane des Domkapitels Eichstätt (Kleinhöbing) sowie Nürnbergsche Eigenherrschaften (Schwimbach) ein. Aufgrund der beachtlichen Zahl eichstättischer Untertanen gewährte jedoch Ansbach dem Domkapitel in einigen Orten, den Besitzverhältnissen entsprechend, die Dorf- und Gemeindeherrschaft.

Da die Markgrafen den lutherischen Glauben angenommen hatten, war die neue Lehre auch im Oberamt Stauff eingeführt worden. Die Ansbacher setzten ihre Kirchenhoheit mit solcher Entschiedenheit durch, daß sogar die Eichstätter Grunduntertanen innerhalb des Oberamts Stauff lutherisch wurden und auch blieben. Da die Reichsstadt Nürnberg ebenfalls die Reformation durchgeführt hatte, traten auch die Nürnberger Hintersassen zur neuen Lehre über. (Über die Pfarrei Schwimbach übte Nürnberg sogar das Kirchenpatronat aus, da sich Schwimbach seit 1383 im Besitz des städtischen Heilig-Geist-Spitals befand.) In der Pfarrei Bergen führten die Schenk von Geyern die Reformation durch. Auch die an das Oberamt Stauff-Landeck und die Herrschaft Geyern angrenzenden Pfalz-Neuburger Ämter Hiltpoltstein und Heideck nahmen die neue Lehre an. Die Gegenreformation im Pfalz-Neuburger Territorium bewirkte jedoch eine Rückkehr dieses Gebietes zur katholischen Konfession, so daß die ehemaligen Ämter Stauff und Geyern heute, einer Insel ähnlich, nahezu völlig von katholischem Gebiet umgeben sind.

Mit dem Herrschaftsverzicht des Markgrafen Karl Alexander auf die beiden Fürstentümer Ansbach und Bayreuth zugunsten der Krone Preußens im Jahre 1792 verschwand die größte weltliche Hofhaltung Frankens. An ihre Stelle trat eine fortschrittlich entwickelte Staatsverwaltung. Der Untertanenverband wurde neu organisiert, fiel aber durch die Einverleibung des nunmehr brandenburgischen Fürstentums Ansbach in das Königreich Bayern im März 1806 wiederum einem neuen Landesherrn zu. ⁵¹⁾

Für die Bevölkerung des Hochstifts Eichstätt ging das Alte Reich im Jahre 1802 zu Ende, als Bayern vom Fürstentum der Bischöfe Besitz ergriff und ein Jahr später seine Neuerwerbung an den Großherzog Ferdinand von Toskana abgab. Neuorganisationen konnten nicht ausbleiben, fanden jedoch bald eine Unterbrechung und neue Ansätze, als im März 1806 wiederum Bayern das Fürstentum Ferdinands übernahm.

Die in Kurbayern seit 1802/03 begonnene Säkularisation wurde nun auch im Hochstift durchgeführt. Mit dem Verkauf des Klosterbesitzes fand "die Sonderstellung der klösterlichen und domkapitulischen Mediatuntertanen ihr Ende. Es gab von nun an nur noch einheitlich königliche Untertanen, die den neu zu bildenden Ämtern nach Territorialstatus angehörten." ⁵²⁾

Der Landkreis Scheinfeld war in verkehrs-, siedlungs- und wirtschaftsgeographischer Hinsicht eine typische Durchgangslandschaft und "geradezu archetypisch für die territoriale Zerrissenheit Frankens", ⁵³⁾ "die eine Flächendarstellung überhaupt nicht zuläßt, da sich landesherrliche und andere hoheitsrechtliche Zuständigkeiten oft in einem und demselben Dorfe kreuzten und überschnitten". ⁵⁴⁾

Am Ende des Alten Reiches bildete die würzburgische Cent Hellmitzheim das Kernstück des Untersuchungsgebiets. Diesem Hochgericht, das die Herrschaft Limpurg-Speckfeld von den Fürstbischöfen zu Lehen hatte, unterstanden die Orte Hellmitzheim, Nenzenheim und Neundorf. Die Dorf- und Gemeindeherrschaft übte in Neundorf und Hellmitzheim das Amt Einersheim der gräflichen Herrschaft Limpurg-Speckfeld aus. In Nenzenheim teilten sich die Limpurg-Speckfeld dieses Recht mit der fürstlichen Herrschaft Schwarzenberg. Ullstadt war mit Hoch- und Niedergericht ganz in der Hand der Freiherren von und zu Franckenstein, während in Altmannshausen alle Rechte beim Hochstift Würzburg lagen. ⁵⁵⁾

Infolge der Mediatisierung im Jahre 1803 wurden in einem Landesgrenz- und Tauschvertrag zwischen Bayern und Preußen einige Gebiete an Preußen, d.h. an das Fürstentum Ansbach - Bayreuth übertragen. "Dieses preußische Intermezzo hatte bereits 1806 ein Ende, als, durch Napoleon veranlaßt, das Fürstentum Ansbach samt den neu erworbenen Ämtern an Bayern abgetreten werden mußte. Das Fürstentum Schwarzenberg und die Grafschaften Castell und Limpurg-Speckfeld überdauerten 1803 zunächst die Mediatisierung. Sie kamen erst1805 an Bayern." 56)

So ist der Landkreis Scheinfeld "aus dem bunten Territoriengeirr des 18. Jahrhunderts in einem langen Prozeß in eine Form zusammengeschlossen worden, die weder historischen Provenienzen noch sachlichen Erwägungen der Verkehrsverbindungen, der konfessionellen Schichtung, der zentralen Markorte oder auch der stammesmäßigen Verbundenheit entspricht." 57)

"Denn weit stärker als sonst in der buntbewegten Fülle der fränkischen Herrschaftswelt patriarchalischen oder vom eudämonistischen Absolutismus bestimmten Charakters hatte hier das Reichsterritorialstaatsrecht territorii non clausi seine Beharrungskraft erwiesen." 58)

I. Lebenslauf

Bei der Darstellung der Brauchkomplexe um Geburt, Hochzeit und Tod sowie an Fasching und Kirchweih wurde auf die Nennung sämtlicher Belge einzelner Brauchelemente verzichtet. Auch konnte nicht auf alle Varianten einer Brauchform eingegangen werden, da auf diese Weise die Übersichtlichkeit der Darstellung gelitten hätte. Bei der Beschreibung der ausgewählten Brauchkomplexe wurden lediglich Elemente und Requisiten berücksichtigt, die zum Verständnis des Brauchablaufs unentbehrlich oder aufgrund ihrer häufigen Nennung im Antwortmaterial als besonders charakteristisch zu erachten sind.

Ausschlaggebend für die Wahl der Zitate war eine möglichst präzise Formulierung des Sachverhaltes. Aus diesem Grund wurden bisweilen auch Korrespondenten aus Bezirksämtern zitiert, die nicht direkt zum Untersuchungsbereich zählen. Zur Verdeutlichung bestimmter Verhaltensweisen wurden auch Mitteilungen von Gewährspersonen in die Darstellung einbezogen. Die Ergebnisse der Nacherhebungen können durchaus zur Vervollständigung von Brauchbeschreibungen herangezogen werden, die ein Zustandsbild aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zeigen sollen, weil die damaligen Verhältnisse in den Untersuchungsgemeinden - bis auf wenige Ausnahmen - erst in den vergangenen Jahrzehnten eine Änderung erfuhren. Dieser Sachverhalt ist der Tatsache zu entnehmen, daß sich die Schilderungen der älteren Gewährsleute mit denen der Korrespondenten decken.

Die Namen der Gemeinden, aus denen die Mitteilungen der Korrespondenten stammen, werden ausgeschrieben. Auch wird die Landkreisbezeichnung alter Ordnung hinzugefügt, und zwar in abgekürzter Form, wie sie für die amtliche Kennzeichnung der Kraftfahrzeuge üblich ist (bzw. vor der Landkreisreform im Jahr 1972 üblich war). Wurden Korrespondenten aus den Untersuchungsgemeinden zitiert, so steht der Name der Gemeinde ohne Beifügung der Landkreisbezeichnung.

Im Unterschied zu den Korrespondenten-Mitteilungen von 1908/09 werden Antworten aus den Explorationen der Gegenwart durch folgende Abkürzungen der Ortsnamen gekennzeichnet:

Bergen: Berg
Emsing: Ems
Großhöbing: GHöb
Kleinhöbing: KHöb
Mantlach: Mant
Ochsenfeld: Ochs
Untermassing: Umä

Altmannshausen: Amh
Hellmitzheim: Hell
Nenzenheim: Nenz
Neundorf: Ndf
Ullstadt: Ull
Schwimbach: Schw

Auf die systematische Erfragung abergläubischer Vorstellungen und Handlungsweisen wurde - wie bereits erwähnt - verzichtet. Allerdings findet sich in den Mitteilungen der Korrespondenten sehr viel abergläubisches Wissen, das zu vergleichenden Kulturuntersuchungen geeignet ist. Doch dürfen derartige Mitteilungen nicht generalisiert werden. Der Wirkungsgrad abergläubischer Vorstellungen ist nie überprüfbar und selbst Verhaltensweisen, die der Beobachtung durch die Mitmenschen offenstehen, können unterschiedlicher Deutung unterworfen sein.

Das trifft beispielsweise für die Gepflogenheit zu, nach dem Ableben eines Menschen ein Fenster im Sterbezimmer zu öffnen, "damit die Seele hinaus kann" (Man). Im gleichen Dorf hörte ich noch die Begründung: "damit frische Luft ins Zimmer kommt". Eine dritte Gewährsperson desselben Ortes wußte (angeblich) gar nichts von dieser Gepflogenheit.

Zwar verdeutlichen diese widersprüchlichen Aussagen vor allem die Unverbindlichkeit solcher Handlungsweisen in der Gegenwart, doch waren sie - wenn auch in weniger starker Ausprägung - bereits in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vorhanden. Beispielsweise ist im Korrespondentenbericht aus Einersheim/SEF zu lesen: "Nach einem Todesfall werden die Fenster geöffnet, damit die Seele hinaus kann" (Einersheim/SEF). Aus dem Nachbardorf Hellmitzheim geht die Mitteilung ein: "Nach dem Tod wird noch das Fenster geöffnet, doch wird behauptet, es geschehe wegen der Ventilation" (Hellmitzheim).

Daß eine Handlungsweise sogar in ein und derselben Familie mehrere Deutungen erfahren kann, möge folgendes Beispiel verdeutlichen: Eine etwa 65jährige Frau berichtete, man öffne das Fenster, "daß die Seele hinaus kann". Ihr Mann, der im Zimmer anwesend war, bog diese Deutung sogleich ab und sagte: "daß frische Luft herein kommt" (Hell). Er wollte sich - ungefragt - aufgeklärter zeigen als seine Frau. Wer will jedoch feststellen, ob dieser Mann beim Öffnen des Fensters nicht "insgeheim" der Seele den Abzug ermöglicht, während er gleichzeitig der frischen Luft den Eintritt verschafft.

Allerdings muß eingeräumt werden, daß im brauchtümlichen Leben viele Verhaltensweisen nicht nur durch die Sitte als "soziales Gebot" ^{58a)} vorgegeben, sondern auch an volksgläubige Vorstellungen gebunden sind. Aus diesem Grund kann nicht ganz auf die Mitteilung abergläubischer Verhaltensweisen im Brauchablauf verzichtet werden.

1. Geburt und Taufe

Viele abergläubische Vorstellungen sind mit der Geburt eines Kindes verbunden. Bereits im Mutterleib ist es der Gefahr ausgesetzt, sich Muttermale und körperliche Mängel in Form von Hasenscharten und verkümmerten Gliedmaßen zuzuziehen. "Erschrickt nämlich die Mutter zur Zeit der Schwangerschaft, so bekommt das Kind an derjenigen Stelle, welche die Mutter im Schreck berührt hat, ein Muttermal. Hasenmäuler oder Hasenscharten entstehen, wenn die Mutter durch einen aufspringenden Hasen erschreckt wird. Ist Feuer die Ursache des Schreckens, so entsteht ein Feuermal" (Weinsfeld/HIP). Deshalb muß sich die Mutter vor dem Erschrecken hüten, man sagt, sie darf sich nicht "versehen". Allgemein wird betont, daß der Glaube an die Möglichkeit des Versehens lebendig ist und es "werden Fälle bezeichnet, die in letzter Zeit noch vorgekommen" sind (Alfershausen/HIP). Der Glaube daran "besteht und beruht auf vielen Erfahrungen" (Nenzenheim).

Nach der Entbindung ist das Kind dem Einfluß böser Geister, vor allem den Hexen (Druden) ausgesetzt. Dem Neugeborenen wird deshalb "zum Schutz vor dem Bösen ... unter die Kissen ein Gebetbuch gelegt" (Keidenzell/FÜ).

Um Schadenszauber zu vermeiden, darf "nichts weggeliehen werden, wer leiht, kommt verhext und verhext" (Meinheim/GUN). "In dem Haus wo ein neugeborenes Kind ist, soll man vor der Taufe nichts holen, keinen Besuch machen, das Licht darf nicht ausgelöscht werden" (Ursheim/GUN). Wer als Fremder, d. h. als "Nicht-Familienangehöriger" (Wassertrüdingen/DKB), nicht in den Verdacht der Hexerei geraten will, meidet deshalb das Haus, vor allem aber das Zimmer, in dem ein neugeborenes Kind lebt.

Auf keinen Fall dürfen ungetaufte Kinder allein in der Stube bleiben. Es besteht nämlich die Gefahr, daß sie von einer Drud (Hexe) "verwechselt" werden und man so einen "Wechselbalg" erhält, denn "die Hexe nimmt das rechte Kind fort und unterschiebt einen Wechselbalg" (Jahrsdorf/HIP).⁵⁹ "Geschützt ist ein Kind, wenn seine Wiege innerhalb des Vorhangs sich befindet, der das Bett der Mutter einhüllt" (Untermässing).

Der folgende Bericht einer Gewährsperson mag verdeutlichen, daß Aberglauke in dieser Form tatsächlich lebendig war: Im Jahr 1894 wurde Christian E. geboren. Bald nach seiner Geburt kam eine als Drud verurufene Frau ins Haus und wollte sich etwas leihen. Seine Mutter hat aber nichts hergegeben (Thalmässing/HIP)." Auch wenn zur Wöchnerin jemand

kam, der als Drud bekannt war, den hat man nicht reingelassen, daß sie die Kinder nicht gesehen haben" (Thalmässing/HIP).

Die Sitte, das neugeborene Kind möglichst bald - spätestens drei bis vier Tage nach der Geburt - zur Taufe zu tragen, entspricht also nicht nur christlichem Geist, sondern auch abergläubischer Furcht.

Die Gefahr für das Kind ist - nach Auskunft der meisten Korrespondenten - auf die Zeit vor der Taufe befristet.⁶⁰⁾ Die Mutter hingegen bleibt den bösen Mächten weiterhin ausgesetzt. An der Taufhandlung nimmt sie nicht teil. Der erste Kirchgang der Wöchnerin "sollte nach ursprünglicher kirchlicher Sitte 40 Tage nach der Niederkunft stattfinden".⁶¹⁾ Diese Frist ist jedoch im Lauf der Entwicklung auf sechs Wochen festgelegt worden. Während dieser Periode verläßt die Wöchnerin "kaum das Haus, auf keinen Fall den Hof" (Gutenstetten/NEA).

Der erste Ausgang nach sechs Wochen gilt allgemein dem Kirchenbesuch. Katholische Frauen werden dabei vom Ortsgeistlichen durch eine eigene Benediktion "ausgesegnet" bzw. "hervorgesegnet". "Der Mann kommt vorher zum Pfarrer und sagt: meine Frau möchte morgen "rausgehen" " (Großenried/FEU). "Die Wöchnerin bringt eine andere Frau als Beiständerin mit und entrichtet ein Geldopfer an Pfarrer und Mesner" (Jahrsdorf/HIP). In manchen Pfarreien trägt die Mutter ihr Kind bei sich.

Die evangelische Kirche nimmt keine besondere Segnung vor. Die Wöchnerin wohnt lediglich nach der Sechs-Wochen-Frist einem allgemeinen Gottesdienst bei.

Vor diesem Kirchenbesuch gilt die Wöchnerin als unrein. Deshalb soll sie sechs Wochen lang "an keinen Brunnen gehen, damit im Wasser kein Ungeziefer wachse" (Penzenhofen/N). Auch die Speisevorräte im Keller darf sie während dieser Zeit nicht berühren, da Lebensmittel verderben würden.

Die Wöchnerin gilt jedoch nicht nur als unrein, sie ist auch in erhöhtem Maße dem Treiben der Hexen ausgesetzt. Aus diesem Grund wird in katholischen Orten "etwas Geweihtes, ein Kreuzchen etc. ins Kopfkissen genäht" (Weinsfeld/HIP). Nun können ihr die Hexen nichts anhaben. Beim ersten Kirchgang "steckt sie Salzbrod ein. Sie wickelt 3 "Bröckle" ein, was gegen böse Leute gut sei" (Nenzenheim).

Bei der Lektüre dieser Mitteilungen darf man jedoch nicht vergessen, daß die Wirklichkeit auch in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bereits anders aussehen konnte. Die Wöchnerinnen hüteten sich zwar im allgemeinen, den Hofraum zu verlassen, doch mußten sie, wenn keine andere Frau im Haus war, schon wenige Tage nach der Entbindung wieder die gewohnte Stallarbeit verrichten. Auch blieb ihnen oft nicht erspart, Wasser selbst am Brunnen zu schöpfen, obwohl sie um die damit verbundenen "Gefahren" wußten. Lediglich auf größeren Höfen, wo Mägde die anfallenden Frauenarbeiten verrichteten, war es der Wöchnerin möglich, sich während der sechs Wochen zu schonen - und auch die abergläubischen Vorschriften einzuhalten! Auf kleinen bäuerlichen Anwesen, wo die Arbeit drängte, fiel es den Frauen im allgemeinen schwer, so lange "herumzusiechen" (Mant). Deshalb warteten sie mit dem Kirchenbesuch nur in den seltensten Fällen, bis die vorgeschriebene Frist verstrichen war, sondern suchten schon nach drei bis vier Wochen das Gotteshaus auf.

Doch dürfte neben wirtschaftlicher Notwendigkeit auch abergläubische Furcht den vorzeitigen Kirchenbesuch gefördert haben. Die Angst vor Schadenszauber machte überdies allerhand unangenehmen Aufwand unumgänglich. So vermied man beispielsweise, die Windeln des neugeborenen Kindes im Freien zu trocknen (Berg).

Vor dem Hintergrund dieser, durch böse Mächte gefährdeten Wochen verläuft der weltliche Teil der Tauffeier in beiden Konfessionsbereichen des Südgebiets in recht bescheidenem Rahmen. "Bezüglich der Patenwahl besteht das Herkommen, daß für alle Kinder einer Familie nur ein Pate (bzw. Patenehepaar!) genommen wird" (Schwimbach, PfB. S. 37). Die Paten schenken dem Täufling einen Tauftaler, der "mitgetauft" werden muß. Deshalb stecken sie eine Münze ins Taufkissen oder aber unter das Taufjäckchen. "Nach der Taufe erhält ihn (den Tauftaler) die Mutter zum Aufbewahren" (Untermässing).

"Zur Taufe gehen der Vater, das Patenehepaar und die Hebamme. Letztere trägt das Kind bis zur Kirche, wo sie es dem Paten oder der Patin übergibt. Sie erwartet für ihre Dienstleistung ein Trinkgeld" (Untermässing).

Auf die kirchliche Tauffeier folgt im Haus der Eltern ein bescheidenes Mahl, die sogenannte "Kindschenk". Pfarrer und Lehrer werden nur in "besser situierten Häusern" (Bergen, PfB. S. 305, ebenso Jahrsdorf/HIP) zur Kindschenk geladen. Gewöhnlich wird Bier und Käse, sowie Kaffee mit Weißbrot aufgetragen, teilweise aber "auch Fleischschinken, Zigarren" (Jahrsdorf/HIP). Der Wöchnerin verursacht dieser Taufschmaus oft qualvolle Stunden, da sie sich während der Anwesenheit der Gäste nicht aus ihrem, von der Stube zu-

gängigen Holzverschlag, dem sogenannten Kabinettla wagt.

Innerhalb der auf die Entbindung folgenden sechs Wochen "bekommt die Wöchnerin auch Besuch von Geschwistern, benachbarten und befreundeten Frauen, welche ihr Geschenke mitbringen (Kaffee, Zucker, Brot, Lebkuchen)" (Jahrsdorf/HIP). In den katholischen Dörfern heißt es: man geht zum "Sechswochentragen". Die Protestantinnen des Südgebiets gehen aufs "Kiewertrogn". Bereits "3 - 4 Tage nach der Taufe" waren die Gevattersleute bei der Wöchnerin und brachten ihr "Kandelzucker, Lebkuchen, Brot, Kaffee, 3 - 4 Pfund Zucker, 1 Pfund Zichorie, 1 Flasche Wein und 2 - 3 M als Geschenk" (Weinsfeld/HIP).

Während die Taufe ehelich geborener Kinder um 13 Uhr stattfindet, geht der Pate und die Hebamme mit dem unehelich geborenen Täufling beim Zwölfluhr läuten zur Taufhandlung in die Kirche.

Aus den Korrespondenten-Berichten geht hervor, daß zur Zeit der Münchner Umfrage in beiden Konfessionsbereichen des südlichen Untersuchungsgebiets volksgläubige Vorstellungen und Brauchtümlich festgelegtes Verhalten übereinstimmen. Die persönlichen Nacherhebungen bestätigten dieses Ergebnis. Ein gewisser Unterschied bestand lediglich bei dem an kirchliche Bestimmungen gebundenen Abschluß der Sechs-Wochen-Frist. Die protestantische Wöchnerin beschließt diese Zeit - wie bereits erwähnt wurde - mit einem informellen Kirchenbesuch, während die katholische Kirche für diesen Abschluß eine eigene Benediktion bereithält.

In den rein protestantischen Dörfern des Nordgebiets findet die Taufe etwa 8 - 14 Tage nach der Geburt des Täuflings statt. Im gemischt konfessionellen Ullstadt lassen die Protestanten nach ungefähr acht Tagen, die Katholiken nach drei bis vier Tagen taufen. Auch im katholischen Altmannshausen findet die Taufe möglichst bald statt. Evangelische Familien wünschen bisweilen Haus- taufen.

Den Familienpaten kennt man im Nordgebiet nicht. Hier wird für jedes Kind der Familie ein eigener Pate bzw. eine Patin gewählt. Man bittet nicht nur die nächsten Verwandten, sondern auch Freunde und gute Nachbarn, die Ge-

vatterschaft zu übernehmen. Das Taufgeschenk besteht wie im Südgebiet in einem Tauftaler, der im Taufkissen mit zur Kirche getragen wird. Auch hier begleiten neben dem Patenehepaar - ist der Pate unverheiratet, dann dieser allein - nur der Vater und die Hebamme den Täufling zur Kirche. Doch ist während der Taufhandlung häufig die Pfarrgemeinde versammelt, da die Taufe gern im Anschluß an einen Sonntags- oder Feiertags-Nachmittagsgottesdienst vollzogen wird. In jedem Falle aber finden sich die Schulkinder in der Kirche ein, da sie als "Chorschüler" durch ihren Gesang der Tauffeier einen würdigeren Rahmen verleihen sollen.

Als Belohnung erhalten sie "nach der kirchlichen Handlung - abgesehen von ganz gering bemittelten - vom Taufpaten beschaffte Leckerbissen (Nüsse, Dörrobst, Zuckerplätzchen usw.)" (Nenzenheim, PfB. S. 49). Die Hebamme wirft diese "Gutsele" vor der Kirchentür aus. Lediglich in Ullstadt wird nicht "ausgeschockt", in Altmannshausen holen sich die Kinder einen Wecken im Taufhaus.

Bei der Taufe unehelicher Kinder fehlt der Chorgesang; es werden auch keine Süßigkeiten ausgeworfen. ⁶²⁾

Der Verlauf der häuslichen Tauffeier war zur Zeit der Umfrage im Nordgebiet offensichtlich im Wandel begriffen. Während gewöhnlich die verschiedenen Schilderungen der Brauchhandlungen ein ziemlich gleichförmiges Bild zeigen, lassen die Berichte über diesen Teil des Brauchkomplexes bei der Taufe eine gewisse Variationsbreite erkennen.

Aus Hellmitzheim wird berichtet: "Zum Taufschaus werden in besseren Häusern auch Pfarrer und Lehrer geladen; es gibt Kaffee, Kuchen, Torten, Wein, Käse, Bier. Die Taufgäste erhalten beim Weggehen Lebkuchen oder Zuckerstücke" (Hellmitzheim). In Neustadt/Aisch sind diese Lebkuchen ein Geschenk der Paten an die Gäste.

Der Korrespondent von Neundorf erinnert sich noch an Initiationsriten für neuvermählte Frauen anlässlich des Taufschaus. "Zum Taufschaus (Kindleskerm) wurden früher die jüngst verheirateten Frauen stets eingeladen. Die jüngste wiederum unter ihnen mußte, sofern sie Mutterfreuden noch nicht entgegensehen durfte, es sich gefallen lassen, von der "Ammenfrau" verulkt zu werden. Letztere nötigte sie nämlich zu hüpfen und zu tanzen, wobei man sang "Eidi adi ada, jetzt bin i halt a Fraa, jetzt derf i auf die Kindleskerm wie andra Weiber a." Ein Strauß mit Rosmarinstengel und Band war die Ent-

schädigung für die erlittene Verhöhnung" (Neundorf). In Füttersee/SEF bekam diejenige Frau, die das erste Mal dabei war "von der Hebamme einen Kranz präsentiert, dafür mußte sie die ganze Gesellschaft mit Lebkuchen und Zucker und die Hebamme mit einem guten Trinkgeld beschenken" (Füttersee/SEF).

Die Verpflichtung der jüngst verheirateten Frau, ihre Standesgenossinnen mit Lebkuchen und Zucker zu beschenken, war also in manchen Orten (Neustadt/Aisch, Guttentstetten/NEA, Hellmitzheim) bereits vor dem Ersten Weltkrieg auf die Paten übergegangen.

Die Brauchtümlich festgelegten Verhaltensregeln, die mit der Geburt eines Kindes verbunden sind, stimmen in beiden Untersuchungsgebieten in überraschend hohem Maße überein.

Ein auffallender Unterschied besteht allerdings in der Art der Patenwahl. Im Südgebiet, dem Bereich der "Familienpaten", übernehmen jeweils zwei Familien gegenseitig die Gevatterschaft. Die Sitte, Familienpaten zu wählen, findet sich in den ehemals relativ zentralistisch regierten Territorien Eichstätt und Ansbachs. Sie dürfte auf einen herrscherlichen Beschluß zurückgehen, dem das Bestreben zugrunde lag, "Auswüchse" des Patenwesens einzuschränken. Die Belege K.S. Kramers aus den Ansbacher Archiven geben keine Auskunft, ob es sich bei den genannten Paten um Familienpaten handelte. Im Jahr 1616 war das Familienpatenwesen aber mit Sicherheit noch unbekannt. Damals plädierte nämlich ein Ansbacher Pfarrer dafür, "daß die meng der gevattern ganz verpotten und der alte fränkische brauch beibehalten wurde, daß über ein, zween oder meist drey gevattern zu einem kind nicht gebetten würden, denn sonst dis christliche werk durch die meng des gevat-
terbittens profanirt und ein neu geltmez daraus gemacht wird." ⁶³⁾

Diese Quelle läßt den Schluß zu, daß es - zumindest im ansbachischen Territorium - noch lang Zeit nach 1616 üblich war, mehrere Paten für ein Kind zu wählen - ähnlich den Gepflogenheiten im Nordgebiet. Dort nämlich war es früher üblich, eine möglichst große Zahl von Verwandten, Nachbarn oder sonstigen Bekannten zur Gevatterschaft zu bitten.

Auch die Anwesenheit der Kinder bei der Tauffeier war nicht immer auf das

Nordgebiet beschränkt. In zwei Dörfern des südlichen Untersuchungsbereichs fanden sich zur Zeit der Umfrage ebenfalls noch die "Chorschüler" zur Taufe ein: In der Kirche von Schwimbach, die dem Patronat des Nürnberger Heilig-Geist-Spitals unterstand, und in der Filialkirche Wengen/HIP, die zur Pfarrei Nennslingen gehört, waren Singschüler anwesend, die "bei ehelichen Kindern auch etliche Verse unter Orgelbegleitung gesungen" haben (Nennslingen, PfB. S. 56). Wengen gehört jedoch erst seit 1810 zur Pfarrei Nennslingen und war vordem in Schwimbach eingepfarrt.⁶⁴⁾

Da im Pfarrort Nennslingen selbst die Schulkinder nicht bei Tauffeiern anwesend sind, ist anzunehmen, daß diese Gepflogenheit noch aus der "Nürnberger Zeit" Wengens stammt.

Belege für das "Ausschocken" konnte ich im Südgebiet zwar nicht beibringen, doch wurden dort die Dorfkinde ebenfalls in das Taufgeschehen einbezogen. Um 1900 fanden sich nämlich - zumindest in den protestantischen Dörfern - die Kinder im Taufhaus ein und wurden mit "Hörnle" (Hörnchen) beschenkt.⁶⁵⁾ Zur Zeit der Umfrage war dieser Brauch wohl im Schwinden begriffen. In Reinwarzhofen/HIP wurde er nur noch von den "Dorfarmen", nämlich den Kindern des Gemeindedieners, ausgeübt.

Selbst die ehemals übliche Beteiligung der Dorffrauen beim Taufschmaus war in früheren Zeiten nicht nur auf das Nordgebiet beschränkt. Im Südgebiet erinnern sich zwar keine Korrespondenten - und schon gar keine Gewährsleute - an dieses Frauenfest. Doch kennt man, wie K.S. Kramer zeigt, im 18. Jahrhundert auch im ansbachischen Bereich noch das Tauffest "als ein Vorrecht der Frauen, und zwar der verheirateten. Später dürfen an der Feier außer dem Kindsvater auch noch männliche Gevattern teilnehmen, sonstige Gäste sind nur Frauen. Bei dieser Gelegenheit wurden jungverheiratete Frauen, die das erste Mal zugegen sind, in die Gemeinschaft der Weiber aufgenommen."⁶⁶⁾

Der - im Vergleich zum Südgebiet - späte Tauftermin bei den Protestanten des Nordgebietes ist wohl auf städtischen Einfluß zurückzuführen. Korrespondenten aus stadtnahen Orten oder Städten des übrigen mittelfränkischen Bereichs nennen ebenfalls eine längere Frist als die herkömmlichen "3 Tage" zwischen Geburt und Taufe.

Es ist anzunehmen, daß der Brauchkomplex um Geburt und Taufe in einer früheren Zeitschicht in beiden Untersuchungsgebieten ziemlich einheitlich war.

2. Hochzeit

Den Höhepunkt aller Familiereignisse bildet die Hochzeit. Nicht nur im Kreis der Verwandtschaft, sondern auch im Gesellschaftsleben des Dorfes zählt eine Hochzeit zu jenen Ereignissen, an denen Ortsbewohner aller Altersstufen lebhafteste Anteilnahme bezeugen. Eine "große" Bauernhochzeit war ein Schauspiel vor allem für die Kinder und Frauen des Dorfes.⁶⁷⁾ Doch darf dabei nicht übersehen werden, daß eine repräsentative, sogenannte "echte" Hochzeit mit beachtlichen finanziellen Belastungen verbunden war - und ist. Daher dürften die "nichtechten" Hochzeiten der ärmeren Bevölkerungsschichten zahlenmäßig den "echten" gleichgekommen sein. Man muß auch in Rechnung stellen, daß der Hochzeitstag sogenannter "gefallener" Paare weniger spektakulär gefeiert wurde. Auch die Wiederverheiratung verwitweter Leute spielt sich in bescheidenerem Rahmen ab.

In evangelischen Dörfern gab bereits der angekündigte Hochzeitstermin einen Hinweis auf das Ausmaß der bevorstehenden Feierlichkeiten. Diesbezügliche Unterschiede werden in den Pfarrbeschreibungen betont: "Die Trauungen finden, wenn eine Predigt gehalten wird, am Dienstag, sonst aber am Sonntag statt. Es gilt als ein Vorzug, die Trauung am Dienstag zu haben; es sind dann gewöhnlich größere Hochzeiten, deren Größe, wie vor Alters schon, auch heute noch nach Tischen berechnet werden; der Tisch wird zu 10 Mann gezählt" (Bergen, PfB. S. 312). Am Sonntag erfolgen "bloße Einsegnungen ohne Gemeindebeteiligung ... nach dem Hauptgottesdienst" (Schwimbach, PfB. S. 38). Im katholischen Bereich waren Sonntagshochzeiten nicht üblich. Es herrschte die Meinung: "Wer am Sonntag heiratet, hat kein Glück" (Ochs).

Die jungen Leute heiraten verhältnismäßig spät, "erst Ende der 20 oder Anfang der 30er Jahre; dies hängt jedoch damit zusammen, daß die Eltern erst den jungen Leuten Platz machen und den Hof oft unter schwierigen Auseinandersetzungen mit den übrigen Kindern räumen müssen" (Schwimbach, KiB. S. 60).

Richtige "Liebesheiraten" kommen selten vor, meist ist die Heirat ein Geschäft und wird durch den "Kuppler" vermittelt" (Großenried/FEU).⁶⁸⁾

Dieser übernimmt auch dann die Rolle des Brautwerbers, der zu den Eltern des Mädchens geschickt wird, wenn die beiden jungen Leute bereits früher Bekanntschaft geschlossen haben und "sich einig sind". Geben die Eltern des

Mädchens ihre Zustimmung, so wird an einem der folgenden Sonntage der Hof besucht, in den eingeheiratet werden soll, also meist das elterliche Anwesen des Burschen.⁶⁹⁾ Fällt die Besichtigung, bei der das besondere Interesse dem Viehbestand gilt, zur Zufriedenheit aus, so vereinbaren beide Parteien einen Sonntag als "Heiratstag". An diesem Tag handeln die beiden Elternpaare die Mitgift der Braut aus und legen die finanzielle Belastung fest, die dem Bräutigam durch die Übernahme des Hofes entsteht. Gelangen beide Familien zu einer Einigung, so übergibt der Bräutigam seiner Braut als eine Art Ehepfand die "Heiratstaler", das sind "5 M Stücke, oft in erklecklicher, immer aber in ungerader Anzahl. Sodann erfolgt die Zuschreibung beim Notar" (Untermässing).⁷⁰⁾ Oft wird jedoch der Tag der notariellen Zuschreibung des Anwesens als Heiratstag bezeichnet und in einem Gasthaus der Amtsstadt in kleinem Kreis gefeiert. "Dann geht man zum Pfarrer. Doch sind vorher noch die Einkäufe geschehen und die Bestellungen beim Schreiner und der Näherin. Bis zum Hochzeitstage werden auch etwa nötige Reparaturen des Hauses vorgenommen" (Untermässing).

Die Hochzeit findet im Südgebiet an einem Dienstag statt, möglichst bei zunehmendem Mond, denn "das bringt Glück, Wachstum ins Haus" (Ruppmannsburg/HIP). Mit Vorliebe wählt man die arbeitsarmen Wochen des Bauernjahres, doch wäre es undenkbar, das Hochzeitsfest "in den geschlossenen Zeiten", den Advents- und Passionswochen, zu feiern.

Die nächsten Verwandten, dazu zählen in jedem Fall auch die Paten, werden von den Brautleuten persönlich zur Hochzeit geladen. Den Hochzeitslander kennt man nur in den katholischen Orten des südlichen Untersuchungs-bereichs. Seine Dienste werden jedoch lediglich bei großen Hochzeiten in Anspruch genommen. Allerdings bleibt es den Brautleuten auch dann nicht erspart, die Gäste im eigenen Wohnort persönlich einzuladen. Während das katholische Brautpaar gemeinsam die Familien der Verwandtschaft besucht, lädt in den evangelischen Orten der Bräutigam seine Angehörigen allein ein, und die Braut sucht mit den beiden Brautjungfern nur ihre

Verwandten auf. Als Brautjungfern wählt man je eine unverheiratete Schwester des Bräutigams und der Braut.

Der "Einzugstag", an dem die Aussteuer der Braut am "Kammerwagen" in das zukünftige Heim gefahren wird, ist bei den Protestanten der Freitag vor der Hochzeit, bei den Katholiken der Montag. Neben dem Kut-scher begleitet auch der Schreiner, der die Möbel angefertigt hat, das mit bunten Bändern geschmückte Fuhrwerk. "Auf dem Wagen sind 2 Betten, Tische, Stühle, Sofas (1 oder 2), Kommode mit Leib- und Bettwäsche, Kinderwägelchen, selten eine Wiege mehr, Rechen, Besen, Schäffler, Fleisch- und Krautzuber, Backtrog, Backkörbe, Mangholz, Hutzel, Mehl, Schmalz und das Heiratsgut" (Penzenhofen/N). Auch der Glas-schrank darf nicht fehlen. Das Spinnrad wird allmählich von der Nähmaschine verdrängt. "Bei vermögenden Leuten folgt dem Kammerwagen, von der Magd geführt, eine mit bunten Bändern gezierte Kuh als Hochzeitsgabe der Eltern" (Larrieden/FEU). (Heiratet der Bräutigam in das Anwesen der Braut ein, so muß er einen Kammerwagen für den neuen Hausstand mitbringen. Die Ausstattung entspricht der einer Braut, doch führt der Bräutigam statt der Haushaltsgeräte die Gerätschaften für Stall- und Feldarbeiten mit sich. Der Bräutigam wird in diesem Fall von der Braut "heimgeführt".)

In katholischen Orten läßt der Bräutigam die Braut mit einer Chaise abholen. Brautmutter und Näherin begleiten die Hochzeiterin in das Haus des Bräutigams. "Am Bestimmungsort angekommen geht der Bräutigam an die Chaise und die Näherin fragt: Dürfen wir hinein? Worauf der Hochzeiter einfach mit "Ja" antwortet" (Untermässing).

Die evangelische Braut wird vom Bräutigam persönlich abgeholt. Das Brautpaar fährt in der ersten Chaise, während die Eltern in einem weiteren Gefährt folgen. Bisweilen steht eine dritte Chaise für Paten und Geschwister zur Verfügung.

Allgemein achtet man darauf, daß die Brautchaise den elterlichen Hof nach dem Kammerwagen verläßt, aber vor ihm im Wohnort des Bräutigams ankommt. Der Kammerwagen muß also unterwegs von der Chaise überholt werden. Um Unglück zu vermeiden, darf keines der Gefährte zwischen 11 und 12 Uhr fahren!

Alle Hochzeitsfuhren werden unterwegs von Kindern und Altersgenossen der Brautleute zu wiederholten Malen aufgehalten. Insassen oder Kutscher müssen sich durch Geldspenden den Weg freikaufen. Ebenso wie das Wegsperren gehört das Böllerschießen zu den Bräuchen, die mit Einzugs- und Hochzeitstag verbunden sind. ⁷¹⁾

Sobald der Kammerwagen am Zielort eingetroffen ist, versammeln sich die Kinder, vor allem aber die Frauen des Dorfes beim Hochzeitshaus, um das Heiratsgut der neuen Bäuerin mit kritischem Blick zu taxieren.

Die Braut achtet darauf, daß zu allererst Brot und Salz, eventuell auch ein Gebetbuch ins Haus getragen werden. Große Heiterkeit erregt gewöhnlich das Abladen des Kinderwagens, ein Akt, der dem Bräutigam vorbehalten bleibt. Um dem Hochzeiter die Aufgabe zu erschweren, ist das Wägelchen besonders sorgfältig mit Seilen befestigt. Während seiner mühevollen Arbeit muß sich der Bräutigam überdies allerlei Neckereien gefallen lassen.

Beim Abladen des Kammerwagens wird an die Zuschauer Brot verteilt, das in großen Körben bereitsteht. Auch Bier darf nicht fehlen. Die Kinder erhalten mancherorts Geldspenden am Einzugsstag. In katholischen Orten weiht der Geistliche das ganze Haus mitsamt den Ställen; auch der neue Hausrat, Kleider usw. werden mit dieser "Benedictio thalami" versehen. Für die mit dem Abladen und Einräumen beschäftigten Personen steht nach getaner Arbeit ein reichhaltiges Mahl bereit. Sobald das Essen eingenommen ist, begibt sich die Braut mit ihrer Begleitung wieder nach Hause.

Am Abend vor der Hochzeit treffen sich in katholischen Orten die Dorfburschen zum "Tischrocket" im Haus des Bräutigams und werden dort bewirtet. "Es ist gleichsam der Abschied des Hochzeiteers von seinen Standesgenossen, den Junggesellen. Heiratet ein Bursche nach auswärts, so gibt er seinen Kameraden Freibier im Wirtshaus" (Untermässing).

Die katholische Braut hat bereits am Sonntag vor ihrem Auszug aus dem Elternhaus ihre Freundinnen zum "Sachschau" eingeladen. Die Besucherinnen bringen Geschenke mit und werden mit Kaffee und Kuchen bewirtet.

Am Hochzeitsmorgen nimmt bei wohlhabenden evangelischen Bauern eine Musikkapelle vor dem Haus des Bräutigams Aufstellung. Jeder ankommende Gast wird mit einem Ständchen begrüßt.

Eine "große" katholische Hochzeit ist durch das Einholen der ortsansässigen Gäste unter Musikbegleitung gekennzeichnet. Auswärtige Gäste versammeln sich aus diesem Grund nicht etwa im Hochzeitshaus, sondern halten sich bei anderen, dorfansässigen Verwandten auf, die ebenfalls geladen sind. Dem Hochzeitslader obliegt die Leitung des Zuges. Wohnt die Braut im Ort, so wird sie als erste zum Hochzeitshaus "gespielt". In einem separaten Gang holt man ihre Eltern, eventuell auch noch die Paten. Dieses Zusammenspielen der Gäste zieht sich oft stundenlang hin, so daß die Hochzeitsgesellschaft nicht selten verspätet zur Trauung erscheint.

Im evangelischen Hochzeitshaus erhalten die eintreffenden Gäste von jungen Mädchen lange, mit Bändern verzierte Rosmarinstengel überreicht. Den Burschen und Männern werden diese Zweige am Hut befestigt, während die Mädchen und Frauen den "Strauß" in der Hand tragen. Die Eltern des Brautpaares erhalten einen Stengel ohne Bänderschmuck.

In katholischen Dörfern steckt die Näherin den Gästen kleine Rosmarinsträucher an. "Brautleute, Brautjungfern und Ehrenväter (das sind die Väter der Brautleute) tragen Zitronen mit darin steckenden Myrthezweigen in der Hand" (Untermässing).

Die Braut ist an diesem Festtag - der Tradition gemäß - schwarz gekleidet. Im Haar trägt sie einen aus künstlicher Myrthe gewundenen Kranz, vereinzelt wohl auch noch das traditionelle "Nestle", eine "aus bunten Blumen,

Federn, Bändchen" (Ruppmannsburg/HIP) zusammengestellte Brautkrone, die sich oft schon seit Generationen im Familienbesitz befindet. Die Mädchen erscheinen zur Hochzeit ebenfalls bekränzt, während sich die Frauen in ihren prachtvollsten Bänderhauben zeigen. (Vgl. Anm.134.) Für den Bräutigam ist die Anschaffung eines Gehrocks unumgänglich. Auch die verheirateten Männer erscheinen zum Hochzeitsfest im Gehrock.

Nachdem die Brautleute mit den Ehrevätern, die als Trauzeugen fungierten, von der standesamtlichen Trauung zurückgekehrt sind, begibt sich der Bräutigam mit den Ehrevätern ins Pfarrhaus, um den Geistlichen zur Begleitung des Hochzeitszuges abzuholen. Doch ist die Anwesenheit des Pfarrers ein Vorrecht, das nur dem als unbescholten geltenden Brautpaar zuteil wird!

Vor der Tür des Hochzeitshauses überreicht sowohl die katholische als auch die evangelische Braut dem eintreffenden Geistlichen "auf weißem Teller ein in Quartform schön zusammengelegtes, schwarzseidenes, in den Ecken hübsch mit lila Bändchen verziertes Tuch, darauf Rosmarin und eine Zitronen liegen" (Alfershausen/HIP).

Angeführt von den Musikanten, die einen Choral intonieren, begibt sich die Hochzeitsgesellschaft in feierlicher Prozession zur Kirche. Der Bräutigam wird vom Pfarrer begleitet. Es folgen die beiden Ehreväter. Ist der Geistliche nicht bereit, das Brautpaar in die Kirche zu führen, so gehen die Ehreväter neben dem Bräutigam. Ihnen folgen die männlichen Gäste, voran die ledigen, sodann die verheirateten. Den Zug der Frauen eröffnet die Braut. In evangelischen Orten geben ihr zwei Brautjungfern das Geleit. Die katholische Braut wird von einem oder zwei degenbewehrten Brautführern zur Kirche gebracht.

Wegsperren und Salven aus Vorderladern während des Hochzeitszuges gehören zu den allgemein verbreiteten Gepflogenheiten. Das Schießen gilt zwar als Ehrenbezeugung - der Bräutigam entlohnt die Schützen mit einer Geld- oder Bierspende - wird von den Hochzeitsgästen jedoch häufig als gefährliche Unsitte gefürchtet.

Am Traugottesdienst nimmt vor allem der weibliche Teil der Dorfbewohner mit Aufmerksamkeit teil. Nach der kirchlichen Feier zieht die Hochzeitsgesellschaft ins Wirtshaus. "Vor der Haustür steht in sauberem weißen "Fleck" (Schürze) der Wirt mit Weingläsern. Hinter ihm steht sein Knecht als Mund-

schenk. Jedes eintretende Paar trinkt, während die Musik noch spielt, einen Schluck auf das Wohl der Brautleute. Das nächste Ereignis ist gleich der Bräutlestanz" (Alfershausen/HIP). (Da der Tanz noch vor dem Mahl stattfindet, wird er auch "Hungertanz" genannt.)

Die erste Tour, bestehend aus drei Tänzen, ist bei evangelischen Hochzeiten dem Brautpaar vorbehalten. In katholischen Orten tanzt die Braut nur mit dem Brautführer. (Der Bräutigam darf erst am Abend die Hochzeiterin zum Tanz bitten.) Bei der folgenden Tour tanzen die nächsten Verwandten mit und erst von der dritten Tour an ist die Tanzfläche für alle Hochzeitsgäste frei gegeben. Frauen und Kinder, die der Festgesellschaft in den Wirtssaal gefolgt waren, um den Brauttanz mitzuerleben, verlassen nun das Lokal, da im Anschluß an den Hungertanz ein üppiges Hochzeitsmahl beginnt. Die Speisenfolge ist durch Tradition festgelegt. Jeder Gast erhält genau abgewogene Portionen verschiedener Fleischsorten, dazu mehrere Beilagen. Die Reste des reichlichen Mahles trägt man nach Beendigung des Festessens auf einem Teller nach Hause oder ins Hochzeitshaus, um sie dort bis zur Heimreise aufzubewahren.

"Die ganze Zeit über dürfen die Brautleute ... ja nicht bei einander sitzen. Vielmehr wird die Braut in dem einen Eck plazierte, an einen weiß gedeckten, mit brennenden Lichtern versehenen Tisch, umgeben von nur ledigen Leuten, dagegen hat der Bräutigam an der gegenüberliegenden Seite des Saales zu verweilen, umgeben von lauter verheirateten Leuten" (Alfershausen/HIP).

Der katholischen Braut ist der Platz im Herrgottswinkel vorbehalten. Außer den Brautjungfern sitzen an ihrem Tisch ein oder zwei Brautführer, die ihre geschmückten Degen in die Holzdecke über dem Tisch stoßen. Die Brautjungfern sorgen dafür, daß diese Degen nicht "gestohlen" werden, sonst müssen sie das "Diebesgut" gegen ein beachtliches Lösegeld zurückkaufen. Die Brautführer hingegen dürfen die Braut nicht aus dem Auge lassen, denn die anwesenden jungen Burschen versuchen sie zu entführen, um mit ihr auf Kosten der Brautführer in einem Nebenraum des Gasthauses oder in einem anderen Dorfwirtshaus zu zechen.

Nach dem Mittagessen ziehen vor allem die zu Gast geladenen Frauen zum Hof der Brautleute, um den neuen Hausstand zu begutachten. Den prüfenden Blicken müssen nicht nur die Möbel, sondern auch der Inhalt der geöffneten Kommoden und Schränke standhalten. Selbst der Viehbestand und die land-

wirtschaftlichen Geräte werden einer Besichtigung unterzogen. Im Hochzeitshaus steht für die Besucher Kaffee und Kuchen bereit.

Die Männer verbringen häufig den ganzen Nachmittag beim Kartenspiel im Wirtshaus. Zum Abendessen treffen sich dort wieder alle Gäste. Die Zahl der Anwesenden hat sich stark erhöht, da jeder geladene Hochzeitsgast am Abend einen "Nachgänger" mitbringen darf. "Als eigentlicher Gast kommt nämlich immer nur 1 Person aus einer Familie, was wohl seinen Grund darin hat, daß die Teilnahme an einer Hochzeit immer mit ziemlichen Auslagen verbunden ist. Das Mahl allein kostet in neuerer Zeit 7 M, früher 6 M, wozu dann noch das Hochzeitsgeschenk kommt" (Bergen, Pfb. S. 315 f.). Allerdings sind die nahen Verwandten und alle Gäste, die am Tisch des Bräutigams oder der Braut Platz nehmen dürfen, "zechfrei", d. h. sie brauchen kein Mahlgeld zu entrichten.

Während des Abendessens erscheint die Köchin "mit der verbrannten Hand" bei der Hochzeitgesellschaft. Sie gibt vor, sich bei der Zubereitung der Mahlzeiten verbrannt zu haben und weist ihren eingebundenen Arm vor. In einen großen Schöpflöffel, den sie wie einen Klingelbeutel herumreicht, werfen die Gäste ein Trinkgeld, die sogenannte "Brandsteuer".

Nach Abschluß des Abendmahls beginnt bei protestantischen Hochzeiten das "Abdanken". Der Lehrer oder der Pfarrer macht sich zum Sprecher der Brautleute und dankt zunächst den Eltern für die genossene Erziehung und Ausbildung. Sind die Eltern bereits verstorben, dürfen sie nicht unerwähnt bleiben, auch gedenkt man der Verstorbenen aus der näheren Verwandtschaft. Den Gästen wird der Dank für ihre Teilnahme an der Hochzeit ausgesprochen, ebenso bedankt sich der Sprecher beim Küchenpersonal, den Serviermädchen und dem Schenkwirt. "Schließlich wird der Dank überhöht, es wird Gott gedankt, daß er die Wege der beiden Brautleute zusammengeführt hat. Nun folgt die Aufforderung an die Gäste, sich zu erheben. Gemeinsam singt man das Lied "Nun danket alle Gott". Damit ist der Höhepunkt des Abends erreicht" (Berg). Bei den Katholiken wird das Abendessen mit einem Gebet für die verstorbenen Angehörigen beendet.

Nach dem Abdanken beginnt das "Schenken". Für diese Zeremonie nimmt das evangelische Brautpaar nun gemeinsam an einem Tisch Platz. Die katholische Braut wird dagegen weiterhin von beiden Brautjungfern flankiert, während der Bräutigam neben dem Tisch steht. Eine große Schüssel (für die Geld-

geschenke) und drei Weingläser stehen bereit. Die Gäste werden, dem Verwandtschaftsgrad folgend, aufgerufen und treten einzeln an den Tisch. Der Gerufene stößt mit dem für die Gäste vorgesehenen Glas auf das Wohl des Brautpaares an und trinkt einen Schluck Wein. Sodann wirft er auf möglichst spektakuläre Weise sein Geldgeschenk - mit Vorliebe eine größere Anzahl von Münzen - in die Schüssel. (Das Mahlgeld hat der Wirt schon zu einem früheren Zeitpunkt von den "zahlungspflichtigen" Gästen eingesammelt.) Meist ist es Aufgabe des Lehrers, über Art und Höhe der eingegangenen Geschenke genau Buch zu führen.

Bei den Katholiken werden während des Schenkens vom Hochzeitslader oder einigen Burschen "Schnaderhüpfeln" gesunden, die Anspielungen auf die Person des Schenkenden enthalten. Manch ein Seelenhirt fühlt sich verpflichtet, die lange Prozedur des Schenk-Aktes über sich ergehen zu lassen, um durch seine Anwesenheit das "Absingen anzüglicher Lieder" (Ochs) zu verhindern. Nicht selten zeigen sich die Besungenen gekränkt, so daß bei manchen Hochzeiten das "Aussingen" ausdrücklich untersagt wird.

Nach Beendigung dieser oft Stunden währenden Zeremonie "wird der Brautkranz abgelegt" (Jahrsdorf/HIP). Dann trägt das Brautpaar unter Musikbegleitung die Geschenke nach Hause. Die Braut wechselt das Gewand, bevor sie wieder ins Wirtshaus zurückkehrt. Nun spielen die Musikanten zum Tanz auf. Auch die katholische Braut darf von nun an mit ihrem Hochzeiter tanzen. Das Brautpaar sitzt jetzt beisammen.

In den katholischen Dörfern gilt als ungeschriebenes Gesetz, daß alle Ortsbewohner, auch wenn sie nicht eigens eingeladen sind, am Hochzeitstanz teilnehmen dürfen. Schaulustige finden sich oft schon beim "Schenken" ein. In der am folgenden Morgen zelebrierten Seelenmesse der Katholiken erscheint manch ein Hochzeitstanzgast, ohne in der vorausgegangenen Nacht ein Auge im Schlaf geschlossen zu haben.

Die Schilderungen der Korrespondenten und Gewährsleute lassen erkennen, daß der Brauchtümlich festgelegte Verlauf einer Hochzeit bei den Bewohnern beider Konfessionsgebiete in hohem Maß übereinstimmt. Die Hauptunterschiede einzelner Brauchelemente resultieren aus dem Fehlen eines Hoch-

zeitsladers und eines Brautführers im protestantischen Bereich.

Ohne einen Zeremonienmeister, der genau weiß, in welchem Haus des Dorfes ein Gast zur Hochzeit abzuholen ist, können die Musikanten einer evangelischen Gemeinde die Hochzeitsgesellschaft nicht "zusammenspielen". Sie müssen wohl oder übel im Hochzeitshaus auf das Eintreffen der Geladenen warten.

Da in der katholischen Gegend der Brautführer während des ganzen Hochzeitstages für das Wohlbefinden der Braut zu sorgen hat, auch den Brautanzug (vor dem Essen) mit ihr anführt, vereint sich das Brautpaar - konsequenterweise - erst nach dem "Schenken", sobald der Braut vom Bräutigam der Kranz abgenommen worden ist. Diese strikte Trennung der Brautleute vor der Kranzabnahme erlaubte auch nicht eine gemeinsame Fahrt des Paares am Einzugsstag. Die Braut wird deshalb von zwei "Anstandspersonen", der Mutter und der Näherin, zum Hochzeitshaus begleitet. Diese Sitte verhalf der Näherin, die in den vorausgegangenen Wochen für die gesamte Aussteuer (Wäsche und Kleidung) der Braut gesorgt hatte, zu einer Vorrangstellung, die sie bis in die Gegenwart hinein beibehalten konnte.

Das Fehlen des Hochzeitsladers und des Brautführers, bei Beibehaltung vieler - auf die Anwesenheit dieser Funktionsträger abgestimmten - Brauchformen führte im protestantischen Gebiet zu einer gewissen "Inkonsequenz", die ein Korrespondent spürte, als er schrieb: "Die ganze Zeit über dürfen die Brautleute zwar mit einander tanzen, aber ja nicht bei einander sitzen" (Alfershausen/HIP). Der gleiche Korrespondent erinnert sich: "Die früher mitgebrachten Schwerter wurden über dem Brauttisch an der Decke in ein dort angebrachtes Brettlein gestoßen". Zwar folgt dieser Satz - ohne jede weitere Erklärung - einer Beschreibung der Vorgänge beim Mittagssmahl, doch findet dieser Hinweis durch den Bericht eines zweiten Korrespondenten der gleichen Gemeinde eine Bestätigung: "Bei der Hochzeit wurde bis in die letzte Zeit die Braut von die (!) Brautführer abgeholt und bis zum Altar und zurück in das Gasthaus geführt. Der eine hatte den Säbel am linken Arm mit Griff nach auswärts, der andere im rechten Arm, ebenfalls mit Griff nach auswärts, an jedem Griff war eine große Bandschleife befestigt" (Alfershausen/HIP).

Man wählte also - etwa bis zur Jahrhundertwende - auch in protestantischen Orten Brautführer! Wenn aus den anderen Gemeinden keine entsprechende

Nachricht vorliegt, ist der Grund dafür vielleicht in der Bequemlichkeit der Berichterstatter zu suchen. Es wäre auch möglich, daß - in Erwägung der bekannten zeitlichen Differenzen bei Brauchschwunderscheinungen - in den umliegenden protestantischen Gemeinden das Amt des Brautführers bereits in Vergessenheit geraten war. (Der Korrespondent von Ettenstatt/WUG erinnert sich auch noch an Brautführer.)

Die Person des Hochzeitsladers findet jedoch in keiner einzigen Mitteilung aus den protestantischen Gemeinden des Untersuchungsgebiets Erwähnung. Lediglich in drei östlich von Nürnberg gelegenen Dörfern durfte dieser Funktionsträger noch zur Zeit der Umfrage bei keiner größeren Hochzeit fehlen (Oberferrieden/N, Penzenhofen/N, Ottensoos/LAU). Doch war zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch im protestantischen Untersuchungsbereich der Hochzeitslader als Brauchfunktionsträger bekannt. Allerdings scheinen einige Brautpaare damals bereits versucht zu haben, sich die Kosten für den Hochzeitslader zu sparen und selbst die Gäste zur Hochzeit zu bitten. Im Jahr 1802 beschwert sich nämlich der Lehrer von Aue/HIP beim Dekan in Thalmässing, "wegen Einkommensverkürzung durch des Michael Buchners Hochzeit, welche mit einem öffentlichen Kirchgang begleitet, aber dem Schul-lehrer als Hochzeitslader nichts dafür bezahlt hat". Der Bräutigam hatte nämlich die auswärtigen Gäste selbst geladen und wollte dem Lehrer nur die Bewohner von Aue überlassen. Als die Braut dem Lehrer zu diesem Zweck ein abgeschabtes Kränzchen als Zeichen seiner Würde anbot, lehnte dieser ab: "Kein Kränzlein ist nicht mehr gebräuchlich, sie sind aller Orten abgekommen." Die Braut konterte, wenn der Lehrer mit dem vorgesehenen Kränzchen nicht in Aue laden wolle, würde der Bräutigam die Gäste im Dorf auch selbst laden! Der Kommentar des Lehrers lautet: "Sie wollen diesen Gebrauch abbringen und ihre Hochzeitsgäste selber laden ..." (Thalmässing, PfB. S. 180).

Aus Polizeiordnungen der Markgrafschaft Ansbach aus dem 17. Jahrhundert ist bekannt, daß der Hochzeitslader als Amtsträger eine wichtige Rolle spielte, da er den zuständigen Behörden die - von obrigkeitlicher Seite begrenzte - Zahl der Hochzeitsgäste benennen mußte und Übertretungen der polizeilichen Bestimmungen zu melden hatte.⁷²⁾ Ebenso werden Brautführer in den Ansbacher Verordnungen genannt.⁷³⁾ Für die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind sowohl Brautführer als auch Hochzeitslader für das protestan-

tische Hahnenkammgebiet bezeugt. ⁷⁴⁾

Überdies fällt auf, daß in protestantischen Gemeinden auf die Verteilung von Zitronen (mit Rosmarinstengeln) an die Hochzeitsgäste verzichtet wird. Es darf als gesichert angenommen werden, daß dieser Brauch vor der Zeit der Umfrage in Übung war. Das Zitronengeschenk an den evangelischen Pfarrer stellt sicher eine Schwundform dieser Gepflogenheit dar. Eine Ansbacher Hochzeits-Ordnung von 1680 zeigt, daß auch im evangelischen Bereich die Hochzeitsgäste von den Brautleuten mit Zitronen beschenkt wurden. ⁷⁵⁾ Adolf Schwammberger weiß zu berichten, daß das Ausbreitungsgebiet der Zitrone "unbegrenzt" erscheint. "Auch die Konfessionen ziehen keine Grenzen: die Hochzeitszitrone ist in vorwiegend evangelischen Gegenden ebenso zu Hause wie in vorwiegend katholischen." ⁷⁶⁾ Er betont, daß in fast ganz Mittelfranken der Hochzeitszitronen-Brauch noch heute lebt, "oder er läßt sich doch durch noch lebende Zeugen nachweisen". ⁷⁷⁾ Vorläufig kann nicht geklärt werden, welche Faktoren das Abkommen des Zitronenschmucks bei den Hochzeitsgästen im protestantischen Bereich des Südgebiets verursachten.

Bisher konnte in evangelischen Orten keine dem katholischen "Tischrucket" entsprechende Einladung des Bräutigams an seine Altersgenossen festgestellt werden. Es wäre möglich, daß das Tischrucket des eichstättischen Grenzgebietes in Anlehnung an den für das Hochstift typischen "Plumpf" bzw. "Pflumpf" nicht in Vergessenheit geraten konnte. Dem Plumpf wurde durch kirchliches Brauchtum besonderes Gewicht verliehen. Es handelt sich nämlich um die Zusammenkunft der näheren Verwandten nach dem Brautexamen, das im Pfarrhof stattfindet und als kirchliches Verlöbniß besonderes Ansehen genießt.

Bei der Beschreibung der Hochzeitsbräuche an der nördlichen Altmühl und Tauber erwähnt E. Fentsch das Tischrücken: "Eine stattliche Bauernhochzeit währt nicht selten drei Tage. Dem zweiten oder Rockentage folgt noch das genannte Tischrücken, die althergebrachte Bezeichnung eines kleinen Mahles am dritten Tage für den auserlesenen Kreis nächster Verwandte (!) und Befreundete (!), die hiezu ihr Schärfflein gewöhnlich in natura beitragen." ⁷⁸⁾ Drei Tage während Hochzeiten scheinen im südlichen Untersuchungsgebiet jedoch äußerst selten stattgefunden zu haben. Gewährsleute berichteten jedenfalls nie von derart ausgiebigen Festfreuden.

Unter Zuhilfenahme historischer Quellen gelangt man zu der Erkenntnis, daß das Hochzeitsbrauchtum beider Konfessionsgebiete in den wesentlichen Zügen übereinstimmte. Die abweichende Entwicklung im protestantischen Untersuchungsgebiet dürfte wohl im 19. Jahrhundert eingeleitet worden sein.

Die Vorbereitungen für den Hochzeitstag und die damit verbundenen Bräuche stimmen in beiden Untersuchungsgebieten nahezu völlig überein. Doch werden im Nordgebiet am "Heiratstag", ("das ist der Tag, an welchem die notarielle Beurkundung des Ehevertrages, die Gutsüberschreibung an die Verlobten stattfindet" (Hellmitzheim),) "die Brautleute von den Burschen mit dem "Hennakräherla" überrascht. Eine mit seidenen bunten Bändern geschmückte Henne wird von ihnen in den Kamm gezwickt, damit sie tüchtig schreit und während dessen zur Türe (der Stube, in der sich eine kleine Gesellschaft zur Feier des Tages eingefunden hat) hineingeschoben. Die Brautleute revanchieren sich durch ein größeres Geldgeschenk, 10 - 20 M, welches von den Burschen zum Ankauf eines Fasses Bier, Brot und Wurst benützt wird, wobei sie unter heiter lustigen Gesängen und fröhlichem Zechen auf das Wohl der Brautleute Umtrunk halten und bei Ziehharmonikaspiele sich vernügen machen" (Possenheim/SEF).

Der Termin des Hochzeitstages scheint zur Zeit der Umfrage eine Änderung erfahren zu haben. Die Korrespondenten des Nordgebietes nennen außer dem Dienstag auch noch den Freitag als Hochzeitstag. Zum Beispiel gibt der Korrespondent aus Nenzenheim den Freitag als üblichen Termin an; auch die meisten Gewährsleute kennen diesen Tag. Doch weiß ein Mann, der 1901 in Nenzenheim geboren wurde, zu berichten, daß seine Eltern an einem Dienstag geheiratet haben.

Die Braut wird am Hochzeitsmorgen per Chaise vom Bräutigam abgeholt. Im Laufe des Vormittags finden sich auch die Gäste ein. Gleich bei der Ankunft im Hochzeitshaus überreichen sie dem Brautpaar ihre Geschenke. Diese bestehen größtenteils aus Haushaltsgegenständen; nur in Ausnahmefällen werden Geldbeträge übergeben.

Die kirchliche Trauung findet meist um 13 Uhr statt. "1/4 Stunde vor der Trauung wird zum 3. Mal geläutet, so lange, bis der Zug zur Ziviltrauung

auf dem bei der Kirche gelegenen Rathaus angelangt ist, wobei mit den 3 Glocken geläutet wird" (Nenzenheim, PfB S. 51). Der Bräutigam führt die Braut selbst zur Kirche. Dem Brautpaar folgen mehrere Paare lediger Bur-schen und Mädchen, die sogenannten Brautführer mit ihren Brautjungfern. Auch die übrigen Gäste folgen paarweise. "Die Brautleute tragen als Schmuck gewöhnlich, wie bei der Konfirmation, Blumenkränzchen auf der Brust (Bräutigam), bzw. Brautkranz mit - oder ohne - Schleier" (Nenzenheim, PfB. S. 51). Die Braut trägt ein langes schwarzes Kleid. Unter dem Myrthen-kranz ist ein weißer Schleier befestigt, der bis zum Boden herabfällt. Das Brautbouquet wird - je nach Jahreszeit - aus künstlichen oder echten Blüten gewunden. Der Bräutigam hat am linken Rockaufschlag ein Myrthenkränzchen befestigt. Mit Blumen im Haar und einem Strauß im Arm präsentieren sich die Brautjungfern. Bei wohlhabenden Bauern erhalten auch die übrigen weib-lichen Hochzeitsgäste einen kleinen Blumenstrauß, den sie in der Hand hal-ten.

Nach der Trauung begibt sich die Hochzeitgesellschaft in das Haus der Brautleute, wo ein Festmahl stattfindet. Für die Zubereitung der Speisen ist eine ausgebildete Köchin verantwortlich. Etwa drei Nachbarinnen helfen ihr bei der Arbeit.

An einer langen Tafel in der Stube lassen sich die Gäste nieder. "Den Ehren-platz in der Mitte nehmen die Brautleute ein; ihnen gegenüber sitzen Pfarrer und Lehrer, links und rechts von ihnen nehmen Eltern und Paten, Brautfüh-rer und Brautjungfern sowie sonstige Verwandte Platz. Außer dem Toast des Geistlichen tragen oft Brautjungfern Gedichte vor, wobei sie nun, die Hei-terkeit erregende Hochzeitsgeschenke dem Brautpaar übergeben" (Possen-heim/SEF).

"Zwischen den Mahlzeiten (dem Mittagmahl, d. i. die Hauptmahlzeit und dem Kaffee am Abend und der späteren Mahlzeit) ergehen sich die Gäste et-was, d. h. sie gehen spazieren, beschauen das Dorf und lassen sich be-schauen; auch besuchen alle - das neue Ehepaar samt den Gästen - im Zuge kurz die Gasthäuser" (Nenzenheim).

Musikanten sind selbst bei großen Hochzeiten nicht anwesend, doch tanzen die jungen Leute bisweilen zu den Klängen einer "Zugorgel". Zu diesem Zweck muß nach dem Abendessen in aller Eile ein Zimmer ausgeräumt wer-den. Erlauben die Wohnverhältnisse das nicht, so ziehen tanzlustige Hoch-zeitsgäste mitunter ins Wirtshaus, wo ihnen ein Dorfbewohner aufspielt.

Dann gesellen sich auch die Dorfburschen und -mädchen zu den Hochzeitsgästen.

Um Mitternacht stellen sich die jungen Mädchen im Kreis um die Braut. Ihr wird nun der Schleier abgenommen. Sie erhält ihn zurück und reicht ihn dann - mit verbundenen Augen - einem der umstehenden Mädchen. Dieses wird die nächstfolgende Hochzeit feiern!

Überraschen die Hochzeitsfeiern im Südgebiet durch eine Vielfalt traditionell festgelegter Verhaltensweisen, so erscheinen im Vergleich dazu die Beschreibungen des Hochzeitsbrauchs im Nordgebiet geradezu nüchtern. Doch worin liegt der Unterschied begründet, der bereits Eduard Fentsch zu der resignierten Feststellung veranlaßt: "Im Aischgrund und der Nachbarschaft ... geht die Hochzeit gemeinhin sang- und klanglos vorüber, und der reiche Bauer macht sich vor dem armen Tropfhäusler nur dadurch bemerklich, daß er um sein Geld beim Pfarrer eine Predigthochzeit bestellt ... während sich der Unbemittelte mit einer geringer taxierten Lesehochzeit zu begnügen hat." ⁷⁹⁾ (Für die Zeit der Umfrage stimmen diese Unterscheidungsmerkmale übrigens nicht mehr! Aus den Pfarrbeschreibungen des Nordgebietes geht hervor, daß es sich die Geistlichen sehr zugute halten, wenn sie jedem Trauakt durch ihre Rede eine würdigere Form verleihen.)

Die grundlegende Andersartigkeit des Hochzeitsbrauchtums ist durch die Tatsache bedingt, daß die Hochzeiten des Nordgebietes im Wohnhaus des jungen Ehepaares und nicht im Wirtshaus gefeiert werden. Damit entfällt zunächst eine Reihe spaßhafter Bräuche, die den Bediensteten des Wirtes zu Trinkgeld verhelfen sollen. (Als Beispiel wurde die Köchin mit der "verbrannten" Hand genannt.)

Die beinahe "abendfüllende" Zeremonie des "Schenkens" wäre bei einer Haushochzeit ebenfalls deplaziert, denn alle Geladenen sind Gäste des Bräutigams. Sie revanchieren sich zwar mit Geschenken, jedoch entwickelt sich das Überreichen dieser Geschenke nicht zu einem besonderen Akt des Einsammelns. K.S. Kramer konnte zwar feststellen, daß es in Unterfranken auch Schenkhochzeiten gab, doch war die andere, von der Verwandtschaft ausgerichtete Hochzeit die feinere Art. ⁸⁰⁾

Das Geldgeschenk bei der Wirtshaushochzeit des Südgebiets ist jedoch geradezu notwendig, weil die Brautleute von dem eingegangenen Betrag die Rechnung des Wirtes begleichen müssen. Zwar bringt auch das Festessen im Haus des Gastgebers im Nordgebiet finanzielle Belastungen, doch halten sie sich in tragbarem Rahmen, da die geladenen Familien bereits einige Tage vor der Feier Naturalien ins Hochzeitshaus schicken.

Wie ist jedoch dieser grundlegende Unterschied - Wirtshaushochzeit im Südgebiet, Haushochzeit im Nordgebiet - zu erklären? Die Sitte im Südgebiet, große Hochzeiten im Wirtshaus zu feiern, scheint in einem obrigkeitlichen Erlaß begründet zu sein. K.S. Kramer vermutet, daß im Fürstentum Ansbach "Wirtshauszwang" für derartige Feiern herrschte.⁸¹⁾ In dem ähnlich zentralistisch regierten Hochstift Eichstätt darf man wohl die gleichen Bestimmungen vermuten.

Im Nordgebiet dagegen stand den Dorfbewohnern für besondere Feste der Tanzsaal des Rathauses zur Verfügung. Vielfach gehörten sogar Tischwäsche und Geschirr zur Ausstattung des Dorfrathauses.⁸²⁾ Gab es in einer Familie ein Fest zu feiern, mußte sie lediglich für die dazu nötigen Speisen - und natürlich auch für helfende Hände - sorgen. Sicher scheuten manche Dorfbewohner die Benützungsgebühr für den Rathaussaal, wenn sie trotzdem große Feste zu Hause begangen. Die Vorbereitungen im eigenen Haus mochten - bei entsprechenden räumlichen Verhältnissen - auch mit weniger Komplikationen verbunden gewesen sein.

Im wahrsten Sinne "sang- und klanglos" verläuft so ein Hochzeitstag für die Außenstehenden. Da es nicht üblich ist, Musikanten zu bestellen, fehlt die Begrüßungsmusik und das Zusammenspielen der Gäste am Hochzeitsmorgen. Auch beim Gang zur Kirche ist keine Musik zu hören. Überdies entfällt im Nordgebiet das "Schauspiel" des Brauttanzes und des "Schenkens", bei dem sich im Südgebiet vor allem die Frauen und Kinder des Dorfes efinden.

Die Gründe für das Fehlen berufsmäßiger Musikanten beim Hochzeitsfest im Nordgebiet sind unbekannt. Die räumliche Beschränktheit im Wohnhaus mag wohl mit ausschlaggebend gewesen sein. Doch sind im 18. Jahrhundert Musikanten selbst bei Haushochzeiten eingeladen gewesen, wie die Huttenische Polizey- Gericht- und Dorffs-Ordnung aus dem Jahr 1759 zeigt. Sie bestimmt nämlich, daß "das Hochzeit-Hauß von allen Gästen Nachts um 12. Uhr

bey 3.fl. Straff geräumet werden (muß), welche Straff halb der Hochzeiter und halb die Spielleute ohnnachlässig zu bezahlen" haben (Nenzenheim, Pfarr-Archiv).

Überraschenderweise orientieren sich die Brautleute des Nordgebiets bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg an städtischen Kleidungsitten. Die Braut trägt ein städtisch geschnittenes Kleid mit einem weißen Schleier. Sie geht nicht mehr in Begleitung der Brautjungfern zur Kirche, sondern wird vom Bräutigam geführt. Die Brautjungfern haben je einen Brautführer an ihrer Seite. Auch beim Festmahl nimmt der Bräutigam neben der Braut Platz. Doch scheint diese Gestaltung des Hochzeitszuges und der Sitzordnung beim Mahl noch nicht sehr lange üblich gewesen zu sein, denn in Nenzenheim erinnert man sich noch an Zeiten, wo den Brautjungfern die Führung der Braut oblag.

Es fällt auf, daß das "Hennenkrähen" zur Verlobung, also am "Heiratstag", im Südgebiet nicht bekannt ist. Doch finden sich Belege für diese Brauchform in der nordwestlich an das Untersuchungsgebiet sich anschließenden Landschaft.⁸³⁾ Auch im Bezirksamt Ansbach war das "Hennenkrähen" in Übung.⁸⁴⁾

Die Näherin als Brauchfunktionsträgerin ist dagegen im Nordgebiet nicht bekannt. Deneke kennt die Näherin im Grenzgebiet zwischen Schwaben und Bayern.⁸⁵⁾ Worschech dagegen siedelt sie im altbayerischen Brauchbereich an.⁸⁶⁾

Die an die Näherin gebundenen Brauchformen scheinen damit tatsächlich die einzigen zu sein, die sich nicht - wenigstens für eine frühere Zeitschicht - für beide Untersuchungsgebiete nachweisen lassen. Andere Brauchelemente, wie etwa die Formation des Hochzeitszuges oder die Anwesenheit von Musikanten bei den Hochzeitsfeierlichkeiten waren zumindest in früheren Zeiten in beiden Gebieten gleichermaßen verbreitet. Auch zeigt ein Blick in die benachbarten Regionen des südlichen Untersuchungsbereichs, daß wohl das Nordgebiet zusammen mit dem Südgebiet früher einer einzigen Brauchlandschaft angehörte (vgl. Hahnkrähen).

3. Tod und Begräbnis

Nach eingetretenem Tod wird in den Dörfern beiderseits der Konfessionsgrenze des Südgebiets das Fenster des Sterbezimmers geöffnet, "damit die Seele hinaus kann" (Thalmässing/HIP).⁸⁷⁾

Ein Familienmitglied meldet sodann den Todesfall im Pfarrhaus und bittet um den Vollzug des Begräbnisses. Der nächste Weg führt zum Bürgermeister, dem die standesamtliche Registrierung obliegt. In der Gemeindekanzlei werden nun mehrere Totenscheine ausgestellt, von denen auch die Leichenbitterin des Ortes einige erhält. Dieser Frau fällt zunächst die Aufgabe zu, den Verstorbenen zur Aufbahrung "herzurichten". Dann wird sie ausgeschickt, die Bewohner des eigenen Dorfes sowie der Nachbarorte zur Teilnahme am Begräbnis einzuladen. Häufig delegiert sie diese Aufgabe auch an einige Standesgenossinnen, um sich allzu weite Wege zu ersparen.

Schwarz gekleidet und mit einem Rückenkorb ausgestattet, zieht sie von Haus zu Haus. Betritt die Leichenbitterin einen Hof, so eröffnet sie das Gespräch etwa mit folgenden Worten: "Der N.N. schickt mi her, sollt's morgn uma zehne (bzw. 13 Uhr) dem N.N. a mit af d'Leich geh" (Umä). Anschließend betet sie, im Hausflur stehend, ein Vater Unser. Während dieser Zeit holt die Bäuerin aus der Speisekammer ein Ei oder einen Löffel voll Schmalz, eventuell auch etwas Mehl, und überreicht es der Leichenbitterin. Diese verstaut die Gabe in dafür vorgesehenen Behältern in ihrem Rückenkorb.

Solange der Tote im Haus aufgebahrt liegt, kommen allabendlich Verwandte und Nachbarn ins Sterbehaus zur Wache. In den katholischen Orten beten die Anwesenden drei Rosenkränze. Anschließend wird ihnen Bier, Schnaps und Brot aufgetragen.

Auch in den evangelischen Dörfern ist das "Wachten" üblich. Hier allerdings übernimmt diese Aufgabe jeden Abend eine andere Gruppe der Dorfbewohner, etwa Männer oder Frauen, Bekannte oder Sargträger. Gebetet wird dabei jedoch nicht! Die Wachenden kommen "nach dem Gebetläuten zusammen und bleiben da bis gegen Mitternacht, wenn die Hinterbliebenen sich fürchten, auch länger " (Bergen, PfB. S. 330).

Die Beerdigung findet in katholischen Orten um 10 Uhr statt, während das Leichenbegängnis bei den Protestanten um 13 Uhr beginnt. Die Trauergäste

warten vor dem Sterbehaus, lediglich die Verwandten des Toten versammeln sich in der Stube.

Der Sarg wird "im Hausflur auf die Tragbahre gestellt, über dem Sarg ist das Bahrtuch, in vereinzelten Fällen liegen auch Kränze darauf. Auf einem nebenstehenden Stuhle stehen (nur bei den Katholiken!) Weihwassergefäß mit einem Rosmarinzweig, ein Kruzifix und brennende Kerzen" (Untermässing). "Es wird um die festgesetzte Stunde mit allen Glocken geläutet. Mit diesem Zeichen gehen die Leichenträger mit der Bahre vom Friedhof weg. Das erste Geläute dauert dann an, bis die Träger am Sterbehaus angelangt sind. Um zur Aufbahrung etwas Zeit zu lassen, wird nun etwas zugewartet. Dann zieht (!) Geistlicher, Lehrer und Singschüler mit dem Kreuz vor das Trauerhaus, wo nun bei bereits geschlossenem Sarge die Aussegnung der Leiche stattfindet" (Bergen, PfB. S. 326). Danach singen "die Chorschüler 3 Verse eines Sterbeliedes Unter Glockengeläute und dem Geleit der Trauerversammlung wird dann der Sarg in den Friedhof getragen An die Einsegnung schließt sich ein Predigtgottesdienst in der Kirche an unter überaus großer Beteiligung der Gemeinde" (Schwimbach, PfB. S. 40).

Das Amt des Sargträgers "verrichten bei Leichen verheirateter Personen stets die nächsten verheirateten Nachbarn. Kinder und andere ledige Personen werden von ledigen Burschen getragen" (Ruppmannsburg/HIP). Ein Rosmarinsträußchen schmückt den Anzug dieser Burschen. In katholischen Dörfern tragen gewöhnlich weiß gekleidete Mädchen den Sarg einer verstorbenen Jungfrau - sie sei jung oder alt an Lebensjahren. (Wo Burschen als Sargträger auch bei Jungfrauen fungieren, werden sie von Mädchen begleitet.)

Wird der Sarg aus dem Haus getragen, so senkt man ihn dreimal über der Türschwelle "und soll dies geschehen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes", heißt es im katholischen Untermässing. Im evangelischen Thalmässing wird diese Zeremonie damit begründet, "daß der Tote nicht umgeht, daß er seine Ruhe hat ".

"Damit die arme Seele Ruhe findet" (Untermässing) wird in den katholischen Orten nach der Einsegnung im Trauerhaus das neben dem Sarg stehende Weihwasser ausgeschüttet. "Wenn der Tote aus dem Haus kommt, muß man die Bienenstöcke rühren, sonst gehen die Völker zugrunde. Auch das Saatgetreide muß man rühren " (Thalmässing/HIP). Bisweilen treibt ein Familienangehöriger bei dieser Gelegenheit auch das Vieh in den Ställen auf. Man

bewegt in dieser Stunde alles Lebens- und Keimfähige, um es vor dem Absterben zu bewahren.

Wird der Tote - etwa aus einem Filialort - zum Friedhof des Pfarrdorfes gefahren, dann müssen die drei Strohwische, auf denen der Sarg stand, während der Heimfahrt verloren gehen, "sonst stirbt dem Fuhrbauer bald jemand" (Weinsfeld/HIP).

Nach dem Begräbnisgottesdienst ist in den katholischen Dörfern "Leichenschmaus meist im Wirtshaus, wobei es Bier und Käse gibt" (Weinsfeld/HIP). Doch werden diese Leichentrünke - nach Angaben eines katholischen Pfarrers - "allgemein als Last, ja als Unfug empfunden und kosten viel Geld (bis zu 200 M)" (Jahrsdorf/HIP).

Protestantische Geistliche melden zufrieden: "Ein Leichentrunk besteht hierorts Gottlob (!) nicht. Nur die nächsten Anverwandten begeben sich wohl nach der Beerdigung mit einander ins Trauerhaus zu kurzem Beisammensein, wo auch eine kleine Erquickung gereicht wird, meist bestehend in Kaffee und Leichenwecken " (Bergen, PfB. S. 328 f.). Zum Abschied erhalten die Verwandten eine Tüte voll "Hörnle" überreicht. "Ein sogenannter Leichentrunk findet hier glücklicherweise nicht statt; die Verwandten und Bekannten im Dorf werden besucht und die Auswärtigen und die Fremden stärken sich in kurzer Rast im Wirtshaus auf den Heimweg" (Schwimbach, KiB. S. 65).

Diese "kurze Rast" im Wirtshaus ist sicher von Nöten, denn die in großem Umkreis von den Leichenbitterinnen Geladenen gehen oft stundenweit "in die Leich", "auch wenn man den Verstorbenen nicht gekannt hat " (Penzenhofen/N). Aus diesem Grund ist nicht nur "die Beteiligung an den Leichenbegängnissen seitens der Gemeinde eine sehr lebhaft; auch von auswärts kommen sehr viele Teilnehmer, und zwar nicht bloß Verwandte der Verstorbenen Diese auswärtigen Teilnehmer stören nur zu oft die Ruhe während der Prozession zum Friedhofe, ja auf diesem selbst; scheinen doch viele derselben die Beteiligung an Beerdigungen als Gelegenheit zur Begrüßung länger nicht gesehener Bekannter und zum Mitteilen sowie Einsammeln von Neuigkeiten zu benutzen" (Weiboldshausen, PfB. S. 167).

Die Trauerzeit dauert für verstorbene Eltern und Ehegatten im katholischen Gebiet ein Jahr. In den angrenzenden protestantischen Dörfern wird jedoch

in der Regel zwei Jahre hindurch Trauerkleidung getragen.

Das Brauchtum beim Tod ist in beiden Konfessionsgebieten des südlichen Untersuchungsbereichs weitgehend von den gleichen Verhaltensformen bestimmt. In der verschiedenartigen Regelung beim Leichenschmaus ist meines Erachtens kein grundlegender Unterschied vorhanden, selbst wenn die katholischen Seelenhirten über diesen "Unfug" stöhnen, die protestantischen Geistlichen aber wegen der "Abschaffung" aufatmen. Die große Menge der nicht-verwandten Leichgänger versammelt sich in beiden Konfessionsgebieten nach der Beerdigung im Wirtshaus. In den evangelischen Dörfern bleiben lediglich die Verwandten der Gaststube fern, da sie ins Trauerhaus geladen sind. Wenn der Pfarrer von Weiboldshausen mitteilt, daß die "auswärtigen Teilnehmer" die Beerdigung "als Gelegenheit zur Begrüßung länger nicht gesehener Bekannter und zum Mitteilen sowie Einsammeln von Neuigkeiten" benutzen, so tun sie dies sicher nicht nur "während der Prozession zum Friedhofe" (Weiboldshausen, PfB. S. 167), sondern auch, wenn sie sich "im Wirtshaus auf den Heimweg" stärken (Schwimbach, KiB. S. 65). Damit erfüllt die Zusammenkunft in der Gaststube nach der Beerdigung bei den Protestanten die gleiche Funktion als geselliges Ereignis wie der Leichenschmaus bei den Katholiken.

Es fällt auf, daß bei der Beerdigung einer Jungfrau im katholischen Gebiet auch Mädchen als Sargträger genannt werden. Diese Erscheinung soll an anderer Stelle erörtert werden. (Vgl. S. 159.)

Überraschenderweise nehmen die Angehörigen beider Konfessionen die gleichen abergläubischen Manipulationen vor, um das "Nachsterben" eines Hausgenossen zu verhindern oder die "Seelenruhe" des Verstorbenen zu gewährleisten. Zwar können die Protestanten das dreimalige Senken des Sarges nicht akzeptieren, wenn es unter der Anrufung der Heiligen Dreifaltigkeit geschieht. Auf die Zeremonie des Senkens - und vielleicht die heimliche Anrufung der Dreifaltigkeit - will man jedoch nicht verzichten und findet deshalb eine neue Begründung für dieses Tun. Es geschieht, damit "der Tote nicht umgeht" (Thalmässing/HIP).⁸⁸⁾

Selbst das Nachschütten des Weihwassers beim Wegtragen des Sarges hat im protestantischen Bereiche eine parallele Erscheinung. Hier steht zwar kein Weihwasser zur Verfügung, doch bewahrt man das Wasser auf, mit dem der

Tote gewaschen wurde, um es dem Leichenzug nachzuschütten. ⁸⁹⁾ Bemerkenswert ist allerdings die unterschiedliche Dauer der Trauerzeit bei den Angehörigen der verschiedenen Konfessionen.

Im Nordgebiet ist die Trauerzeit für nahe Verwandte auf ein Jahr begrenzt. Doch trägt man hier auch für verstorbene Nachbarn vier bis sechs Wochen lang Trauerkleidung. Während dieser Zeit hängt überdies ein Trauerflor am Vortragskreuz, das in der Kirche aufgestellt wird.

Die Kunde vom Ableben eines Dorfbewohners verbreitet ein Nachbar, der als Leichlader von der Trauerfamilie zu befreundeten Familien, manchmal auch zu allen Siedlungsgenossen geschickt wird, um sie zur Teilnahme am Begräbnis zu bitten. Auch auswärts wohnende Verwandte werden vom Leichlader verständigt. Sie reichen ihm einen Imbiß. Im übrigen jedoch empfängt der Leichlader lediglich von der Trauerfamilie eine Entlohnung.

Leichenwachen sind in den Dörfern des Nordgebiets unbekannt. Doch finden sich die Schulkinder am Beerdigungstag im Trauerhaus ein, um den im Hausflur aufgebahrten Toten anzuschauen. Sie erhalten dann von der Trauerfamilie "Leichenwecken" (Weißbrot) geschenkt. ("Man hat sich den Toten dann lang gemerkt", erklärte eine Gewährsfrau (Ull).)

Das Beerdigungszeremoniell gleicht dem im Südgebiet. Zum Leichenzug finden sich allerdings - außer den auswärtigen Verwandten - nur Dorfbewohner ein. Trotzdem "fehlt oft geziemende Ruhe, besonders bei weiterem Weg zum Friedhof" (Nenzenheim, Pfb. S. 53).

Im Trauerhaus bleiben einige Nachbarsfrauen zurück. Sie haben dafür zu sorgen, daß hinter dem Leichenzug das Hoftor geschlossen wird, "damit keiner nachstirbt" (Ull).

Während der Abwesenheit der Trauergäste bereiten sie den Leichenschmaus vor, denn nach der Beerdigung treffen sich die Sargträger und die auswärtigen Verwandten im Trauerhaus, wo sie mit Kaffee, Bier, Brot und Käse bewirtet werden. "Den (vom Leichlader) geladenen Trauergästen wird 1/4 Laib Weißbrot, 1/4 (Streu-) Kuchen und 1 Kanne Kaffee oder 1 Maß Bier mit Käse und Brot ins Haus gebracht" (Possenheim/SEF).

Im Totenbrauch des Nordgebiets tritt - im Vergleich zum Südgebiet - der

Nachbarschaftsgedanke stärker in den Vordergrund. (Die Nachbarinnen bereiten den Leichenschmaus; sie tragen Trauerkleidung.) Zwar kennt man hier nicht mehr die nachbarschaftliche Totenwache. Sie dürfte durch restriktive Maßnahmen der Territorialherren abgekommen sein. Dünninger und Worschech, die für ihre Brauchuntersuchungen vor allem unterfränkisches Material heranziehen, bestätigen jedoch, daß früher auch in "Franken" die Nachbarn im Trauerhaus zur Wache zusammenkamen.⁹⁰⁾ Die Aufgabe des Leichladens übernimmt jedoch ein Nachbar.

In besonderer Form werden die Schulkinder in das Geschehen einbezogen, da sie sich eigens im Trauerhaus versammeln und von der Trauerfamilie eine Brotspende erhalten. Die Verteilung von Leichwecken war früher vermutlich auch im Südgebiet üblich. In den Korrespondenten-Berichten findet sich zwar kein entsprechender Vermerk, doch konnte ich bei den Nacherhebungen feststellen, daß die ins Trauerhaus geladenen Verwandten nach dem Leichenschmaus eine Tüte voll Hörnle (Weißbrot) überreicht bekommen. In Zirndorf/FÜ werden die bei dieser Gelegenheit verteilten Backwaren ausdrücklich "Leichwecken" genannt.

Reubold berichtet aus dem Bezirksamt Ansbach von einer Brotgabe an die Kinder, "wenn die Hinterbliebenen nicht arm sind".⁹¹⁾ Im Gebiet um den Hesselberg verteilen "während des Trauergottesdienstes . . . hie und da im Sterbehaus die Haushüterinnen an bettelnde Kinder "Totenwecken".⁹²⁾ Hier handelt es sich wohl um eine Schwundstufe der Gepflogenheit, alle Dorfkin-
der zu beschenken. Aus dem Hochstift Eichstätt fehlen leider entsprechende Mitteilungen. Man muß jedoch in Rechnung stellen, daß die archivalischen Quellen aus diesem Gebiet weniger erforscht sind.

Auch dieser "Vorstoß" in frühere Zeitschichten und benachbarte Landschaften zeigt, daß - ebenso wie beim Brauch um Geburt und Taufe sowie bei der Hochzeit - das Südgebiet einst durch gleiche Brauchformen mit dem Nordgebiet verbunden war.

II. Jahreslauf

Der in der Münchner Umfrage aufgeführte Fragenkomplex "Sitte und Brauch an Fest- und Feiertagen" zielt auf eine Ermittlung der Bräuche im Jahresablauf - allerdings unter Ausschluß der termingebundenen Handlungen, die mit dem bauerlichen Arbeitsjahr in Verbindung stehen. (Der Absatz "Sitte und Brauch in Haus- und Feldwirtschaft" ist speziell diesem Thema gewidmet.)

Allerdings vermitteln die Korrespondentenberichte nur ein sehr unvollständiges Bild vom Brauchtum im Jahreslauf. Die Mehrzahl der Antwortschreiben enthält abergläubische Verhaltensvorschriften für die genannten "Fest- und Feiertage". Bei den wenigen Nachrichten über Brauchtümliche Handlungen, die sich in der Öffentlichkeit abspielen, also im Gegensatz zu abergläubischen Manipulationen "kontrollierbar" sind, fehlen genauere Angaben über die Brauchträger. Selten finden sich vollständige Beschreibungen des Brauchablaufs. Die Zahl der "Feste" ist überdies sehr begrenzt. Der Korrespondent von Almoshof/N bezeichnet die Kirchweih als einzige "Volksbelustigung" während des ganzen Jahres. Dreizehn Korrespondenten halten auch das Maskentreiben an Fasching der Erwähnung wert.

1. Fasnacht

Aus den Korrespondentenberichten geht hervor, daß Maskeraden nicht regelmäßig jedes Jahr durchgeführt werden. Auch trägt nur ein Teil der Dorfjugend Masken. In Weinsfeld, einem katholischen Dorf des Südgebiets "maskieren sich Burschen, Mädchen und Kinder und ziehen im Dorf umher; die Burschen haben eine Zug- oder Mundharmonika dabei, gehen von Haus zu Haus und tanzen in der Stube; hierfür bekommen sie Würste und Fleisch Die maskierten Kinder werden von der ihnen folgenden Kinderschar . . . verhöhnt. (Fosnatnickl, hast Leis im Kittl, han's hupfat worn, hans all derfrorn)" (Weinsfeld/HIP). ⁹³⁾

Die Maskierten werden also "Fosnatnickl" genannt. Sie tragen Holzlarven, an deren Oberkante eine Stoffkapuze als Kopfbedeckung befestigt ist. Der Körper wird von einem "Flecklesgewand" bedeckt, einem mit bunten Flecken besetzten Leinenanzug. ⁹⁴⁾ Von den unmaskierten Kindern werden vor allem die "Treiber" verhöhnt. Diese begleiten den Maskenzug und veranstalten dabei mit ihren Peitschen ein möglichst kunstfertiges "Goißschnalzen". Sie jagen die unmaskierten Kinder, schwärzen sie bei "Gefangennahme" mit Ruß oder sperren sie gar in einen Schweinestall. Während des Umzugs werden an verschiedenen Plätzen des Dorfes "besonders komische Begebenheiten des vergangenen Jahres öffentlich ausgespielt" (Jahrsdorf/HIP). Zu diesem Zweck muß bisweilen ein landwirtschaftlicher Ladewagen mitgeführt werden, auf dem die Spieler und einige Requisiten Platz haben. Mit wenigen mimischen Darstellungen und Hinweisen auf großen Plakaten wird ein meist ortsbekanntes Ereignis vorgeführt. Bisweilen geben auch in Versform gefaßte Schilderungen über unliebsame Vorfälle Auskunft.

"Häufig verkleidet sich einer als Tanzbär und muß nach den Klängen der Harmonika tanzen" (Weinsfeld/HIP). Bei diesem Tanzbär handelt es sich um eine Strohmaske. Getanzt und gesungen wird vor allem in den Häusern, wo die Bäuerin bereits Bratwürste bereitgelegt hat. Die zwei "Schönen", zwei als Pärchen verkleidete Burschen, legen die Geschenke in einen mitgeführten Korb. Im Anschluß an diesen Heischegang werden Würste und Rauchfleisch im Wirtshaus mit Sauerkraut zubereitet und gemeinsam verzehrt.

Es muß betont werden, daß ein Faschingstreiben in dieser Art auch in den protestantischen Dörfern des Südgebiets veranstaltet wird, und zwar nicht nur in den grenznahen Ortschaften dieses Bereichs. Wie den Korrespondentenberichten zu entnehmen ist, finden auch in anderen, ehemals ansbachischen Dörfern Maskenumzüge statt. Nach den Angaben Reubolds ziehen im Bezirksamts Ansbach, also im Zentrum der ehemaligen protestantischen Markgrafschaft, "maskierte Burschen mit einem Flecklesmantel oft mit einem Karren im Dorf herum" ⁹⁵⁾ Auch Spamer weiß zu berichten, daß "in den Dörfern des Ansbachischen ... noch im 19. Jahrhundert die Chronique scandaleuse des Ortes in einer dramatischen Form auf der Straße zur Darstellung gebracht" wurde. ⁹⁶⁾

Den Strohbär kennt man allerdings nicht in allen protestantischen Dörfern des südlichen Untersuchungsgebiets. Rebay teilt mit, der Strohbär oder Löll sei "nur im ehemaligen Hochstift und seinen Nachbargebieten, wie Nürnberg und einem Teil der Oberpfalz" zu finden. ⁹⁷⁾

Während im Südgebiet das Fasnachtsbrauchtum beider Konfessionsgebiete annähernd gleich ist, fehlt in den protestantischen Gemeinden des Nordgebiets jegliches Maskentreiben. ("Umzüge oder Maskeraden finden an Fastnacht nicht statt" (Possenheim/SEF).) Nach Angaben der Protestanten ist das Faschingstreiben auf die katholischen Orte beschränkt. Aber auch hier erhält der Faschingsdienstag - wie im Südgebiet - durch das Kühlebacken einen besonderen Festcharakter. Am Abend des Faschingsdienstag treffen sich allerdings auch in den protestantischen Dörfern die Jugendlichen beim Tanz im Wirtshaus.

Im katholischen Altmannshausen dagegen berichten die Gewährsleute von einem Faschingstreiben. Maskierte Jugendliche führen bei ihrem Umzug einen Wagen mit, auf dem die Dorfereignisse dargestellt werden. Wie im Südgebiet finden sich auch hier die beiden Hauptelemente: Heischegang und Rügebrauch der Maskierten.

Die Abneigung gegen das Maskentreiben ist im protestantischen Nordgebiet

auf restriktive Maßnahmen seitens der Territorialherren zurückzuführen. In einer Limpurgischen Polizeiordnung, die Schenk Georg im Jahre 1626 erließ, sind Maskenumzüge genannt: "Die Holung des Fasnachts-Küchleins soll auch verboten seyn. Und dieweil auch das Vermummen und Butzen-Kleider, sonderlich die, da sich die Frau in Manns- und Mann in Frauenkleider vorstellen, vor Gott ein großer Greuel ist, auch viel Schand und Laster darunter geschieht, so verbieten wir ernstlich, daß niemand zu einiger Zeit des Jahrs mit verdeckten Angesichtern oder in verkehrten Kleidern gehen solle, bey Straff des Thurns und Narrenhauses" (zitiert nach der Pfarrbeschreibung von Hellmitzheim, S. 46).

In der Polizeiordnung von Nenzenheim aus dem Jahre 1759 fehlt der Hinweis auf ein Fasnachtstreiben. Es ist anzunehmen, daß Maskeraden zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in Übung waren, sonst hätten sie wohl in dem Kapitel "Wider das Nachtschwärmen und Gassenstreunen, Wirtshaussitzen und Rockenstuben" Erwähnung gefunden. Soll dieser Absatz der Verordnung doch "ungezogene ledige junge Pursche" davor warnen "üppige Händel" auszuüben und "allerhand Unordnung" anzurichten (Nenzenheim, Pfarr-Archiv).

Auch im südlichen Untersuchungsgebiet sind Verbote gegen Maskereien bekannt. In Ansbach erfolgten 1605 und 1612 diesbezügliche Erlasse. 1570 wurden im eichstättischen Gebiet Verkleidungen untersagt, 1611 jedoch einigen Zünften Umzüge gestattet.⁹⁸⁾ "Aber man war im großen und ganzen doch toleranter mit den vom Volk geliebten alten Faschingsbräuchen" meint Schlupfinger zu diesem Phänomen.⁹⁹⁾

2. Kirchweih

In den protestantischen Gemeinden beider Untersuchungsgebiete gilt die Kirchweih als die "höchste Festlichkeit. Die Vorbereitungen hierzu erfordern außergewöhnlich viel Geld" (Allmoshof/N). ¹⁰⁰⁾

In den katholischen Orten des Südgebiets wird die Kirchweih seit 1868 "überall kirchlich im Oktober gefeiert" (Allersberg/HIP). ¹⁰²⁾ Die Feier dieses Festes an einem Tag sollte dem "Kirchweihlaufen" an den Sonntagen im Sommer ein Ende bereiten. Doch ließ sich der Kirchweihbesuch der katholischen Jugend in den grenznahen protestantischen Dörfern nicht so leicht unterbinden. Da jede protestantische Gemeinde an einem anderen, auf die Kirchweihtermine der Nachbardörfer abgestimmten Sonntag feiert, hatten auch die Bewohner der nahegelegenen katholischen Dörfer mehrfach Gelegenheit, an den Kirchweihfreuden teilzunehmen. Trotz Vorsprachen seitens der katholischen Kirche konnte sich nämlich die protestantische Landeskirche nicht dazu entschließen, ihr Kirchweihfeiern ebenfalls auf einen Termin zu verlegen. ¹⁰³⁾ Die protestantischen Geistlichen fanden sich offenbar mit der Anziehungskraft weltlicher Kirchweihfeste ab. So sah sich zum Beispiel der Pfarrer von Thalmannsfeld/WUG veranlaßt, den Termin für das Herbstabendmahl auf einen Sonntag zu verlegen, "an welchem, womöglich in der Nähe keine Kirchweih ist" (Thalmannsfeld, PfB. S. 153), um einen würdigen Verlauf des Abendmahlstages zu gewährleisten. Wohl bildet der Kirchweih Tanz einen entscheidenden Grund für den Zustrom auswärtiger Gäste, doch darf nicht vergessen werden, daß die Dorfkirchweih als wichtiger Termin für verwandtschaftliche Zusammenkünfte gilt. "Zur Kirchweih werden die Verwandten acht Tage zuvor persönlich eingeladen" (Hörlbach/WUG).

Bereits am Kirchweihsamstag stellen die Burschen der protestantischen Gemeinden des Südgebiets eine hohe Fichte auf - möglichst am Platz vor dem Wirtshaus. Unterhalb des verzierten Wipfels wird ein bändergeschmückter Kranz befestigt. Schon Tage vorher waren Burschen und Mädchen gemeinsam mit den Vorbereitungsarbeiten beschäftigt. Die Dorfburschen machen an den Kirchweih Tagen eine gemeinsame Zeche, d. h. sie lassen das während dieser Zeit konsumierte Bier vom Wirt auf eine Rechnung setzen, die in der Woche nach dem Fest aus einer gemeinsamen Kasse bezahlt wird. Die sogenannten "Zechbaum" zahlen dabei zu gleichen Teilen. Als Führer wählen die Zechbaum einen Platzknecht, der sich seinerseits unter den Dorfmadchen

eine Platzmagd als Tänzerin aussucht.

Am Sonntagnachmittag werden in einem Zug, angeführt von Musikanten, die Mädchen von den Zechboum zum Tanz abgeholt. "Unter den tollsten Sprüngen und Absingen von Schnaderhüpfeln wird im Dorf umhergezogen, dabei aus großen Krügen Bier getrunken. Die Burschen begleiten die Mädchen ins Wirtshaus " (Weinsfeld). Dort wird einige Zeit getanzt. Dann stellen sich die jungen Leute paarweise auf und ziehen gemeinsam zum Kirchweihbaum. Platzknecht und Platzmagd tanzen die drei ersten Tänze allein um den Baum. Dann werden die übrigen Burschen mit folgenden Schnaderhüpferln aufgefordert, zum Tanz auf den Platz zu kommen:

"Oba etz hobi drei tanzt und dei drei san vorbei,
und ihr lustign Zechboum, kummts alle herbei." 104)

Bei diesem "Planztanz" wird bisweilen ein Hammel "ausgetanzt", den die Burschen beim örtlichen Schäfer erstanden haben. Eine der Varianten des Aus-tanzens verläuft folgendermaßen: "Jeder Tänzer erhält ein nummeriertes Los. Ein Speiteufel (Frosch) wird angezündet und dann mit Verlesen der Nummern begonnen. Diejenige Nummer, welche in dem Moment genannt wird, wo der Frosch sich entladet, gewinnt den Hammel" (Weinsfeld/HIP). Im Wirtshausaal wird der Tanz fortgesetzt. Hier kommen nun auch die tanzlustigen Besucher aus den umliegenden Dörfern auf ihre Kosten.

Am Kirchweihmontag findet man sich nochmals im Wirtshaus zum Tanz ein. Bisweilen ziehen die Musikanten wieder mit den Burschen von Haus zu Haus. Der jüngste Zechbou trägt einen Korb am Rücken, in den die Bäuerinnen Kücheln für die Musikanten legen.

Die katholischen Gemeinden des Südgebiets feierten die Kirchweih vor 1868 wohl auf ähnliche Weise. Es "wurde früher . . . vor dem Wirtshaus ein Maibaum - der Stamm geschält, oben ein Kranz und Tücher und sonstige Gegenstände angebracht, die von gewandten Kletterern herabgeholt wurden. Um den Baum wurde getanzt, man nannte es den "Plan ausführen" (Untermässing). Aus dieser Beschreibung geht leider nicht hervor, ob der Kirchweih Tanz in dieser Form nach 1868 weiterlebte. In den Brauchablauf selbst wurde von

kirchlicher Seite nämlich nicht eingegriffen. Doch erlahmte mancherorts bald das Interesse am "Kirchweih-Ausrichten", da das Publikum aus den Nachbardörfern fehlte.

Die Funktion eines Verwandtentrefftags wurde in den katholischen Dörfern des Südgebiets dem "Fest" zugewiesen. Als Fest wird in manchen Orten das Patroziniumsfest der Kirche gefeiert. In Dörfern mit einem ausgeprägten Bruderschaftsleben gilt das Bruderschaftsfest als "das Fest", zu dem auch die auswärts wohnenden Verwandten eingeladen werden. "Die Lokalpatrozinien ... werden jetzt festlicher begangen, weil an diesen Tagen die Verwandten zahlreich erscheinen, während früher, vor 1868, diese Zusammenkünfte an den verschiedenen Kirchweihen geschahen" (Greding/HIP).

Auch in den katholischen Pfarrorten des Nordgebiets wird das Kirchweihfest an einem einzigen Termin, nämlich Martini, gefeiert. "Die Einführung der allgemeinen Kirchweih zu Martini erfolgte in den ehemals Würzburgischen Orten im Jahr 1764." ¹⁰⁵⁾ Die Katholiken von Ullstadt allerdings feiern das weltliche Fest gemeinsam mit den protestantischen Dorfbewohnern am 2. Sonntag im Juli. Auch hier gilt die Kirchweih als "ein Familienfest, zu dem alle Verwandten aus der Nähe und Ferne geladen werden" (Hellmitzheim).

Die Burschen des Nordgebiets stellen zwar am Kirchweihsamstag einen großen oder mehrere kleine geschmückte Kirchweihbäume auf, doch kennt man hier den Plantanz nicht. Das Hauptereignis des Sonntags bildet im Nordgebiet das "Kirchweihausgraben". "Am Samstag Abend (Vorabend) oder auch schon am Freitag vergraben die Burschen nächst den Ortsstraßen, die sie am Kirchweihstag mit Musik durchziehen, in Steinhaufen, unter Holz, Balken usw. Flaschen mit Wein und ein Fäßchen mit Bier. Das muß ganz im Geheimen geschehen, sonst würden diese Sachen von fremder Hand wieder ausgegraben und gestohlen Am Kirchweihsonntag nach dem Nachmittags-gottesdienst (2 Uhr) ziehen die Burschen, voran die Musik, Schnadahüpferln singend, hüpfend und jauchzend durch das Dorf und "graben die Kirchweih aus". 2 "Fastnachtsnarren" ("Böwel" - Pöbel), als Mann und Weib verkleidet, und ein mit Tannenzweigen geschmückter Karren befinden sich im Zuge. Der Fastnachtsnarr hat eine Reuthaue und sucht die vergrabenen Weinflaschen und das Bierfäßlein. Hat er eine Flasche gefunden, so schwingt er sie

hoch, die Burschen hüpfen, "juch, juch!" schreiend, herum, und die Musik spielt einen Marsch. Jeder Bursche hat einen Strauß und Bänder am Hut und trägt ein Glas Wein, aus dem er öfter trinkt. Einer mit weißer Schürze schenkt aus dem "Bartel", einem großen, steinernen Krug, fleißig ein und dann lassen sie auch andere, Bekannte und Freunde, trinken. Schnadahüpferl singen sie die Menge. Einer beginnt, die anderen stimmen ein und dann muß die Musik die Melodie wiederholen. Während die Musik spielt, findet einer ein neues, und dann gehts wieder los Die Mädchen, welche tanzen, sind in einem Haus zusammengegangen und folgen hintennach, und jetzt geht der Zug in den Tanzsaal.... Im Saal hört man nicht viel singen. Um so mehr wird getanzt" (Nenzenheim). Im Tanzsaal hängt ein mit Bändern gezierter Kranz. Den Mädchen und Burschen, die mit dem Schmücken des Kirchweihbaumes und dem Kranzwinden beschäftigt waren, gebühren zu Beginn des Tanzes drei "Kranztouren", in die kein Unbeteiligter "hineintanzen" darf.

"Am Kirchweihmontag ziehen die Burschen mit Musik von Haus zu Haus ... und lassen das Familienhaupt samt seinen Angehörigen hoch leben, wofür die Musikkapelle mit einem Geldstück (ein 2 - 3 M) belohnt wird und ein Bursche mit einem Huckelkorb Backwerk für dieselbe in Empfang nimmt." (Possenheim/SEF).

Der Umzug am Kirchweihsonntag hat im Nordgebiet zwar - ebenso wie im Südgebiet - den Zweck, die Dorfmadchen zum Tanz im Wirtshaus abzuholen. Doch erscheint diese Funktion sekundär. Die Mädchen werden auch nicht (mehr) einzeln von zu Hause abgeholt. Sie versammeln sich bereits vor dem Umzug in einem bestimmten Haus. Wichtigste Begebenheit bei dieser "Prozession" ist das "Kirchweihausgraben", wobei einem oder zwei Burschen Gelegenheit geboten wird sich zu verkleiden. Im Schutz der Maske dürfen sie herumtollen und unter dem Vorwand, vergrabene Getränke zu "suchen", allerlei Unfug anstellen.

Überraschenderweise findet keiner der Korrespondenten des Nordgebiets die Darstellung von "Dorfereignissen" erwähnenswert. Vermutlich kamen diese "besonderen Begebenheiten" nicht regelmäßig zur Aufführung, so daß sie neben dem eigentlichen "Ausgraben" den Korrespondenten als unwesentlich er-

schiene. Registriert wurde das Dorfausspielen jedoch von einem Nenzenheimer Pfarrer, der voll Entsetzen berichtet, daß im Kirchweihumzug "ein Wagen mitgeführt (wird), auf dem lebende Bilder gezeigt" werden. (Nenzenheim, Pfarr-Archiv, Fasc. VI, Fol. 1) Diese Bemerkung deutet darauf hin, daß in den protestantischen Dörfern des Nordgebiets der Kirchweihumzug einen willkommenen Anlaß bietet, heiterkeit- oder kritikerregende Begebenheiten, die sich im Laufe des Jahres im Dorf ereigneten, vorzuführen. Die Burschen verzichten also keinesfalls auf den im Südgebiet an den Faschingstermin gebundenen Rügebrauch.

Aber nicht nur das "Dorfausspielen" und die damit verbundene, in Versform gefaßte "Kirchweihpredigt" dürfen als Funktionsübertragungen gewertet werden. Der Korrespondent von Nenzenheim empfindet die mit dem Ausgraben beauftragten, verkleideten Burschen, "Kirchweihpöpel" genannt, als "Fastnachtsnarren". Tatsächlich werden im katholischen Mainfranken die Faschingsgestalten als "Pöpel" bezeichnet.¹⁰⁶⁾ Auch "an der unteren Aisch gegen Höchststadt" tragen die Maskenfiguren die Bezeichnung "Fastnachtspöpel".¹⁰⁷⁾ Die Gestalt des "Kirchweihpöfels" entstammt also dem Faschingsbrauchtum. Bezeichnenderweise trägt der Nenzenheimer Kirchweihpöpel überdies in den Taschen seiner alten, mit dem Futter nach außen gestülpten Jacke einige Strohbüschel, Relikte, die wohl an die Faschingsgestalt des Strohjägers erinnern. (In den Gemeinden der Gegend um Marktheidenfeld läuft ein Strohjäger, geführt von Treibern - wie im katholischen Südgebiet - im Faschingsumzug mit.)¹⁰⁸⁾

In manchen protestantischen Dörfern des Südgebiets dagegen, wo man zwar auf das Rügegericht am Faschingsdienstag nicht verzichtet, jedoch den im katholischen Bereich bekannten Bär, auch Löll genannt, an diesem Tag nicht im Zug mitführt, tappt der Bär am Kirchweihmontag beim Heischegang der Musikanten dem Zug voran. Auch an den Formenkomplex der Kirchweih des protestantischen Südgebietes wurden also Elemente des Faschingsbrauchs gefügt, obwohl in diesem Bereich das Faschingstreiben nicht oder kaum "beschnitten" wurde.

Der Verlauf der Kirchweih in den protestantischen Gemeinden des Nordgebiets zeigt, daß "volkstümliche Rügegerichte" nicht nur - wie Heeger meint - "unter den alten Fastnachtsbräuchen ... eine bevorzugte Stellung einnehmen".¹⁰⁹⁾

In beiden Untersuchungsgebieten weisen also die Brauchkomplexe um Fasnacht und Kirchweih gleiche Handlungsformen auf, doch werden diese zu verschiedenen Terminen durchgeführt. Während sich der burschenschaftliche Rügebrauch im Südgebiet auf den Faschingstermin konzentriert, wird er im Nordgebiet an den Formenkomplex des Kirchweihbrauchs geknüpft. Gleichzeitig mit dem Rügebrauch wurden auch Teile der im allgemeinen in Verbindung mit dem Fasnachts-Heischegang durchgeführten Maskerade übernommen. Diese Funktionsübertragungen dürften auf Eingriffe der Territorialherren des Nordgebiets zurückzuführen sein.

Das Untersuchungsmaterial führt zu dem Ergebnis, daß die brauchtümlich festgelegten Handlungen und Verhaltensweisen der Angehörigen beider Konfessionen des südlichen Untersuchungsgebiets weitgehend übereinstimmen. Bei einer ersten Gegenüberstellung der Korrespondentenberichte unterscheiden sich zwar die Brauchformen des Südgebiets von denen des Nordgebiets; deckt man jedoch frühere Zeitschichten auf, so zeigt sich, daß selbst diese beiden Regionen einst durch gleiche Brauchelemente verklammert waren.

C. BRAUCHWANDEL IM 20. JAHRHUNDERT

I. Die allgemeine Entwicklung seit 1910

Wurde bisher in synchronischer Betrachtungsweise das Brauchtum im Lebens- und Jahreslauf zur Zeit der Münchner Umfrage dargestellt, so soll nun in diachronischer Sicht die Entwicklung einzelner Brauchformen bis in die Gegenwart verfolgt werden.

Zeitangaben, die den Wandel oder das Abkommen einer Brauchtümlich festgelegten Handlung bezeichnen, sind nur in den seltensten Fällen auf das Jahr genau zu erkunden. Zwar glauben Gewährsleute häufig, den Zeitpunkt der Veränderung angeben zu können, da sie selbst durch ihr Verhalten diese Veränderung hervorgerufen haben. Eine Gewährsfrau in Bergen, behauptete zum Beispiel, in ihrer Gemeinde sei die Totenwache im Jahr 1928 abgekommen, da sie selbst bei einem Todesfall in ihrer Familie den Besuch der Nachbarn abgelehnt habe. Anschließend seien keine Wachen mehr gehalten worden! Nach einer Zeitspanne von über vierzig Jahren ist diese Behauptung schwer zu überprüfen. Doch zeigt die Situation in den katholischen Dörfern des Südgebiets, wo sich heute der Wandel in der Durchführung der Totenwache vollzieht, wie unzulänglich derartige Zeitangaben sind. Trotzdem kann in einer Untersuchung, die den Wandel Brauchtümlicher Lebensformen einbezieht, auf zeitliche Anhaltspunkte nicht verzichtet werden.

Wenn einer Gewährsperson die Frage gestellt wird, wann das Auftreiben der Stalltiere nach dem Tod eines Bauern abgekommen ist, kann die Antwort lauten: "Wir haben es beim Tod des N.N. im Jahr 1929 zum letzten Male gemacht." Wer jedoch kann feststellen, ob nicht auch heute noch im gleichen Dorf eine abergläubische Person (insgeheim) derartige Vorkehrungsmaßnahmen trifft.

In dem Bericht heißt es zwar, dieser Brauch sei "um 1930 abgekommen", doch muß man sich darüber im klaren sein, daß vor allem bei Verhaltensweisen, die an irrationale Vorstellungen gebunden sind, die Angaben nicht absolut gewertet werden dürfen.

Auch Zeitangaben, die aus behördlichen Erlassen zu ersehen sind, geben nur ein ungefähres Bild vom Beginn bzw. Ende einer Braucherscheinung. Wenn die Eichstätter Diözesansynode im Jahr 1957 die Abhaltung einer Tanzveranstaltung bei einer "Samstag-Hochzeit" gestattet, während sie 1952 den Tanz

am Samstag noch verbot, so heißt das nicht etwa, daß vor 1957 bei "Samstag-Hochzeiten" nie getanzt wurde. Vielmehr mußte die Synode im Jahr 1957 lediglich einer bereits zur "Tradition" gewordenen Gepflogenheit nachgeben, die sicher schon vor 1952, gleich mit Beginn der Sitte, die Hochzeit am Samstag zu feiern, übernommen wurde.

1. Brauch im Lebenslauf

Geburt und Taufe

Als in den späten fünfziger Jahren das Krankenhauswesen ausgebaut wurde, nahmen allmählich, auf Anraten der Ärzte und Hebammen, die Landfrauen auch die Entbindungsstationen in Anspruch. Wenige Tage nach der Geburt fand die Taufe des Kindes in der Krankenhauskapelle statt. Auch die Aussegnung der katholischen Wöchnerin wurde etwa zehn Tage nach der Entbindung, nämlich zur Entlassung, vollzogen, so daß die Frauen nach dem Krankenhausaufenthalt normalerweise wieder mit dem gewohnten Alltagsleben beginnen konnten. "Man fängt halt dann schön städ wieder an", erklärte eine junge Bäuerin (Ems). Der Kommentar einer alten Frau dagegen lautete: "Heute kommen sie vom Krankenhaus, setzen sich auf'n Bulldog und fahren weiter" (Ull).

Doch als "die sogenannten Kliniktaufen" so häufig wurden, "daß in manchen Pfarreien kaum mehr Taufen" stattfanden, wurde von kirchlicher Seite auf die "pastorale Bedeutung" der Taufe "in der eigenen Pfarrkirche" verwiesen. "In normalen Fällen soll die Taufe nach der Rückkehr von Mutter und Kind an ihrem Wohnort in der eigenen Pfarrkirche vollzogen werden. Die Taufe soll feierlich und gut vorbereitet gespendet werden, damit den Gläubigen und den Familien die überragende Bedeutung dieses Sakramentes bewußt werde." 111)

Gewährsleute verdeutlichen diesen Sachverhalt etwa mit folgenden Worten: "Die Pfarrer mögen's net, wenn man im Krankenhaus taufen läßt. Jetzt sind die Taufen wieder im Dorf" (Umä). Nun findet die Taufe einige Wochen nach der Geburt des Täuflings statt, so daß auch die Mutter an der kirchlichen Feier teilnehmen kann. Der Taufritus beider Konfessionen sieht neuerdings einen eigenen "Muttersegens" vor. Für die katholische Wöchnerin entfällt damit der Gang zur "Aussegnung", und auch die meisten evangelischen Frauen verbinden mit dem Kirchenbesuch anläßlich der Taufe den "ersten Kirchengang".

Um der Tauffeier ein größeres Gewicht zu verleihen, soll auch das häusliche Fest in größerem Rahmen begangen werden. Die Erklärung einer alten Bäuerin: "Wie jetzt die Taufe ist, da sollte man mehr einladen, hat's geheiß", zeugt jedoch nicht gerade von einer begeisterten Aufnahme der neuen Vor-

schläge. In anderen Familien wiederum werden die Anregungen der Geistlichen gern aufgegriffen. Zunehmender Wohlstand und wachsende Mobilität tragen dazu bei, daß die Bemühungen der beiden Kirchen, der Taufe eine zentrale Stellung im Festkreis des Lebensablaufs zu verleihen, bei der Dorfbevölkerung allmählich Anklang finden.

Wird die Taufe "groß gefeiert" (Ochs), so versammeln sich an einem Sonntag außer den Großeltern auch Onkeln und Tanten des Täuflings im Elternhaus. Nach dem gemeinsamen Besuch des Frühgottesdienstes wird zu Hause ein reichhaltiges Mittagsmahl serviert. Am frühen Nachmittag begibt sich die kleine Gesellschaft mit dem Täufling zur Kirche, wo vor oder nach der Nachmittagsandacht die Taufe stattfindet. (An der Taufhandlung nimmt jedoch nur in den seltensten Fällen die "ganze Pfarrgemeinde" teil.) Zur anschließenden Feier bei Kaffee und Kuchen sind auch der Ortsgeistliche und die Hebamme aus dem Krankenhaus geladen. Mit einem Abendessen, bei dem verschiedene Wurst- und Käsesorten zur Auswahl stehen, endet das häusliche Fest.

Sowohl in den protestantischen wie auch in den katholischen Dörfern an der Konfessionsgrenze des südlichen Untersuchungsgebiets ist die Sitte, einen "Familienpaten" zu wählen, im Abklingen begriffen. Beispielsweise wurde in manchen Familien in Großhöbing bereits zu Beginn der sechziger Jahre für jedes Kind ein eigener Pate bestimmt. Doch vereinbaren bisweilen heute noch junge Ehepaare, gegenseitig die Gevatterschaft für alle zu erwartenden Kinder zu übernehmen. Vor allem in den "grenzfernen" Dörfern Ochsenfeld und Bergen hält man noch an der herkömmlichen Art der Patenwahl fest.

Das Taufgeschenk war jedoch einem Wandel unterworfen. Der Taufalter kam bei den Protestanten des Südgebiets sowie bei der Bevölkerung des Nordgebiets während des Zweiten Weltkriegs ab. In den katholischen Dörfern des südlichen Untersuchungsgebiets geriet dieses traditionelle Taufgeschenk noch früher in Vergessenheit. Das Patenehepaar überreichte lediglich dem Pfarrer und dem Mesner ein Geldgeschenk. Heute gilt in allen Untersuchungsgebieten die Ausfargarnitur für das Baby als beliebtes Taufgeschenk. Überdies legt manches Patenpaar für den Täufling ein Sparbuch mit einem Betrag von durchschnittlich 50, -- bis 100, -- DM an.

Die für das Nordgebiet bezeugten Haustaufen sind in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen abgekommen. Die Kirche belehrte, "daß die Kirchentaufe

die ... würdigere Form" der Taufe darstelle (Sugenheim, Pfb., ohne Seitenzählung).

Das Ausschocken nach der kirchlichen Tauffeier ist in den Dörfern des Nordgebietes - mit Ausnahme von Altmannshausen und Ullstadt - heute noch üblich. Doch wirft die Hebamme die Süßigkeiten nicht mehr einfach über die Köpfe der Kinder hinweg auf die Erde. Jetzt stellen sich die Kleinen im Kreis auf und erhalten die "Gutsele" in einem Plastikbeutel überreicht. "Die Zeit hat das mit sich gebracht, daß man das nicht in den Dreck neischmeißt" (Ndf). Allerdings ist das Interesse der Dorfkinder an dem Geschenk gesunken. "Früher haben sie sich richtig drum gerauft" (Nenz). "Heute gehen nicht mehr alle hin" (Hell). Ein Kind, das bereits die 5. Schulklasse besucht, findet es im allgemeinen unter seiner Würde, zum Ausschocken zu gehen (Hell).

Im Südgebiet werden der Wöchnerin heute noch von verwandten, befreundeten und benachbarten Frauen die traditionellen Geschenke - Wein und Kuchen - überreicht. Wein schenkt jedoch nur jemand, "der's machen kann" (Schw). Geringer bemittelte Frauen bringen Bier. Der obligate Kuchen wird heute meist durch ein Paket Plätzchen oder Waffeln ersetzt. Jüngere Frauen schenken neuerdings auch Babywäsche, doch wird diese vielfach als "Dreingabe" zu den traditionellen Geschenken (Wein und Gebäck) betrachtet.

Im Nordgebiet dagegen ist ein Geschenk für das Kind die Norm. Der Übergang vom Lebensmittelgeschenk an die Wöchnerin zu einem Geschenk an das Kind zeichnete sich hier bereits vor dem Ersten Weltkrieg ab. Aus Gutenstetten/NEA wird berichtet, daß die Wöchnerin von "Freunden und Nachbarn" Wein und Süßigkeiten bekommt, "während das Neugeborene ein Jäckchen oder sonst ein Geschenk erhält" (Gutenstetten/NEA).

Überraschenderweise wissen die Frauen aller Altersstufen, also auch junge Mütter, über viele abergläubische Vorschriften Bescheid, welche die Wöchnerin beachten muß. Doch geben die meisten von ihnen nur nach längerer Unterhaltung ihr Wissen preis. Sind Männer bei dem Gespräch anwesend, biegen diese das Thema ab, die Frauen werden dann zurückhaltender in ihrer Auskunftsbereitschaft. Wenn die älteren der befragten Frauen - sie heirateten in den zwanziger Jahren - schließlich doch eingestehen, daß sie nicht an den Brunnen oder in den Keller gingen, dann stets unter dem Hinweis: Die Mutter

achtete auf die Einhaltung der Vorschriften.

Von Frauen, die nach dem Zweiten Weltkrieg heirateten, werden die genannten Vorsichtsmaßnahmen gewöhnlich umgedeutet: Die Wöchnerin durfte in den Wochen nach der Geburt nicht an den Brunnen gehen, um nicht mit kaltem Wasser in Berührung zu kommen, sonst hätte sie sich gesundheitliche Schäden zugezogen. Zur Erhaltung der Gesundheit ging sie in dieser Zeit auch nicht aufs Feld, wo sie der Witterung ausgesetzt gewesen wäre. Frauen der genannten Altersstufe, welche die Regeln befolgt haben, die ehemals der "unreinen" Wöchnerin galten, stellen heute ihr (damaliges) Verhalten als gesundheitliche Vorkehrungsmaßnahme dar! "Die Wöchnerin sollte sechs Wochen im Haus sein, daß sie nach sechs Wochen wieder gesund ist" (Ochs).

Als um 1960 auch die Landfrauen zur Entbindung ein Krankenhaus aufsuchten, nahmen die Katholikinnen unter ihnen gern die frühzeitige "Aussegnung" an. "Wer's schafft, kann dann daheim gleich rausgehn" (Ems). Zum Beispiel hielt sich eine Frau, deren erstes Kind im Jahr 1963 zu Haus geboren wurde, an das Ausgehverbot, obwohl ihr das "Herumsiechen" im Haus schwerfiel. Ihre Schwiegermutter nämlich achtete auf "korrektes" Verhalten, weil einige Dorfbewohner die Mißachtung der Regel nicht gebilligt hätten. Die folgenden Kinder der genannten Frau kamen im Krankenhaus zur Welt und sie empfand es als Erleichterung, daß ihr das häusliche Ausgehverbot erspart blieb, da sie ja bereits ausgesegnet war.

Gegenwärtig ist das Verhalten der jungen Mütter recht unterschiedlich. Einerseits wird betont, daß die Wöchnerinnen in der Regel vor der Taufe - und damit vor der eigenen "Vorsegnung" - den Hof nicht verlassen. Andererseits werden Beispiele genannt, wo die Frauen auch vor der Taufe ihren üblichen Aufgaben nachgehen. Doch verbietet die Sitte der Wöchnerin, ihr ungetauftes Kind auf der Straße spazierenzufahren. (Im Nordgebiet achtet man heute angeblich nicht mehr auf diese Vorschrift.)

Eine Mischung aus Aberglaube, sozialer Konvention und der Möglichkeit zu körperlicher Schonung dürften für die Einhaltung derartiger Normen verantwortlich sein. Vor allem im Südgebiet besaßen sie sehr lange verpflichtenden Charakter und sind zum Teil heute noch in Geltung. Die Grenze zwischen der (abergläubischen) Furcht vor Schaden und der Furcht vor Übertretung der Sitte kann wohl selbst eine Dorfbewohnerin, die sich dieser Sitte beugt, nur selten ziehen.

Hochzeit

Während die traditionell festgelegten Verhaltensweisen bei der Hochzeit sich im Nordgebiet kaum verändert haben, unterlag das Hochzeitsbrauchtum im Südgebiet einem weitaus größeren Wandel. Der Schritt von der altartig anmutenden "Trachtenhochzeit" bis zur heutigen, von städtischen Verhaltensmustern beeinflussten "Hochzeit auf dem Land" erscheint den Dorfbewohnern so gewaltig, daß selbst eine relativ weltoffene vierzigjährige Frau der Meinung ist: "Die Hochzeit ist bei uns genauso wie in der Stadt" (Berg). Ein Gewährsmann des Nordgebits dagegen erklärt zufrieden, bei ihnen verlaufe die Hochzeit "noch nach der alten Tradition" (Ull).

Welche Brauchformen haben sich nun aber tatsächlich geändert?

Um eine Abwechslung ärmer wurde das Dorfleben, als das Kammerwagenfahren überflüssig wurde. Der Kammerwagen hatte seine Notwendigkeit verloren, als manches Brautpaar zu Ende der dreißiger Jahre (Nordgebiet), spätestens aber zu Beginn der fünfziger Jahre (Südgebiet) seine Möbel nicht mehr vom Schreiner anfertigen ließ, sondern in städtischen Möbelgeschäften kaufte. Den offenen, repräsentativ aufgeputzten Kammerwagen ersetzten dann die geschlossenen Möbeltransporter. Im Nordgebiet wurden die Möbel sogar dann "unauffällig" ins Hochzeitshaus gebracht, wenn sie der Schreiner selbst anfertigte. In Ochsenfeld dagegen wird heute noch ein Transportauto, das Aussteuermöbel fährt, mit Blumen geschmückt. Am Dorfeingang versperren Kinder dem Möbeltransporter den Weg in gleicher Weise wie einst dem Kammerwagen.

Wäsche, Kleidung und Hausrat bringen die Brautleute nach und nach, in Schachteln verpackt, entweder per Traktor mit Anhänger oder im eigenen Personenauto ins Hochzeitshaus. Im Jahre 1953 gab es in Bergen noch zwei Hochzeiten, bei denen die Aussteuer im Kammerwagen gefahren wurde. Doch bereits 1957 wurde von einem Brautpaar ein Kammerwagen aus dem Grund geladen, "weil das ein besonderes Fest war" (Berg). In Untermässing hat man im Jahre 1962 "noch einmal" einen Einzug mit einem Kammerwagen gehalten, "und die Leute sagten dann: Es war halt doch was Schönes früher" (Umä).

Inzwischen entfällt zwar der Einzugstag mit all seinen Attraktionen. Dem Repräsentationsbedürfnis der Hochzeitsfamilie sowie der Neugierde der Gäste

wird jedoch weiterhin Rechnung getragen. Heute bildet nämlich das "Sachschauen" nach dem Hochzeitsmahl einen wichtigen Punkt des Tagesprogramms - vor allem im Südgebiet.

Selbst wenn das Hochzeitsmahl im Wirtshaus eines Nachbarortes abgehalten werden muß, wird die ganze Hochzeitsgesellschaft per Auto zum Sachschauen ins Haus des Brautpaares gefahren. Ein Familienmitglied führt die Gäste. In den Zimmern stehen die geöffneten Schränke. Auf den Kommoden präsentiert man bisweilen das, was dem Auge des Besuchers entgehen könnte: etwa zehn bis zwanzig Paar Schuhe und Hausschuhe in Reih und Glied, auch stapelweise Strümpfe und Unterwäsche. Sogar bereits getragene Hemden und Kleiderschürzen, soweit sie noch einigermaßen ansehnlich sind, gehören zu den Exponaten.

Gefürchtet sind jedoch kritische Betrachterinnen, die nicht nur die gestapelten Handtücher und Bettbezüge zählen, sondern sogar gegen den Stapel drücken, um festzustellen, ob die Wäschestücke nicht - damit sie möglichst hoch zu liegen kommen - etwa nur auf halbe Schranktiefe gefaltet sind. In so einem Fall kippt der Stapel dann in die rückwärtige Hälfte des Wäschefaches. Vorsichtige Bräute füllen bei derartigen Manipulationen deshalb den leeren Teil des Schrankfaches mit alten Textilien auf!

Doch ist man nicht in allen Häusern über die Besucherschar glücklich. Weniger gutsituierte Brautleute, die nicht gar so viel zu bieten haben, fürchten, daß sie "ausgerichtet" werden. Auch sieht man in Häusern, wo neue Fußböden verlegt wurden, die Schar der Neugierigen nicht gern. In den Jahren, als Pfennigabsätze an Damenschuhen modern waren, "hörte man" sogar, daß in manchen Hochzeitshäusern die Kammer oder das Wohnzimmer abgesperrt blieben (Man).

Die letzten Reste traditionsgebundener Kleidungssitten wurden während der Jahre des Zweiten Weltkriegs beseitigt. Zwischen 1939 und 1945 fanden kaum Hochzeiten statt. Die Trauungen in diesen Jahren verliefen als sogenannte Kriegstrauungen in bescheidenem Rahmen. Umso schlagartiger und fast "übergangslos" nahmen die Bräute nach dem Krieg eine neue Kleidermode an.

Im Nordgebiet war das schwarze Brautkleid nach städtischem Schnitt bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg allgemein üblich und wurde bis zum Ende der dreißiger Jahre getragen. In den Nachkriegsjahren jedoch kam - nach Schilderungen von Frauen, die in dieser Zeit heirateten - fast unvermittelt das weiße Brautkleid in Mode. Frau F. in Hellmitzheim trug bei ihrer Hochzeit 1948 ein weißes Kleid, während ihre Schwester im Jahre 1939 noch in Schwarz zur Trauung ging. 1948 stand jedoch die Frage, ob weiß oder schwarz, gar nicht mehr zur Diskussion!

Im katholischen Bereich des südlichen Untersuchungsgebiets vollzog sich ebenfalls während der Kriegsjahre ein Modewandel. Das schwarze, städtisch geschnittene Brautkleid kam dort um 1930 in Mode und wurde nach dem Krieg durch das weiße Kleid ersetzt. Frau K. aus Ochsenfeld, die ebenfalls im Jahre 1948 heiratete, wählte bedenkenlos ein weißes Kleid. Sie begründete ihre Wahl damit, daß die Näherin die Frage nach der Farbe des Kleides gar nicht zur Diskussion stellte. Außerdem "hatten sie in Eichstädt sowieso weiße Kleider" (Ochs). Das Vorbild der nahen Stadt und der Einfluß der Näherin verhalfen hier offensichtlich einer neuen Modefarbe besonders rasch zum Durchbruch!

In den Dörfern des protestantischen Untersuchungsbereichs im Südgebiet trugen die Bräute vor dem Zweiten Weltkrieg noch die traditionelle "Tracht". Im Jahr 1947 ließ sich in Bergen eine Braut erstmals in einem schwarzen kurzen, also modisch geschnittenen Kleid sehen. Sie trug jedoch keinen Schleier. In den folgenden fünf Jahren hat sich im gleichen Ort die damals gängige Form der städtischen Kleidungsitten herauskristallisiert: Die "gefallene" Braut trug ein schwarzes langes Kleid ohne Kranz oder Schleier; einige der "ehrenhaften" Bräute gingen im schwarzen Gewand mit weißem Schleier zur Trauung, andere ließen sich ganz in Weiß sehen.

Zu Beginn der sechziger Jahre wurden für Bräute, die während der Schwangerschaft heirateten oder bereits Kinder hatten, statt der schwarzen hellblaue Kleider genäht, während heute alle Bräute weiß gekleidet sind, auch dann, "wenn sie schon Kinder haben" (Hell, Ems).

Auch die Art des Hochzeitsschmuckes hat eine Änderung erfahren. Sowohl die protestantische als auch die katholische Braut trägt ein Blumenbukett in der Hand. Der Blumenschmuck ist in Verbindung mit dem städtisch geschnittenen Hochzeitskleid eingeführt worden.

Im Nordgebiet war bereits vor dem Ersten Weltkrieg Blumenschmuck für die Braut und alle weiblichen Hochzeitsgäste üblich. Dieser Brauch hat sich bis heute erhalten. Bei aufwendigen Hochzeiten werden an jede Frau im Hochzeitszug etwa drei Nelken verteilt. Bei kleineren Hochzeiten tragen nur die Brautjungfern diesen Blumenschmuck.

Die Hochzeitsgäste in den protestantischen Dörfern des Südgebiets erhalten auch heute noch bändergeschmückte Rosmarinstengel, doch sind diese wesentlich kürzer als früher. Männer wie Frauen stecken sich diese Sträußchen am Reverskragen der Anzugsjacke bzw. am Kleid fest.

Die Katholiken des Südgebiets mußten während der Kriegsjahre auf den traditionellen Zitronenschmuck verzichten, weil es keine Zitrusfrüchte zu kaufen gab. Doch wurde dieses Brauchrequisit wieder aufgegriffen, sobald "die Kramerin" Zitronen beschaffen konnte. Der Zitronenschmuck kam jedoch um 1950 allmählich ab. In Mantlach erhielten noch 1957 alle Hochzeitsgäste eine Zitrone, um damit zur Kirche zu gehen. Doch muß in Erwägung gezogen werden, daß hier diese "Schmuckstücke" bei der besonders aufwendig gefeierten Hochzeit des Gastwirts verteilt wurden. In den protestantischen Dörfern, wo nur dem Pfarrer im Haus der Brautleute eine Zitrone überreicht wurde, blieb diese Frucht als Schmucksymbol so lange in Gebrauch, so lange der Geistliche die Brautpaare im Hochzeitshaus abholte. Auch in den katholischen Dörfern wurde dem begleitenden Geistlichen noch eine Zitrone überreicht als die übrigen Hochzeitsgäste bereits keine mehr erhielten.

Inzwischen ist in allen Gemeinden des Südgebiets - mit Ausnahme von Ochsenfeld - das Zitronengeschenk an den Pfarrer abgekommen, weil der Ortsgeistliche die Brautpaare nicht mehr von zu Hause abholt. Durch die Begleitung des Pfarrers sollten nämlich nur solche Brautpaare geehrt werden, die als unbescholten galten. Doch stellte sich nach der Hochzeit oft heraus, daß diesbezügliche Angaben der Brautleute falsch waren. Über derartige Falschmeldungen verstimmt, fanden sich manche Pfarrer generell nicht mehr bereit, den Hochzeitszug zu begleiten. Häufig wurde ein Pfarrerwechsel vom

Amtsnachfolger als Gelegenheit benützt, dieser Sitte ein Ende zu bereiten. Auch der Pfarrer von Ochsenfeld holt - ebenso wie seine Kollegen - das Brautpaar nicht mehr vom Hochzeitshaus ab. Hier jedoch trägt eine der Brautjungfern die Zitrone mit dem Rosmarinstengel auf einem Zinnteller, der mit einem Tüchlein bedeckt ist, zur Kirche.

Mit der Übernahme "städtischer" Kleidungsitten und Schmuckattribute war auch eine Angleichung an "städtische" Verhaltensweisen verbunden. Im Nordgebiet wurde dieser Prozeß bereits zur Zeit der Umfrage vollzogen. Im Südgebiet dagegen begann ein Wandel erst in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Die veränderten Verhaltensweisen kommen u. a. in der Formation des Hochzeitszuges sowie in der Sitzordnung beim Hochzeitsmahl zum Ausdruck: In einer ersten "Entwicklungsstufe" trugen die Bräute zwar modisch geschnittene Kleider, die Hochzeitsgäste stellten sich aber in herkömmlicher Art, nämlich nach Alter und Geschlecht getrennt, zum Kirchgang auf. Braut und Bräutigam gingen ebenfalls getrennt. Erst bei einem weiteren Entwicklungsschritt wurde es Sitte, daß der Bräutigam neben der Braut zur Kirche ging.

In den evangelischen Dörfern sind dadurch die Brautjungfern überflüssig geworden, weil sie ihrer Aufgabe, die Braut zur Kirche zu führen, enthoben waren. Bei den Katholiken gingen die Brautjungfern auch dann noch im Hochzeitszug mit, als Braut und Bräutigam gemeinsam der Prozession vorausschritten. Hier war die Umstellung nicht so grundlegender Art wie im evangelischen Hochzeitszug, weil die katholischen Brautjungfern auch früher der vom Brautführer begleiteten Braut folgten.

Heute gehen in beiden Untersuchungsgebieten häufig kleine Kinder vor dem Brautpaar her. Eines von ihnen trägt das Ringkissen. Im Nordgebiet wurde dieses Brauchattribut in den dreißiger Jahren, im Südgebiet um 1950 eingeführt. 112)

In den "grenznahen" Dörfern des südlichen Untersuchungsgebiets beider Konfessionsbereiche nehmen inzwischen auch die Hochzeitsgäste paarweise Aufstellung im Hochzeitszug. Im "grenzfernen" Ochsenfeld dagegen hat die Pro-

zessionsordnung kaum eine Änderung erfahren: Dem Zug voran schreitet, flankiert von den beiden Ehrevätern, der Bräutigam. Ihm folgt die Braut, begleitet vom Brautführer. Die beiden Brautjungfern schließen sich an. Nach Alter geordnet folgen die männlichen Gäste. Den Zug der Frauen führen zwei Mädchen an. Eines der beiden trägt das Ringkissen.

Ebenso wie die Formation des Hochzeitszuges war auch die Sitzordnung beim Hochzeitsmahl einem Wandel unterworfen. Inzwischen ist es üblich geworden, mehrere Tische zu einer langen Tafel aneinanderzureihen. Das Brautpaar nimmt gewöhnlich nebeneinander Platz. In Ochsenfeld jedoch sitzen sich die Brautleute gegenüber. Die Sitte, daß die Brautleute gemeinsam an einem Tisch essen, hat sich im Südgebiet ebenfalls in den Nachkriegsjahren eingebürgert. Doch ist das Beieinandersitzen beim Hochzeitsmahl nicht mit dem Miteinergehen beim Hochzeitszug zeitgleich zu setzen. Die getrennten Sitzplätze wurden eher abgeschafft als der getrennte Gang zur Kirche, so daß beispielsweise ein Brautpaar in Bergen im Jahre 1947 zwar getrennt zur Kirche ging, beim Hochzeitsmahl aber beieinander saß. Die Verhaltensweisen bei der öffentlichen Prozession zur Kirche sind wohl stärker an traditionelle Formen gebunden als die Verhaltensweisen im geschlossenen Raum beim Hochzeitsmahl.

Mischformen und "inkonsequente" Verhaltensweisen, wie sie bereits vor dem Ersten Weltkrieg in den protestantischen Dörfern des Südgebiets durch das Fehlen des Hochzeitsladers und des Brautführers zum Ausdruck kamen, sind in den fünfziger Jahren auch in den katholischen Dörfern eingetreten. Allerdings waren hier die Veränderungen nicht durch das Abkommen von Brauchfunktionsträgern bedingt. Vielmehr hatte der gemeinsame Gang der Brautleute zur Kirche einen Formenwandel auf verschiedensten Gebieten zur Folge. Der Brautführer war seiner wichtigsten Funktion, nämlich die Braut zur Kirche zu führen, enthoben. Doch kristallisierte sich nun eine Mischung der Funktionen heraus: Wegen seiner Stellung im Hochzeitszug traten keine Komplikationen auf. Er ging einfach dem Zug voraus - und hatte damit die Rolle des Hochzeitsladers als Zeremonienmeister übernommen. Doch war er weiterhin auch für Aufgabenbereiche des Brautführers zuständig. Beim Mahl sitzt zwar die Braut neben dem Bräutigam (Ausnahme: Ochsenfeld), doch wird sie vom Brautführer bedient. Auch tanzt er - wie eh und je - beim Hun-

gertanz die ersten drei Touren mit der Braut, dann erst übergibt er sie dem Bräutigam.

Es entstand also eine Mischung von Formen und Funktionen, die im protestantischen Bereich durch den "Ausfall" von Funktionsträgern, im katholischen Bereich durch die Änderung einer Verhaltensweise bedingt war. Während der Zusammenfall von beiden - Änderung der Funktionen und Verhaltensweisen - wieder Konsequenz der Verhaltensweisen ermöglichte, bringt die alleinige Änderung der Verhaltensweisen bei Beibehaltung der Funktionsträger Mischformen in den Brauchablauf, die von Ort zu Ort, wenn nicht von Familie zu Familie individuell gehandhabt werden.¹¹³⁾

Der Hochzeitslader wurde durch die zunehmende Motorisierung nach dem Zweiten Weltkrieg entbehrlich, da die Brautleute - zunächst per Motorrad - selbst die Gäste einladen konnten. Gegenwärtig werden bisweilen auch gedruckte Hochzeitsanzeigen verschickt. Diese gelten gleichzeitig als Gutschein für das Hochzeitsmahl.

Den Hochzeitslader in seiner Funktion als Hochzeits-Zeremonienmeister konnte auch ein anderer Mann ersetzen. Zum Beispiel übernimmt der Brautführer oder auch der "Schenkwirt" (ein junger Mann, der für die Versorgung der Gäste mit Getränken zuständig ist), die Führung der Musikanten beim Einholen der Gäste am Morgen.

Besondere Qualifikationen waren allerdings für den Akt des "Abdankens" erforderlich. Auffallenderweise ist das Abdanken in seiner ursprünglichen Form im katholischen Bereich völlig bedeutungslos geworden. Hier wird die Zeremonie des "Schenkens" als "Abdanken" bezeichnet. Das Gebet für die verstorbenen Angehörigen, das im Anschluß an das Abendessen gesprochen wird, nennt man hier das "Denken". Der Grund für die "Verkümmerung" der ursprünglich ausladenden Gedenk- und Dankrede zu einem Gedenkgebet mag in der Ablösung des "professionellen" Hochzeitsladers durch einen "Amateur" zu suchen sein.

An dieser Stelle darf allerdings nicht übersehen werden, daß im protestantischen Bereich des Südgebiets, wo man mindestens seit der Jahrhundertwende

keinen Hochzeitslader mehr kennt, das Abdanken weiterhin als eines der wichtigsten Ereignisse des Abendgeschehens gilt. In den evangelischen Dörfern übernahm jedoch der Geistliche diese Aufgabe und unter seiner Leitung gestaltete sich die Dank- und Gedenkrede zu einem zentralen Akt, der heute als Höhepunkt im Ablauf des Hochzeitsabends bezeichnet wird.¹¹⁴⁾

Es bleibt die Frage offen, wieso nicht auch die katholischen Geistlichen bei Ausfall der Hochzeitslader die Aufgabe des Abdankens übernahmen. Einer der Gründe mag darin zu suchen sein, daß sie nicht die gleiche Stellung im Dorfleben einnehmen, wie ihre protestantischen Amtskollegen, die in ihrer Rolle als Ehemann und Familienvater stärker ins gesellschaftliche Leben der Gemeinde integriert sind. Die Mehrzahl der katholischen Geistlichen verläßt überdies die Hochzeitsgesellschaft nach dem Mittagsmahl, während der protestantische Pfarrer mit seiner Frau auch den Abend bei den Gästen verbringt.¹¹⁵⁾

Ungern verzichtet man jedoch im katholischen Bereich des Südgebiets auf die Anwesenheit der Näherin beim Hochzeitgeschehen. Zwar wurde ihr Aufgabenbereich bei der Vorbereitung des Einzuges immer bescheidener. Noch während der fünfziger Jahre arbeitete die Näherin viele Wochen vor der Hochzeit im Haus der Braut auf Stör. Sie hatte nicht nur Wäsche, Vorhänge und das Brautkleid, sondern auch einen auf Jahre ausreichenden Vorrat an Kleidern und Schürzen anzufertigen. Inzwischen sind die jungen Mädchen dazu übergegangen, die Textilien fertig zu kaufen. In vielen Fällen mißt die Näherin nicht einmal mehr das Brautkleid an. Beim Einzug jedoch verzichten nur die wenigsten Familien auf die Hilfe der Näherin. Vor allem beim Einräumen der Schränke wird sie gebraucht. Es darf nicht vergessen werden, daß hierbei mit viel Sorgfalt allerlei Bänderzier angebracht werden muß, weil das Dekorationswerk ja den kritischen Blicken der Besucher standhalten soll.

Wo eine Näherin an den Hochzeitsvorbereitungen beteiligt ist, dort hilft sie vor allem der Braut am Hochzeitsmorgen beim Ankleiden. Wichtigste Aufgabe ist es, den Brautschleier dekorativ zu drapieren. Den Hochzeitsgästen steckt die Näherin das bänderverzierte Rosmárinsträußchen an und erhält dafür von jedem Gast ein Trinkgeld. Auch hilft sie beim Servieren der Mahl-

zeiten.

Wie sehr jedoch die Näherin als Funktionsträgerin beim Hochzeitsbrauch im Rückzug begriffen ist, zeigt folgende Begebenheit: Im Jahre 1970 gab es bei einer Hochzeit in Untermässing unerwartet Komplikationen. Die Braut aus Großhöbing hatte eine Näherin "mitgebracht", die beim Hochzeitsmahl servieren sollte. Damit hatte jedoch der Wirt, bei dem die Hochzeit gefeiert wurde, nicht gerechnet und seinerseits eine Bedienung für diesen Tag engagiert.

Während im Südgebiet die "große" Hochzeit schon immer im Gasthaus stattfand, verlegen heute auch Familien, die in früheren Generationen aus Sparsamkeitsgründen "nur" eine Haushochzeit feierten, das Fest ins Wirtshaus. Aber auch im Nordgebiet, wo früher grundsätzlich die Hochzeit zuhause gefeiert wurde, trifft sich die Hochzeitsgesellschaft jetzt häufig im Gasthaus. Den Brautleuten und ihren Familien bleiben damit nicht nur die tagelangen Vorbereitungen in der Küche erspart. Es müssen auch keine Möbel (Tische und Bänke) sowie Bestecke und Geschirr aus den Nachbarhäusern entliehen werden. Doch finden vor allem die älteren Leute die Feier im Wohnhaus "heimeliger".

Wenn heute in beiden Untersuchungsbereichen die meisten Hochzeiten im Wirtshaus stattfinden, so geschieht das jedoch nicht nur aus Gründen der Arbeitserleichterung. Auch Platzmangel ist für den Wandel verantwortlich, denn einerseits baut man heute Häuser mit kleineren Wohnräumen, andererseits ist der Kreis der Geladenen um die Arbeitskollegen und die Vereinsmitglieder erweitert worden. Vor allem aber fürchten die Brautleute, daß bei einem Fest im neu eingerichteten Heim die meist teuren Möbel - nicht zuletzt der kostspielige Fußbodenbelag - Schaden nehmen könnten.

Bei Hochzeiten im Südgebiet werden die Gäste heute im allgemeinen nicht mehr einzeln zum "Schenken" an den Tisch der Brautleute gerufen. Die Summe des überreichten Geldbetrages laut zu verkünden, wäre inzwischen undenkbar. Man ist diskreter geworden, stellt sich ohne Aufforderung - dem

Verwandtschaftsgrad gemäß - in der Schlange der Wartenden vor dem Brautpaar auf und überreicht das Geld in einem Kuvert, auf dem der Name des Spenders vermerkt ist. Der protokollführende Pfarrer oder Lehrer muß nur noch die Namen notieren. Das ehemals beinahe abendfüllende Schauspiel des Schenkens ist auf diese Weise so bedeutungslos geworden, daß manche Gewährsleute behaupten, "es gibt heute keine Schenkhochzeit mehr" (Ems), "man merkt davon gar nichts mehr" (Ümä), "jetzt wird nicht mehr geschenkt" (Schb). Doch wenn ein Brautpaar Wert auf eine große Hochzeit legt, verzichtet es auch heute nicht auf das Zeremoniell beim Schenken und bemüht sich vor allem, einen geeigneten Sänger zu gewinnen, der die Aufgerufenen "aussingen" kann. Die Formlosigkeit des Schenkens hängt sicher mit dem Fehlen des Hochzeitsladers zusammen, der passende Schnaderhüpferln kannte.

Aber nicht nur beim Schenken ist man diskreter geworden, sondern auch bei anderen, die Hochzeit betreffenden Geldangelegenheiten. So ist beispielsweise der Wirt nicht mehr angehalten, das Mahlgeld von den Gästen einzusammeln. Im großen und ganzen bekommt jeder Gast das Essen jetzt frei. "Das Mahlgeld ist heute beim Schenken dabei" (GHöb). Zum "Ausgleich" dafür sind jedoch die Geldbeträge höher bemessen, die die Gäste dem Brautpaar beim Schenken überreichen. ¹¹⁶⁾

Eine Änderung bezüglich des Hochzeitstermins vollzog sich in beiden Untersuchungsgebieten zu Beginn der fünfziger Jahre. Die Industrialisierung und die damit verbundene "Verkürzung der Arbeitszeit hat in vielen Zweigen der Wirtschaft dazu geführt, daß der Samstag vielfach, besonders in den Industriegebieten, völlig arbeitsfrei geworden ist. Diese Entwicklung brachte es mit sich, daß Familienfeste und andere Veranstaltungen fast ausschließlich (selbst in den ländlichen Gemeinden) auf den Samstag verlegt werden," meldet das Pastoralblatt des Bistums Eichstätt im Jahre 1957. Das Blatt sieht sich gezwungen, das Thema der Samstagshochzeit aufzugreifen, weil die Eichstätter Diözesansynode noch im Jahre 1952 verfügt hat: "Trauungen am Samstag dürfen nur stattfinden, wenn sich kein Tanz anschließt." Diese Verfügung ließ sich jedoch nicht konsequent durchführen, und so wurde sie fünf Jahre später dahingehend geändert, daß "aus wichtigen Gründen Hochzeiten am Samstag stattfinden können, auch wenn sich ein Tanz anschließt. Voraus-

setzung jedoch ist, daß die Brautleute und der Gastwirt dem Pfarramt schriftlich versichern, daß an dem Tanz nur die eigentlichen Hochzeitsgäste teilnehmen und die Feier gegen Mitternacht zu Ende ist. Wünschenswert aber bleibt es nach wie vor und es ist anzustreben, daß bei Hochzeiten am Samstag Tanzveranstaltungen unterbleiben. Wo Arbeitsverhältnisse keine ausschlaggebende Rolle spielen, wolle Sorge getragen werden, daß, besonders auf dem Land, der Dienstag als Trauungstag erhalten bleibt." ¹¹⁷

Tatsächlich wurde noch einige Jahre danach der Dienstag als Tag für eine echte Bauernhochzeit - das Wort ist als Qualitätsbegriff zu werten - beibehalten. Gegenwärtig finden die Hochzeiten jedoch immer am Samstag statt. In jüngster Zeit werden für das Fest vor allem schulfreie Samstage bevorzugt, da an diesen Tagen die im kompliziert organisierten Verbandsschulsystem beschäftigten Pfarrer und Lehrer, aber auch die katholischen Ministranten abkömmlich sind.

Die folgenden Ausführungen sollen zeigen, welche Elemente im Brauchkomplex um die Hochzeit den veränderten Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragen.

Die Vorbereitungen zum Fest verlaufen nun - aus der Sicht der Dorfbewohner - hinter den Kulissen. Die Einrichtung des neuen Haushalts vollzieht man nicht mehr als Schauspiel für eine größere Zahl von Zuschauern, sondern das Heim der Brautleute wird im Verlauf mehrerer Wochen "hergerichtet".

Die Hochzeits-Vorfeiern im Kreis der Altersgenossen und Vereinskameraden des Brautpaares sind inzwischen zu festen Bestandteilen im Brauchablauf geworden. Im Nordgebiet schmücken die Kameraden des Bräutigams weiterhin eine Henne, die für das "Haakräherla" ausgesucht wurde, um sich damit einen Imbiß oder auch nur einen Umtrunk zu verdienen. Das "Tischrucket", wie es für die katholischen Dörfer des Südgebiets belegt ist, wurde zu einem abendlichen Treffen für Altersgenossen und Vereinsmitglieder, wenn diese ein Ständchen darbringen. Auch in den evangelischen Gemeinden des Südgebiets ist eine solche Feier auf Kosten des Brautpaares üblich, wenn sie auch keine eigene Bezeichnung trägt.

Am Hochzeitsabend finden sich häufig die Kameraden des Bräutigams, die während des Hochzeitszugs für das "Schießen" sorgen, im Gasthaus ein. Trotz wiederholter Verbote ist der Lärmbrauch nicht in Vergessenheit geraten.¹¹⁸⁾ Die scherzhaften Bräuche, die während des Essens im Wirtshaus dem Personal zu Trinkgeld verhelfen sollen, haben sich im Südgebiet erhalten. Oft versucht man auch, der Braut das Blumenbukett - früher war es vorzugsweise der Schuh - zu entwenden, um für das "Diebesgut" ein Lösegeld zu erhalten. Das "Braut-Stehlen" ist nach wie vor in Übung. Im Nordgebiet war diese Brauchform zur Zeit der Münchner Umfrage vermutlich nicht bekannt, heute jedoch "hört man davon" (Hell). Im Südgebiet gehörte die Braut-entführung auch damals zum Komplex des Hochzeitsbrauchtums. Der Brautführer durfte die Braut nicht aus den Augen lassen, da er die Zeche zahlen mußte, welche die Entführer mit der Braut machten. Im protestantischen Bereich, wo der Brautführer nicht mehr bekannt ist, zechen die Entführer auf Rechnung der Ehreväter oder des Bräutigams. Gegenwärtig stehen aber selbst junge Leute dem Brauch der Brautenführung ablehnend gegenüber, da "schon viel vorgekommen ist" (Ull). Die entführenden Burschen setzen sich nämlich meist angetrunken ans Steuer eines Autos, um dem Bräutigam möglichst schnell zu entkommen. Unfälle kleineren oder größeren Ausmaßes sind häufig die Folge dieses "uralten Brauchs".

Die feierliche Kranz- bzw. Schleierabnahme im Nordgebiet darf ebenfalls bei keiner Hochzeit fehlen. Doch findet dieser Brauch weder in den Korrespondentenberichten von 1808/09 noch in den Pfarrbeschreibungen des Südgebiets Erwähnung. Auch in Gesprächen mit älteren Gewährsleuten über den Verlauf des Hochzeitstages kam dieses Brauchelement nie zur Sprache. (Vielmehr wurde berichtet, daß das Brautpaar nach dem Schenken - womöglich unter Musikbegleitung - vom Wirtshaus nachhause ging. Dort kleidete sich die Braut um, anscheinend aber ohne besonderes Zeremoniell.) Es wäre denkbar, daß die Schleierabnahme im Südgebiet als besonderer Akt erst in jüngster Zeit ins "Abendprogramm" übernommen wurde. Hier darf der Einfluß von Musikkapellen, die sich auch für die "Stimmung" am Hochzeitsabend verantwortlich fühlen, nicht außer acht gelassen werden. Nach Angaben des Mitgliedes einer Musikergruppe findet das "Schleieraustanzen" in Dörfern beider Konfessionsbereiche statt,¹¹⁹⁾ und wird als eine der besonders lustigen Begebenheiten einer Hochzeitsfeier betrachtet. Mit Vorliebe schiebt

man dabei der Braut, die mit verbundenen Augen ihren Schleier einem Mädchen überreichen soll, einen Mann zu.

Allgemein läßt sich feststellen, daß neben das Bedürfnis, sich zu belustigen, ein weiteres Element tritt, das die Beharrungskraft verschiedenen Brauchformen erklärt: Es ist die Möglichkeit, sich durch Ehrenbezeugungen ein Mahl, zumindest aber ein Freibier bzw. Trinkgeld zu verschaffen. Eine Gewährsfrau charakterisiert dieses Beharrungsvermögen einzelner Brauchelemente mit den Worten: "Was a Geld bringt, kommt so schnell net ab" (Mant).

Abschließend sei an die eingangs erwähnten unterschiedlichen Charakterisierungsversuche von Gewährsleuten aus den beiden Untersuchungsgebieten erinnert. Während eine Gewährsperson aus dem Südgebiet erklärte, die Hochzeit am Dorf unterscheide sich nicht mehr von einer "Stadthochzeit", meinte eine Gewährsperson aus dem Nordgebiet, das Hochzeitsbrauchtum am Land verlaufe noch nach der "alten Tradition". Beide Gewährspersonen haben bis zu einem gewissen Grad recht. Betrachtet man die an der Stadtmode orientierte Brautkleidung und die paarweise Formation des Hochzeitszuges sowie das unauffällige Schenkgebaren als wichtigste Kriterien einer "Stadthochzeit", so besaß die Hochzeit des Nordgebietes bereits zur Zeit der Münchner Umfrage "städtischen" Charakter, so daß diese "alte Tradition" beibehalten werden konnte. Im Südgebiet dagegen sorgten erst die Einflüsse, welche die Kriegs- und Nachkriegszeit mit sich brachte, für einen Traditionswechsel, der die Einführung dieser Kriterien zur Folge hatte.

Es besteht jedoch kein Zweifel, daß sich eine Dorfhochzeit immer von einem Hochzeitsfest in der Stadt unterscheiden wird. Dafür sorgen vor allem die unterschiedlichen sozialen Interaktionen in beiden Lebenskreisen. In der Überschaubarkeit des Dorfgeschehens bildet die Hochzeit weiterhin ein Ereignis, an dem ein Großteil der Bewohner persönlich in irgendeiner Form teilnimmt.

Tod und Begräbnis

Das Totenbrauchtum war in den letzten Jahrzehnten in mancherlei Hinsicht einem Wandel unterworfen. Die von den Korrespondenten beider Untersuchungsgebiete mitgeteilten abergläubischen Manipulationen, die das Nachsterben eines Hausgenossen verhindern sollten, sind selbst abergläubenskundigen, alten Gewährsleuten nicht mehr bekannt. Unter dieses "verlorene Wissen" fallen jedoch nur Handlungsweisen, die einer Bindung an christliche Vorstellungen und/oder alltägliche Handlungsweisen entbehren, wie etwa das Umschaukeln des Getreides und das Auftreiben der Stalltiere nach dem Tod eines Hausbewohners. Dagegen schütten die Katholiken auch heute noch das restliche Weihwasser, welches zum Einsegnen des Toten bereitgestellt war, dem Sarg nach. Diese Handlungsweise erscheint jedoch naheliegend und muß nicht unbedingt mit der Vorstellung verbunden sein, dadurch das Nachsterben eines Hausgenossen zu verhindern.

Im Nordgebiet wurde (und wird zum Teil heute noch) das Hoftor geschlossen, sobald sich die Trauergesellschaft vom Hof entfernt hat. Das Schließen des Hoftores ist eine gewohnte Handlungsweise. Wenn einer der Frauen, die während der Abwesenheit der Trauerfamilie den Leichentrunk vorbereiten, gesagt wurde, "gell, mach fei gleich das Tor zu" (Nenz), so hängt diesem Auftrag nichts Außergewöhnliches an. Es mischt sich bei dieser "Vorkehrung" wohl Abergläubisches mit Konvention und alltäglichem Tun. "Na ja, ma hat's zugemacht, weil sie's gesagt ham" (Nenz).

Im Südgebiet hat sich der Brauch erhalten, den Sarg beim Hinaustragen dreimal über der Türschwelle zu senken. Der Sinn dieser Handlungsweise ist den Gewährsleuten unbekannt und wird mehr oder weniger als eine der Begräbniszeremonien betrachtet. Die Gepflogenheit, nach Eintritt des Todes das Fenster zu öffnen, scheint in beiden Untersuchungsgebieten weit verbreitet zu sein. Freilich verbindet sich bei dieser Handlung die Vorstellung, der entfliehenden Seele einen Ausgang zu verschaffen, mit dem Bedürfnis, frische Luft in ein Zimmer zu lassen, in dem ein Mensch "ausgeatmet" hat. Das Motiv des Fensteröffnens ist also ebenso wie die anderen, noch lebendigen Handlungsweisen, die auf abergläubische Vorstellungen zurückgehen, zugleich rational und irrational zu deuten.

Einen Brauchwandel in mehrfacher Hinsicht hat der Bau von Leichenhallen verursacht. Leichenhallen wurden in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg nötig, als durch den Zustrom der Flüchtlinge große Raumnot herrschte und vielfach Zimmer fehlten, in denen ein Verstorbener bis zur Bestattung aufgebahrt werden konnte. In manchen Gemeinden fehlt trotzdem bis zum heutigen Tag ein Leichenhaus.

Schon wenige Stunden nach Eintritt des Todes wird der Verstorbene in Begleitung der nächsten Verwandten und einiger Nachbarn sowie des zuständigen Pfarrers ins Leichenhaus überführt. Auf diese Weise sind die im Südbereich üblichen Leichenwachen überflüssig geworden, die ja - unter anderem - den Hinterbliebenen das Alleinsein mit dem Toten ersparen sollten.

Allerdings kam das "Wachten" im protestantischen Bereich bereits vor der Errichtung von Leichenhallen aus der Übung, nämlich etwa Ende der zwanziger Jahre. Der Grund dafür bleibt letztlich unklar. Angeblich war es nicht mehr nötig, "weil die Leute keinen solchen Schrecken vor dem Toten mehr hatten" (Schw). Es werden jedoch mehrere Motive zusammengewirkt haben. Vor allem darf nicht außer acht gelassen werden, daß das Wachen bei den Protestanten nicht den gleichen verpflichtenden Charakter - für Hinterbliebene ebenso wie für Geladene - besaß, wie bei den Katholiken, da das religiöse Moment fehlte. Schließlich wurde ja nicht (mehr) - wie in den katholischen Dörfern - bei den abendlichen Zusammenkünften im Trauerhaus für das Seelenheil des Verstorbenen gebetet, da die evangelische Kirche nicht die Ansicht vertritt, daß Fürbitten für einen Toten den Aufenthalt seiner Seele im Fegefeuer verkürzen können. Die abendlichen Zusammenkünfte im protestantischen Trauerhaus galten deshalb als geselliges Beisammensein und waren nicht nur den Pfarrern ein Dorn im Auge, sondern wurden häufig auch von den Hinterbliebenen als lästig empfunden. So ist es nicht verwunderlich, wenn die Totenwachen im protestantischen Bereich früher abgeschafft wurden als bei den Katholiken.

Die katholischen Geistlichen jedoch konnten wegen der Unsitte des Trinkgelages nicht einfach das Wachten einstellen. Sie führten aber eine Veränderung herbei, indem sie den religiösen Teil des Abendprogramms - nämlich das Rosenkranzgebet - in die Kirche verlegten, in der Hoffnung, damit dem

"Theater" (Ems) im Haus ein Ende zu bereiten. Doch nach der kirchlichen Andacht versammelten sich die Nachbarn - in gewohnter Weise - im Trauerhaus.

Der Hausbesuch hatte nach Angaben von Gewährsleuten zweierlei Gründe: Einerseits wollte man "dem Toten Weihwasser geben" (GHöb), andererseits mochte man die Hinterbliebenen nicht mit dem Verstorbenen allein lassen. Dem Außenstehenden bleibt unklar, ob die Zusammenkunft um der Geselligkeit und des Freibiers willen oder zur Demonstration gutnachbarlicher Beziehungen weiterlebte. Sicher aber spielt das Moment der Totenehrung, verbunden mit religiösen Bedürfnissen und kirchlichen Vorschriften, dabei eine wichtige Rolle. Die Geistlichen jedenfalls sahen sich mehrfach gezwungen, dieser Gepflogenheit Einhalt zu gebieten. Bisweilen ließen auch Trauerfamilien von der Kanzel herab bitten, von Hausbesuchen nach der kirchlichen Andacht abzusehen. Diese Bitte wird von vielen zur Ehrbezeugung und damit zum Wachen "verpflichteten" Nachbarn begrüßt. Denn, übermüdet von der Tagesarbeit, ging manch einer mit dem Seufzer ins Trauerhaus: "Wenn nur die drei Rosenkränze schon wieder runtergelallt wären" (Mant).

In Dörfern, wo der Tote im Leichenhaus aufgebahrt wird, sind die Hausbesuche nach dem Rosenkranzgebet in der Kirche "sinnlos" geworden und deshalb abgekommen. Die Kirchenbesucher versammeln sich nun nach der abendlichen Andacht im Leichenhaus, verrichten ein Gebet und besprengen den Toten mit Weihwasser. Fehlt jedoch in einer Gemeinde die Leichenhalle, so treffen sich weiterhin Verwandte und Nachbarn im Trauerhaus - ungeachtet aller Bemühungen der Pfarrer. Diese Sitte wird auch dann beibehalten, wenn ein Toter nicht mehr vor Einbruch der Nacht überführt werden kann.

Die verbesserten Verdienstmöglichkeiten auf den Dörfern verursachen ebenfalls Veränderungen im Totenbrauch. So war es z. B. üblich, daß "Dorfarme", d. h. Dorfbewohner, die nicht von eigenen landwirtschaftlichen Produkten ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten, im Auftrag der Trauerfamilie gegen Entgelt bestimmte Aufgaben verrichteten. Die Leichenfrauen des Südgebietes waren gleichzeitig Leichbitterinnen und konnten sich in dieser Eigenschaft

(nach Angaben in Pfarrbeschreibungen) ihren Lebensunterhalt verdienen, während sie "sonst von Mitteln der Armenkasse hätten unterstützt werden müssen" (Bergen, PfB. S. 330). Ja, sie kehrten angeblich sogar "reich beladen" aus weit entfernten Dörfern heim (Schwimbach, KiB. S. 65). Vielfach hat die Leichbitterin eines Ortes die Aufgabe des Leichladens an ihre "Amtsgenossinnen" in den anderen Dörfern delegiert. "Die haben sich früher drum g'rissen, daß sie einen Ort kriegen" (KHöb). Heute lebt nur noch in Schwimbach eine alte Leichenfrau. Sie ist die Tochter des ehemaligen Dorfhirten. Die Leichbitterinnen der anderen Dörfer sind gestorben. Nachfolgerinnen fanden sie nicht. Die Aufgaben der Leichenfrau - so weit es sich um die Aufbahrung handelt - übernehmen nun die Verwandten. Nachbarn helfen ihnen bisweilen.

Der Leichlader bzw. Leichbitter des Nordgebietes versah meist gleichzeitig das Amt des Totengräbers. (Wenn nicht, wie z. B. heute noch in Nenzenheim, ein Nachbar zum Leichladen ins Dorf ging.) Doch gibt es auch kaum mehr Männer, die auf derartige "Gelegenheitsarbeiten" angewiesen sind, da sie heute die Möglichkeit haben, einer regelmäßigen Erwerbstätigkeit nachzugehen. Für einen Bürgermeister, den "Wiesbaum, an den sich alles hängt" (Ull), wird es immer problematischer, Männer zu gewinnen, die bereit sind, das Amt des Totengräbers auszuführen.

Die Aufgabe des Leichladens, die im Südgebiet der Leichenfrau, im Nordgebiet dem Totengräber übertragen wurde, bleibt heute, soweit es sich um die Benachrichtigung auswärtig wohnender Leute handelt, der technischen Nachrichtenvermittlung überlassen. Das Leichladen im Wohnort des Verstorbenen war, theoretisch gesehen, überflüssig, da sich eine Todesnachricht in diesen relativ kleinen Dörfern "wie ein Lauffeuer verbreitet" (Ull). Das persönliche Leichladen war also bereits in einer Zeit, als es noch an jedem Ort Leichenfrauen bzw. Totengräber gab, "überflüssig". Doch konnte man diesem Personenkreis eine weitere, angenehmere, mit ihrem Amt verbundene Verdienstmöglichkeit nicht vorenthalten. Hier darf allerdings auch das Motiv der Totenehrung und der Aspekt menschlicher Verbundenheit nicht unerwähnt bleiben.

Aber nicht nur das Aussterben der "Dorfarmen" hat eine Funktionsverlage-

rung bei den Trägern des Totenbrauchs herbeigeführt. Durch die wirtschaftliche Entwicklung ist auch unter den Bauern, die in ihrer Eigenschaft als "Nachbarn" das Amt des Sargtragens ausüben (bzw. ausübten), eine neue Situation entstanden. Da die meisten (rüstigen) Männer in einem Industriebetrieb beschäftigt sind, fehlt es vielfach an "Nachbarn", die als Sargträger zur Verfügung stehen. Deshalb wurden in manchen Gemeinden bereits eigene Regelungen getroffen. In Emsing stellen sich beispielsweise vier Männer als Sargträger zur Verfügung. Sie lassen sich bei Bedarf beurlauben und müssen von der Trauerfamilie bezahlt werden. In Mantlach geht das Sargtragen reihum, d. h. es sind jeweils vier Männer verpflichtet, dieses Amt zu übernehmen. Kann einer dieser Männer nicht am Begräbnistag im Dorf sein, so muß er einen Ersatzmann finden und diesen aus eigener Tasche bezahlen.

Eine weitere Veränderung im Totenbrauch wurde durch das Verbandschulwesen ausgelöst: Während der Zeitpunkt der Beerdigung bei Protestanten lediglich um eine Stunde verschoben wurde, nämlich von 13 Uhr auf 14 Uhr, mußte das Leichenbegängnis der Katholiken vom Vormittag auf den Nachmittag verlegt werden. "Durch die Neugliederung der Volksschulen mit Beginn des Schuljahres 1969/70 ist eine Unterrichtsbefreiung für die Religionslehrer, Ministranten und eventuell auch Cantoren schwieriger geworden als früher. Aus mehreren Dekanaten ist deshalb die Anregung gekommen, die Beerdigungen und Leichengottesdienste vom Vormittag auf den Nachmittag zu verlegen." 120)

Diese Verlegung der Begräbniszeit hatte eine Veränderung der Speisenfolge beim Leichenschmaus zur Folge. Es wird den Verwandten nun nicht mehr ein warmes Mittagessen serviert, sondern sie stärken sich bei Kaffee und Kuchen. Zu späterer Stunde kommen Bier und verschiedene Wurst- und Käsesorten auf den Tisch.

Zunehmender Wohlstand verursachte auch bei den Protestanten eine Veränderung der Gepflogenheiten beim Leichenschmaus. Allgemein geht man dazu über, die traditionellen Speisen - sowohl im Nordgebiet als auch im Südgebiet - durch "Kalte Platten" zu bereichern. In den protestantischen Dörfern, wo der Leichenschmaus für die Verwandten gemeinhin im Trauerhaus serviert wurde, lädt manche Familie ihre Gäste neuerdings ins Dorfwirtshaus

ein. Man begrüßt die damit verbundene Arbeitserleichterung. Auch kann man es sich leisten, mehr Leute zum Mahl zu bitten als früher. Zur Gruppe der Verwandten lädt man heute mitunter auch Nachbarn, wenn diese ein Blumenbukett am Grab niederlegten.¹²¹⁾

Der Leichenschmaus im Südgebiet hat jedoch auch in anderer Hinsicht einen Bedeutungswandel erfahren. Während früher die Bauern oft stundenweit "in die Leich" gingen, eventuell auch mit dem Fahrrad den langen Weg zurücklegten, überwinden sie heute die Entfernung zum Begräbnisort in wenigen Minuten per Auto. Der Grund für die Rast im Wirtshaus nach einem ermüdenden Fußmarsch oder einer Radtour ist dadurch kaum mehr gegeben. Mit Hilfe des Autos kann die Teilnahme an einem Begräbnis in relativ kurzer Zeit "absolviert" werden. Früher dagegen räumte der "Leichgänger" diesem Ereignis einen Vormittag bzw. einen ganzen Nachmittag in seinem Zeitplan ein. Bei den langen Anmarschwegen fielen ein paar Stunden Wirtshausbesuch auch nicht weiter ins Gewicht. Überdies betrachteten die Landbewohner des Südgebietes das "Leichgehen" als geselliges Ereignis ("O, des war fei imma schee!" (Berg)), das Abwechslung in die Gleichförmigkeit des Dorfalltags brachte. Da heute viele Dorfbewohner in einem festen Arbeitsverhältnis stehen, können sie auch nicht mehr jede Gelegenheit zum Leichgehen wahrnehmen. So wird es - wie eine alte Frau nicht ohne Wehmut prophezeit - bald soweit kommen, "daß nur noch die Verwandten in die Leich gehen. Früher (dagegen) hat man doch keine Leich übrig lassen" (Berg). Mobilität und rationellere Zeiteinteilung brachten eine der dörflichen "Unsitten" zum Erliegen - eine Veränderung, die Generationen von Pfarrern trotz oft heftigster Anstrengungen nicht zu leisten vermochten!

2. Brauch im Jahreslauf

Fasnacht

Eine grundlegende Änderung im Faschinsbrauchtum brachten die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Selbst in den protestantischen Dörfern des Nordgebiets setzte ein Faschingstreiben ein, das auf den Einfluß der Flüchtlingskinder zurückgeführt wird. Ausschlaggebend dürften jedoch die in der Mitte der fünfziger Jahre von seiten der Schule geförderten Umzüge der Schulkinder gewirkt haben. Unter Leitung des Lehrers zogen sie maskiert durchs Dorf. Anschließend versammelten sich die Maschkerer häufig im Dorfwirtshaus, wo sie sich Limonade und Brezeln kaufen durften. Seit der Einführung des Verbandsschulwesens ist dieser Brauch jedoch in vielen Orten wieder abgekommen, da der ortsansässige Lehrer (soweit überhaupt noch ein Lehrer im Dorf wohnt) nur mehr wenige Schüler seines Dorfes unterrichtet. In manchen Orten, z. B. Emsing, trafen sich alle Schüler der dort unterrichteten Klasse, also auch auswärtige Kinder, zu dem Umzug. Doch hat sich diese Regelung nicht als lebensfähig erwiesen. Heute findet in diesem Dorf kein vom Lehrer organisierter Maskenumzug der Kinder mehr statt.

Manche Protestanten des Nordgebiets, vor allem ältere Leute, stehen dem Faschingstreiben aber nach wie vor skeptisch gegenüber. Folgende Bemerkung einer Frau aus der "maßgebenden" Schicht der Bauern scheint diese Haltung treffend zu charakterisieren. Bei einem Gespräch in Hellmitzheim stellte sich heraus, daß jeder der drei Wirte während der Faschingszeit einen Maskenball veranstaltet. Auf die Frage, ob auch die Vereine des Ortes zu einem Faschingsball einladen, erklärte die Frau mit großer Bestimmtheit, nein, die würden sich zu so was nicht "hergeben"!

Im Südgebiet konzentriert sich das Faschingstreiben der Jugendlichen jetzt auf den Faschingsdienstag, während früher - zumindest in den katholischen Dörfern - die Maskeraden bereits am Rosenmontag, bisweilen auch am "Schwarzen" Donnerstag einsetzten. Heute ziehen an diesen Tagen die Kinder im Dorf herum und sammeln Gaben ein.

Die Jugendlichen verlegen ihren Umzug auf den Dienstag, weil die meisten von

ihnen in einem festen Arbeitsverhältnis stehen, der Rosenmontag jedoch nicht überall arbeitsfrei ist.

Da vielfach die traditionellen Holzmasken und Flecklesgewänder der Fosnatenickel verschwunden sind, behelfen sich die Treiber mit zeitgemäßen Gewändern: Die an der Gesichtsmaske befestigte Kapuze glaubt man nicht vermissen zu können. So leihen sich Burschen, die im Maskenzug als Treiber fungieren, in Ermangelung des alten Flecklesgewandes einen sogenannten "Kunstdünger-Anzug". Das ist ein einteilig geschnittener Arbeitsanzug mit angenähter Kapuze, den sich die Bauern überzogen, als sie noch den schwarzen Kunstdünger streuten. Auf diese Weise sind alle wichtigen Schnitteile des Flecklesgewandes vereint. Die Kapuze befestigt man - in Ermangelung traditioneller Holzmasken - an modernen Pappmachémasken (Schw).

Wer nicht diese an traditionellen Schnittmustern orientierte Maske der Treiber trägt, hüllt sich in alte Männerkleider. Für Frauengestalten werden Kittelschürzen bevorzugt. In den katholischen Dörfern des südlichen Untersuchungsgebiets maskieren sich nicht nur die Burschen, sondern auch die Mädchen. Diese zeigen sich gern in eleganten, eigens für den Fasching genähten oder gekauften Kostümen.

Eine gewisse Konkurrenz für die Maskenumzüge in den protestantischen Dörfern bildet der Faschingszug in Thalmässing. Er wird von den Vereinen des Marktes organisiert und zieht auch viele Bewohner der umliegenden Dörfer an. Die Katholiken nehmen gerne die Gelegenheit wahr, sich in Greiding oder einem der Altmühlorte an Fasching amüsieren zu lassen.

Kirchweih

Der Wandel im Brauchtum zur Kirchweih beruht vor allem in der Änderung der wirtschaftlichen Struktur in den Dörfern. Der Kirchweihmontag - ursprünglich dem weltlichen Teil der Feier vorbehalten - ist in vielen Dörfern bedeutungslos geworden. Die festlichen Ereignisse dieses Tages "fallen aus", da der größte Teil der Burschen, also die Trägerschicht dieser Brauchformen, heute in einem festen Arbeitsverhältnis steht. Allerdings lassen sich in Gemeinden, wo auch am Montag "was los ist" viele Arbeitnehmer an diesem Tag beurlauben. In Bergen, das selbst eine hohe Zahl von Arbeitsstätten aufweist, ruht am Kirchweihmontag die Arbeit. In den weniger brauchaktiven protestantischen Gemeinden ebenso wie in katholischen Dörfern (wo ja die Allerweltskirchweih gefeiert wird), kann man jedoch hören: "Wir Bauern feiern den Montag aber trotzdem" (Amh), (d. h.: obwohl die Arbeiter nicht im Dorf sind). Dieses "Feiern" besteht generell in einem besonders reichhaltigen Mittagsmahl. Die Männer treffen sich am Nachmittag und am Abend im Wirtshaus. In der Landwirtschaft werden nur unumgängliche Arbeiten verrichtet.

In den katholischen Untersuchungsgemeinden des Südgebiets finden am Kirchweihsonntag keine brauchtümlich festgelegten Veranstaltungen mehr statt. Allein das Fehlen des auswärtigen Publikums machte das "Kirchweih-Ausrichten", also die Durchführung des Kirchweihfestes, für die Burschen des Dorfes unattraktiv. Wohl stellten die Jugendlichen in manchen katholischen Orten sogar noch nach dem Zweiten Weltkrieg einen Kirchweihbaum auf, in dessen Wipfel allerlei Begehrtenwertes hing, das wie oben berichtet, "von gewandten Kletterern herabgeholt" wurde. Der Tanz um den Baum war jedoch bald Seltenheit geworden. Wird heute im Zentrum des ehemaligen Hochstifts, beispielsweise in Sappendorf/EIH, der Brauchkomplex in seiner ganzen Fülle bunt-fröhlicher Erscheinungsformen durchgeführt, so ist der Grund darin zu sehen, daß das Kirchweihbrauchtum inzwischen wieder "Seltenheitswert" erlangt hat. Die Bewohner jener Dörfer nämlich, in denen zu diesem Termin jeglicher Festbrauch erloschen ist, sorgen für den erwünschten Zulauf und bilden das "Publikum" für die Darbietungen der Sappendorfer Burschenschaft.

In den evangelischen Gemeinden wurden Brauchformen, die an den Kirchweihsonntag gebunden sind, in der bereits dargestellten Weise beibehalten.

Der Unterschied zu früheren Jahrzehnten besteht jedoch darin, daß in manchen Gemeinden dieser von den Burschen getragene Brauchkomplex völlig abgekommen ist, da die Trägerschaft selbst einem Wandel unterworfen war.

Allgemein läßt sich feststellen, daß das Brauchtum im Jahreslauf anderen Gesetzmäßigkeiten unterliegt als brauchtümliche Handlungen und Verhaltensweisen bei besonderen Ereignissen im Lebenslauf. Vor allem in der Gegenwart, wo die Verbindlichkeit der Normen auch in kleinen Gemeinden ihr Gewicht verloren hat, kann das brauchtümliche Leben nicht ohne eine Analyse der Verhaltensformen verschiedener Trägerschichten erfaßt werden.

II. Die Brauchträger

Die Lebensformen einer Gemeinde sind bekanntlich nicht durch die Dorfbewölkerung als unstrukturierte Gesamtheit bedingt. Vielmehr gehen die Anstöße für das sozialkulturelle Leben - sei es zum Zweck der Auflösung, der Wiederbelebung oder der Neueinführung - von Individuen aus, die ihren Ideen und Verhaltensweisen über Kommunikationszentren oder Gruppierungen Nachdruck verleihen können.

1. Kommunikationszentren

Wirtshaus

Als "Kommunikationszentrum" des Dorfes gilt das Wirtshaus. Allerdings konnte es diese Funktion im eigentlichen Sinn erst in den fünfziger Jahren übernehmen - und auch das nur für einen Teil der Dorfbewohner, nämlich für die Burschen und Männer. Für die Frauen und Mädchen des Dorfes ist der abendliche Wirtshausbesuch nach wie vor weitgehend ein Tabu. "Des war ka G'scheite!" lautet die weitverbreitete Meinung. (Über vereinzelte Ausnahmesituationen soll noch berichtet werden.)

Die Bedeutung des Wirtshauses als Treffpunkt der Burschen ist in dem Maß gestiegen, in dem diese Altersgruppe über Geld verfügte. In den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg beispielsweise erhielt ein guter Knecht durchschnittlich 25 RM Monatslohn, die Maß Bier kostete 50 Pfennig. Die finanzielle Situation der Bauernsöhne dürfte im großen und ganzen nicht viel besser gewesen sein, da im Untersuchungsgebiet nur wenig ausgesprochen reiche Bauern zu finden sind. Ältere Gewährsleute betonen deshalb häufig, daß sie sich als Burschen höchstens am Samstag und Sonntag einen Wirtshausbesuch leisten konnten. An den Winterabenden der Wochentage trafen sie sich größtenteils in verschiedenen Privathäusern, den sogenannten "Dorfhäusern".

Die allgemeine Verbesserung der Finanzlage auch auf den Dörfern hat jedoch nicht im gleichen Maße eine Intensivierung des Konsums im Wirtshaus mit sich gebracht. Nach Angaben mehrerer Wirte des Südgebiets ist die einheimische Bevölkerung wenig ausgabefreudig. Der Wirtshausbesuch muß sogar als rückläufig bezeichnet werden. Der Grund dafür ist nicht nur in der abendlichen Unterhaltung durch das Fernsehprogramm zu suchen. Die rege Bautätigkeit in den Dörfern - hier sei nicht nur an den Neubau von Wohnhäusern, sondern vor allem an die Erweiterungsbauten der Wirtschaftsgebäude erinnert - führten notwendigerweise zur Einschränkung der Lebenshaltungskosten, die auch der Wirt zu spüren bekommt. Die Burschen betrachten das Gasthaus auch nicht mehr als zentralen Treffpunkt, da sie den Samstagabend häufig in auswärtigen Tanzlokalen verbringen.

Seine unbestrittene Position als Kommunikationszentrum hat das Gasthaus auch durch die Errichtung von Milchsammelstellen im Dorf eingebüßt; dort-hin bringen die Bauern am Morgen die gefüllten Milchkannen oder -tanks, die zu einer bestimmten Stunde von einem Lastauto oder Tankwagen der Molkerei abgeholt werden. Bei dieser Gelegenheit tauschen die Anwesenden Neuigkeiten aus oder treffen Vereinbarungen. In größeren Orten sitzen nach der Arbeitszeit Handwerker und Arbeiter im Gasthaus bei einem Glas Bier beisammen - soweit sie nicht noch eine Landwirtschaft betreiben.

Die Bedeutung der Milchsammelstellen als Kommunikationsplätze sollte nicht unterschätzt werden, da die Bauern - nach eigenen Angaben - nämlich nicht mehr Zeit finden, werktags ins Wirtshaus zu gehen. Durch die Steigerung der Viehbestände sind die Abendstunden mit Stallarbeit ausgefüllt. Früher dagegen gegen verrichteten auf Höfen, wo viel Vieh zu versorgen war, Dienstboten diese Arbeit. Das Wirtshaus in dem bäuerlich geprägten Dorf Mantlach hat beispielsweise seine Bedeutung als abendlicher Treffpunkt völlig eingebüßt, weil die Bauern, wie eine Arbeitersfrau bemerkt, "bis in die Nacht hinein" (Mant) (sie meint etwa bis 21 Uhr) arbeiten müssen. Die Wirtsleute sind froh, wenn am Abend kein Gast kommt, da sie selbst eine Landwirtschaft betreiben. Früher konnte sich der Wirt den Gästen widmen, da das Gesinde die Stallarbeit verrichtete.

Auch Burschen treffen ihre Altersgenossen nicht mehr regelmäßig im dörflichen Gasthaus, sondern in auswärtigen Tanzlokalen. Im Dorfgasthaus selbst finden Tanzveranstaltungen nur mehr höchst selten statt. Der Wirt schließt einen Tanzabend oft mit Defizit ab, da er für die Musikanten teuer bezahlen muß. (Eine Fünf-Mann-Kapelle kostet pro Abend etwa 600,-- bis 700,-- DM.) Im Saal eines Dorfgasthauses haben etwa 120 Besucher Platz. Selbst die alten Tanzsäle in den Markorten können kaum mehr als 200 Gäste aufnehmen. Gewinnbringend sind gegenwärtig jedoch nur neugebaute Säle mit einer Kapazität von mindestens 300 Sitzplätzen.

Orte mit solchen Tanzsälen haben dann einen großen Einzugsbereich. Durch die Mobilität auch der jungen Leute können die Besitzer dieser Lokale jeder-

zeit mit einer ausreichenden Besucherzahl rechnen und bieten etwa jeden zweiten Samstag Tanzmusik. Die Jugendlichen des südlichen Untersuchungsgebietes besuchen die Tanzlokale in Titting, Kesselberg, Obermässing und Offenbau, wenn sie nicht noch fernere Ziele ansteuern. Im Nordgebiet besitzt Nenzenheim solch ein Tanzlokal von überörtlicher Bedeutung.

Bis vor wenigen Jahren galt es als Regel, daß die Dorfwirte zu einem "Hausfasching" einluden. Zum Tanz spielte meist eine Drei-Mann-Kapelle. Die Bewohner auch der umliegenden Dörfer treffen (bzw. trafen) sich bei diesem Hausfasching. Allerdings ist nach dem Urteil junger Burschen aus dem Südgebiet, die gewöhnlich die größeren Tanzlokale besuchen, bei so einem dörflichen "Hausball" "nicht viel los". Der Grund ist darin zu suchen, daß die Jugendlichen sich moderne Tanzmusik wünschen, die älteren Besucher jedoch altgewohnte Klänge hören wollen. Da sich aber nur die Wünsche einer der beiden Gruppen erfüllen lassen, sind selten mehr alle Altersklassen beim Tanz im Dorfgasthaus versammelt. Diese Tatsache bereitet vor allem den Vereinsmitgliedern Kummer. Ihr Treffpunkt ist nach wie vor das Wirtshaus, das sogenannte "Vereinslokal", wo früher auch regelmäßig Vereinsbälle stattfanden. Doch werden diese Bälle immer seltener, da die Vereine für diese Tanzveranstaltungen häufig nur eine Altersgruppe der Ortsbewohner gewinnen können. Sie erzielen dadurch aber zu wenig Einnahmen, um die Musikanten bezahlen zu können. Man sinnt auf anderweitige Vergnügungsmöglichkeiten und der Wirtshaussaal verliert mehr und mehr seine Funktion.

Manche Wirte zogen daraus Konsequenzen und bauten den Tanzsaal um - in private Wohnräume oder Fremdenzimmer. Auf diese Weise gibt es in manchen Dörfern keinen Tanzsaal mehr (Neundorf, Schwimbach, Kleinhöbing, Großhöbing). Altmannshausen schuf Ersatz durch eine gemeindeeigene "Festhalle". Die Schwimbacher verlegten ihre Tanzveranstaltungen in das alte Schulhaus. In anderen Orten wie z. B. Ullstadt und Untermässing wirken sich derartige Umbauten auf das Dorfleben nicht so gravierend aus, da ein zweiter Tanzsaal im Ort zur Verfügung steht. Durch die genannten Umbauten können die für das Südgebiet typischen Wirtshaushochzeiten nicht mehr am Wohnort der Brautleute stattfinden, da die Hochzeitsgesellschaft in den meist kleinen Gaststuben keinen Platz finden würde. Die Brautleute laden ihre Gäste deshalb häufig in die Eßlokale der nächstgelegenen Marktorde ein.

Am gravierendsten macht sich das Fehlen eines Tanzsaales an Kirchweih bemerkbar. Da letztlich alle Brauchelemente auf den Tanz ausgerichtet sind, kommt bei fehlendem Tanzplatz der ganze Brauchkomplex zum Erliegen.

Zwar erfährt die zentrale Stellung des Wirtshauses auf gewissen Gebieten einen Abbruch, doch gibt es andererseits auch wieder Neuerungen, die das Wirtshaus beleben. Nach wie vor finden Gemeindeversammlungen im Wirtshaus statt. Sind mehrere Lokale im Dorf, wird peinlichst darauf geachtet, daß jeder Wirt "mal drankommt". Grund für eine Zusammenkunft im Wirtshaus bildet auch das jährliche Wildbret-Essen, das in fast allen Untersuchungsgemeinden der Jagdpächter den Waldbesitzern stiftet.

Bei bestimmten Veranstaltungen hat auch für Frauen der Wirtshausbesuch nichts "Anrühiges" an sich. So begleiten zum Beispiel auch ältere Frauen ihre Männer zum "Kappenabend", der von manchen Vereinen während der Faschingszeit abgehalten wird. Auch an Kirchweih lassen sich Frauen in der Wirtsstube sehen, soweit sie nicht zu Hause ihre eigenen Gäste bewirten müssen.

In Bergen versammelt sich eine Gruppe von Frauen regelmäßig nach der Gymnastikstunde zu einem abschließenden Gespräch in der Gaststube. Während der Winterszeit findet in Hellmitzheim einmal monatlich ein Frauenkränzchen statt. Die Wirtshäuser werden der Reihe nach gewechselt. Bei Kaffee und Kuchen unterhält man sich, zwischendurch wird gesungen. Auch das Strickzeug darf nicht fehlen. Eingeführt wurde diese Zusammenkunft vor etwa zehn Jahren von zwei Schwestern, die aus einem Wirtshaus stammen.

In manchen Orten wird seit einigen Jahren der Abschluß der gemeindlichen Waldarbeiten im Dorfwirtshaus gefeiert. Doch enden diese Zusammenkünfte nicht selten auf etwas unerfreuliche Weise. Da in den meisten der zu Gemeindearbeiten verpflichteten Familien die Männer auswärts tätig sind, werden die Arbeiten hauptsächlich von Frauen verrichtet. Diese finden sich beim Abschlußmahl dann natürlich auch im Wirtshaus ein. Auf Gemeindekosten wird Alkohol bestellt, dem viele Frauen letzten Endes nicht gewachsen sind. Sie verlieren dann vielfach die Kontrolle über sich. Weil es aber "auf'm Dorf doch bald nix Schlimmeres wie a bsoffene Frau" (Umä) gibt, sieht man diesem

zum Frauentreffen avancierten Arbeitsabschlußmahl häufig mit Skepsis entgegen.

Ein- bis zweimal jährlich nehmen die Dorffrauen die Gaststube gewissermaßen im Auftrag des Bayerischen Bauernverbandes in Beschlag. Über die Ortsbäuerin, dem weiblichen Vorstand der im Ortsverband zusammengeschlossenen Mitglieder des Bauernverbandes, als Kontaktperson sollen sie in "Gesprächskreisen auf Ortsebene" über verschiedene Interessenbereiche der bäuerlichen Bevölkerung aufgeklärt werden. Die Ortsbäuerin soll aber auch vermittelnd wirken und den "Kontakt zu den nicht-bäuerlichen Menschen im Dorf" pflegen.¹²²⁾ Diesem Ziel dient vor allem das jährlich veranstaltete Kaffeekränzchen der Dorffrauen. Doch finden sie sich auch zu Vorträgen ein, die von Referenten des Bauernverbandes gehalten werden. Allerdings kommen die Besitzerinnen kleiner bäuerlicher Anwesen nur selten der Einladung nach. Auch die Bewohnerinnen einer "Siedlung" (so nennt man beispielsweise in Hellmitzheim die außerhalb des Dorfkern erbauten neuen Häuser) treffen sich nur selten bei den Veranstaltungen der Ortsbäuerin.

Der Prozentsatz jener Mitglieder einer Gruppe, die sich zu den verschiedenen Veranstaltungen im Dorfwirtshaus einfinden, variiert von Ort zu Ort. Angeblich läßt sich der "Zusammenhalt" in einem Dorf an der Gästezahl im Wirtshaus feststellen (Ndf), das bedeutet: der rege Wirtshausbesuch einer möglichst großen Zahl von Dorfbewohnern wird als Kriterium für das Zusammengehörigkeitsgefühl dieser Dorfbewohner betrachtet.

Pfarrhaus und Schule

Der Wirkungsbereich von Pfarrern und Lehrern ist bekanntlich nicht nur auf das Gotteshaus bzw. das Klassenzimmer beschränkt. Pfarrhaus wie Schulhaus hatten schon immer die Möglichkeit, auch auf weltliche Festveranstaltungen innerhalb des Dorfes Einfluß zu nehmen. Zum Beispiel leitete früher der Pfarrer oder der Lehrer in allen Untersuchungsgemeinden eine Theater-spielgruppe.

Heute jedoch seien die schulentlassenen Burschen oder Mädchen nicht mehr zu einer derartigen gemeinsamen Aktion zu gewinnen, lautet die Auskunft alter Pfarrer und Lehrer, die in früheren Jahren sich als Spielleiter betätigten, mit der Zeit aber keinen Zuspruch mehr fanden. Die jungen Leute gehen in die Arbeit, kommen am Abend relativ spät nachhause und würden überdies lieber mit dem Auto fortfahren.

In Dörfern, wo die jungen Burschen und Mädchen auch heute noch spielen, obwohl die Mehrzahl von ihnen berufstätig ist, und alle die Möglichkeit hätten, sich anderweitig unterhalten zu lassen, entfalten sie doch bemerkenswerte Begeigerungsfähigkeit für das Spiel. Es gibt im Untersuchungsbereich jedoch nur zwei Gemeinden, in denen regelmäßig auch von älteren Jugendlichen Theater gespielt wird: Bergen und Nenzenheim. Die Bergener Jugend hat einen etwa fünfzigjährigen Handwerker als Spielleiter, der einen ausgesprochen lebenslustigen Eindruck macht und echten Kontakt zur Jugend besitzt. Die Nenzenheimer Jugendlichen leiten sich selbst, d. h. Burschen und Mädchen spielen unter der Regie der dörflichen Burschenschaft, "Ortsburschen" genannt.

Ein junger, an der Jugendarbeit interessierter Pfarrer betont, daß die Jugendlichen gern Theater spielen würden, aber es fehle einer, "der die Sache in die Hand nimmt" (Umä). Wohl wohnt der Lehrer noch im Ort, der in den vergangenen Jahrzehnten die Aufführungen leitete, doch kommt er mit der "heutigen Jugend" nicht mehr zurecht. Auch alte Pfarrer, die früher als Regisseure fungierten, lehnen resigniert ab. So mag der tiefere Grund für das (angeblich) erlahmte Interesse am Theaterspiel auch am Mangel an geeigneten Spielleitern liegen. Die Zusammenarbeit bei den Proben wird nämlich für alle Beteiligten unerquicklich, wenn eine ehemalige "Respektperson" das Spiel dirigiert, die einen gewissen Autoritätsschwund gewahr wer-

den muß, und der es obendrein schwerfällt, die Jugendlichen in ihrer Konsumfreudigkeit und Vergnügungslust zu akzeptieren. Und Initiatoren aus den eigenen Reihen finden sich offenbar nur in Dörfern, wo Eigenständigkeit und eigene Initiative als Lebensform bereits Tradition geworden ist.

In der Dorfschule alten Stils haben die Lehrer - meist in der Weihnachtszeit - mit ihren Schülern ein Theaterstück aufgeführt. Seit der Einführung der Verbandsschulen, die eine Verteilung der einzelnen Schülerjahrgänge auf die Schulen der umliegenden Gemeinden mit sich brachte, kommt jedoch auch unter den Schulkindern keine dorfinterne Spielgruppe mehr zustande.

Wenn eine gemeinsame Aktivität der Dorfkinder und -jugendlichen möglich ist, dann meist unter der Leitung des Ortsgeistlichen. Dem Pfarrhaus kommt (auch weiterhin) eine dominierende Stellung im Dorfleben zu, da zu den Aufgaben des Pfarrers nicht nur der Vollzug kirchlicher Handlungen und die Erteilung des Religionsunterrichts in den Schulen gehört. Auch Schüler- und Jugendgruppen werden in jedem der untersuchten Dörfer von Pfarrern geleitet. In evangelischen Gemeinden übernimmt meist die Pfarrfrau diese Aufgabe. Sie entlastet dadurch nicht nur ihren Mann, sondern stellt häufig den Kontakt zur Jugend her, der ihrem Mann - etwa aufgrund des beachtlichen altersmäßigen Abstandes - nicht möglich wäre. In katholischen Orten ist die Bindung der Jugendlichen an den Ortsgeistlichen im allgemeinen weniger stark ausgeprägt, es sei denn, ein weltoffener junger Pfarrer versteht es, mit den Burschen und Mädchen umzugehen.

Es muß jedoch betont werden, daß die Jugendlichen vorwiegend im Alter zwischen 14 und 16 bzw. 17 Jahren den Kontakt zum Ortsgeistlichen aufrechterhalten. Die älteren Burschen und Mädchen haben die Möglichkeit, sich bei Tanzveranstaltungen außerhalb des Dorfes zu amüsieren. Sie sind also weniger auf gesellige Zusammenkünfte angewiesen, die vom Pfarrhaus aus organisiert werden. Der kirchlichen Gruppenarbeit kommt deshalb in einer späteren Altersstufe nur mehr beschränkte Bedeutung zu.

Es soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß es den evangelischen Pfarrern auch schon nach der Jahrhundertwende nicht möglich war, die der Christenlehre Entwachsenen zur Teilnahme an den Zusammenkünften im Pfarrhaus zu bewegen. (Vgl. Ullstadt, PfB. S. 255, Hellmitzheim, PfB. S. 156, Nenzenheim, PfB. S. 55.)

Der persönliche Kontakt der Parochianen zum Pfarrhaus wird auch durch das traditionelle Schenkwesen aufrechterhalten. Zwar haben die Naturalgeschenke - die ursprünglich als ein Teil der Entlohnung sowohl des Pfarrers als auch des Lehrers gesetzlich verankert waren - an Bedeutung verloren. Jedoch scheinen die wenigen Schenktermine, etwa einmal jährlich eine Schlachtschüssel, Kücheln zur Kirchweih, Gebäck bei größeren Hochzeiten oder Taufen, von so ziemlich allen Familien der Pfarrei beachtet zu werden. Unterschiede zeigen sich jedoch in der Menge der Naturalien.

In vielen evangelischen Gemeinden meldet die Mutter persönlich ihre Kinder zum Präparanden- bzw. Konfirmandenunterricht an. Die traditionellen Geschenke wie Schmalz, Eier, Mehl sind zwar häufig abgekommen, doch nimmt der Pfarrer diese Gelegenheit bisweilen noch heute zum Anlaß, die Frauen zu einem geselligen Nachmittag bei Kaffee und Kuchen einzuladen. In Ullstadt war diese Gepflogenheit allerdings nicht eingeführt (Ullstadt, Pfb. S. 243). In Bergen wird die Einladung heute kurz vor der Konfirmation ausgesprochen.

Die Geschenke an den Lehrer sind dagegen sehr selten geworden. (Häufig erhält er die Gaben auch nicht in seiner Funktion als Lehrer, sondern für private Beratung und Schreibtätigkeit.) Durch das Verbandsschulwesen hat der Lehrer seine zentrale Stellung im Dorf eingebüßt. Schließlich kommen nicht mehr alle Kinder zu ihm in den Unterricht, da er nur eine Klassenstufe mit Schülern aus mehreren Dörfern unterrichtet. Der persönliche Kontakt zu vielen Familien im Dorf schwindet.

War es früher üblich, daß der Lehrer zu Schulbeginn von allen Müttern der Erstkläßler Eier oder anderes geschenkt bekam, so erhält er die Spende heute nur von den im Dorf wohnenden Familien - wenn er zufällig eine erste Klasse unterrichtet. Auch "Metzelsuppe" bzw. "Schlachtschüssel" würden die Eltern nicht in ein oder mehrere Nachbardörfer bringen, wenn ihre Kinder - wie das häufig der Fall ist - auf Schulen in verschiedenen Gemeinden "verteilt" sind. (In vielen Fällen kennen die Eltern gar nicht die Lehrer ihrer Kinder.) Naturalgeschenke, die der Dorflehrer zur Zeit des alten Schulsystems an bestimmten Terminen mehr oder weniger regelmäßig von den Eltern aller schulpflichtigen Dorf Kinder erhielt - aber auch von Leuten "die gerade keine Kinder in der Schule hatten" (Umä) - bekommt er jetzt nur noch

von ortsansässigen Schülern seiner Klasse.

Der verminderte Kontakt des Lehrers zur Dorfbevölkerung - der auch im Wandel des Schenkwesens zum Ausdruck kommt - und damit seine reduzierte Möglichkeit zur Einflußnahme auf das Dorfgeschehen, sind jedoch nicht nur Ausfluß des Verbandsschulwesens. Die Aufhebung der Residenzpflicht hatte zur Folge, daß in manchen Schulorten gar kein Lehrer mehr wohnt. Beispielsweise fährt die in Untermässing unterrichtende Lehrerin täglich von ihrem Wohnort Nürnberg aus in den Schulort. Nach dem Unterricht verläßt sie das Dorf. Die allgemein größere Mobilität ließen das Interesse des Lehrers am Dorfgeschehen schwinden.

Doch wird auch die Aktivität eines Lehrers gern aufgegriffen, wenn er bereit ist, sich im Dorfleben zu engagieren. Der Lehrer von Grafenberg/HIP organisierte beispielsweise einen Fußballverein, der heute die Jugendlichen auch der umliegenden Gemeinden zusammenführt. In Ochsenfeld ist der Lehrer maßgeblich an der Gestaltung des Faschingszugs beteiligt.

Das örtliche Pfarrhaus erfährt durch das häufig bezeugte Desinteresse des Lehrers am Gemeindegesehen eine Bedeutungssteigerung. Kulturelle Aktivitäten und Innovationen gehen heute häufig allein vom Pfarrhaus aus, und zwar nicht nur auf dem Bereich des kirchlichen Brauchtums. Allerdings nimmt auch hier das evangelische Pfarrhaus eine vorrangige Stellung ein, da nicht nur der Pfarrer allein einen Wirkungsbereich hat, sondern auch seine Frau und die Kinder das Dorfleben beeinflussen. In Bergen kommt beispielsweise die Anregung zur Feier des Kindergeburtstages vom Pfarrhaus. Nachdem die Pfarrfrau zum Geburtstagsfest ihrer Töchter einige etwa gleichaltrige Mädchen eingeladen hatte, veranstalteten auch andere Mädchen anläßlich ihres Geburtstags eine kleine Feier.

Sowohl in Schwimmbach als auch in Bergen wurde der traditionelle Kirchenschmuck am Konfirmationsfest durch die Einflußnahme der Pfarrfamilien abgeschafft. Girlanden aus Fichtenreisig, mit rosa und weißen Papierblüten verziert, die über Bankwangen, Empore, Altar und sogar das Kriegerdenkmal rankten, wurden durch wenige Gestecke aus natürlichen Blumen ersetzt. Die Dorfbewohner waren dieser Neuerung angeblich nicht abgeneigt, da das Winden meterlanger Girlanden den Frauen und Mädchen aus den Familien der Konfirmanden viel Mühe machte und Zeit kostete. Fichtenbäum-

chen als Schmuck am Weg vom Pfarrhaus zur Kirche sowie am Kirchenportal werden dagegen weiterhin aufgestellt.

Der Grad der Einflußnahme auf Jugendliche, aber auch auf die übrige Dorfbevölkerung - vor allem im Hinblick auf die Förderung sozialer und kultureller Aktivitäten - ist recht unterschiedlich und wird zum großen Teil von der Persönlichkeit des Lehrers oder Pfarrers abhängen. Das Bedürfnis der Jugendlichen nach gemeinsamen Unternehmungen verschiedenster Art unter Anleitung eines sozialen Führers ist - wie immer wieder betont wird - vorhanden. Doch wirken unterschiedliche Lebensauffassungen bei "Geführten" und "Führern" oft hemmend auf eine wirksame Zusammenarbeit.

2. Gruppierungen

Verwandtschaft

Der Einblick in innerfamiliäre Verhältnisse ist dem Explorator bei der dargestellten Art der Materialgewinnung nicht möglich gewesen. Doch können soziale Interaktionen im Kreis der Verwandtschaft aufgezeigt werden, die durch die Sitte festgelegt sind. In den untersuchten Dörfern herrscht die Drei-Generationen-Familie vor. Beachtlichen Einfluß übt auch heute noch die Großmutter auf das Verhalten der Familienangehörigen aus. Als sittenwahrende Kontrollperson spielt sie eine nicht unbedeutende Rolle letzten Endes auch für das Verhalten eines Großteils der gesamten Dorfbevölkerung. Sie macht es sich zur Aufgabe, das religiöse Wissen der Enkel zu überprüfen und achtet darauf, daß sie am Gottesdienst teilnehmen und zum Sakramentenempfang gehen. Auch auf die Einhaltung der Trauerzeit - versinnbildlicht durch das Tragen schwarzer Kleidung - dringt sie häufig bei ihren Töchtern und Schwiegertöchtern. Vor allem aber werden von den älteren Frauen die durch Tradition bestimmten sozialen Beziehungen aufrechterhalten.

Als regelmäßig wiederkehrender Trefftermin für einen großen Teil der Verwandtschaft gilt in den evangelischen Dörfern beider Untersuchungsgebiete die Kirchweih. Allerdings hat sich bei den Protestanten die Gepflogenheit eingebürgert, daß die Gäste erst am Nachmittag des Kirchweihfestes erscheinen. "Man hat die Leute nicht mehr", die nötig sind, um das Mittagessen für eine große Besucherzahl zu kochen; "aber zum Kaffee, da dürfen sie kommen, und sollen sie kommen" (Ull).

Für die Katholiken des Südgebiets gilt das jeweilige Patroziniumsfest der Pfarrkirche oder aber das dörfliche Bruderschaftsfest als Trefftermin. Doch ist es in den katholischen Dörfern Sitte, daß die Besucher bereits am Morgen eintreffen, um am Festgottesdienst teilzunehmen. Die Gäste bleiben den ganzen Tag im Dorf und besuchen sogar nach dem Mittagessen den Nachmittagsgottesdienst gemeinsam mit ihren Gastgeber.

Vor allem die Ereignisse im Lebenslauf eines Menschen führen einen großen Teil der Verwandtschaft zusammen. Gegenwärtig treffen sich die Verwandten nicht nur zur Hochzeit oder aber bei den Beerdigungsfeierlichkeiten eines der ihren. Heute wird in vielen Familien auch das Tauffest zum Anlaß genommen,

wenigstens den engeren Kreis der Verwandtschaft einzuladen.

Da bei der Geburt eines Kindes meist ein Verwandter gebeten wird, die Patenschaft zu übernehmen, ist das Verhältnis zwischen Paten und Patenkindern geeignet, Aussagen über soziale Beziehungen auf verwandtschaftlicher Basis zu treffen.

Vom seelsorgerischen Standpunkt aus betrachtet mußte das Patenwesen - wohl wegen seiner Veräußerlichung - auf Kritik stoßen. So ist in der Berger Pfarrbeschreibung zu lesen: "Es wäre zu wünschen, daß gar manche Paten nicht meinten, die Summe ihrer Patenpflichten nicht damit erschöpft zu haben, wenn sie ihren Patenkindern zum Konfirmationstage Geschenke geben; an Vermahnung zum Herrn könnte leicht mehr geschehen zu der Kinder Heil und Frommen" (Bergen, PfB. S. 305).

Das hier kritisierte Schenkwesen beschränkt sich jedoch nicht nur auf das Konfirmationsfest, und das Schenkwesen an sich wird nicht nur vom Pfarrherrn kritisiert. Auch die Paten selbst empfinden es häufig als lästig. Im Südgebiet, wo der Sitte gemäß zwei verwandte Ehepaare die Vereinbarung treffen, bei den zu erwartenden Kindern gegenseitig die Patenschaft zu übernehmen, finden bisweilen Absprachen bezüglich der Schenktermine statt. So vereinbarten beispielsweise zwei wohl situierte Elternpaare, ihren Patenkindern zum Geburtstag keine Geschenke zu senden. So ein Abkommen beweist, wie wenig "bindend" Schenktermine letzten Endes sind.

Generell kann jedoch festgestellt werden, daß der Ostertermin weitgehend beachtet wird. Außer gefärbten Eiern erhalten die Patenkinder Osterhasen, die früher aus Zucker oder Teig hergestellt waren; heute sind diese Hasen meist aus Schokolade geformt.

Ein Wandel ist in der Art der Geschenke zum Jahreswechsel eingetreten. Bis zum Ersten Weltkrieg galten Marzipanstücke als obligate Neujahrsgeschenke. Für Mädchen war ein derartiges Exemplar "herzförmig ausgearbeitet und mit einer Figur aus Zuckerguß, welche eine Spinnerin darstellte, verziert. Für Buben gab es ein rundes Stück Marzipan, auf welchem eine Reiterfigur abgebildet war".¹²³⁾ Doch scheinen diese traditionellen Geschenke im Nordgebiet früher abgekommen zu sein als im Südgebiet, denn hier erinnern sich erheblich mehr Gewährsleute an diese Zuckerstücke als im Norden. Inzwischen wurde die Neujahrsgabe von einem Weihnachtsgeschenk abgelöst. "Man

schenkt, was man gerade braucht" (Amh). Die Patenkinder erhalten Spielzeug oder Bekleidungsstücke. Oft äußern sie selbst Wünsche.

Diese Geschenksitten finden beim Konfirmationsfest ihren Abschluß. Zu diesem Anlaß kauft das Patenehepaar das Gesangbuch, eine Uhr für Buben und Schmuck für Mädchen. Wohlhabende Paten lassen es sich nicht nehmen, auch die Kleidung für dieses Fest zu bezahlen. Als Gegenleistung begab sich früher das Patenkind zum "Abbitten" zu den Paten. Die Dankesworte für erwiesene Mühe und Betreuung waren in Versform gekleidet. Das Patenkind lernte diesen "Dankspruch" auswendig, um ihn vortragen zu können. ¹²⁴⁾

In den katholischen Orten des Südgebiets ließen sich keine festumrissenen Schenkverpflichtungen der Paten ihren Patenkindern gegenüber ermitteln. Doch weiß man in den grenznahen Dörfern zu berichten, daß die Paten "im Luther", also im evangelischen Gebiet, zur Taufe "und auch sonst" mehr schenken (Umä). Die Bemerkung einer katholischen Frau, ihre Mutter habe nach dem dritten Kind einen zweiten Paten gewählt, um die Last der Patenpflichten zu verteilen, zeigt aber, daß selbst einige Katholiken die Patenschaft als belastend empfinden. Und das, obwohl die katholischen Taufpaten "nichts Besonderes" schenken, sondern höchstens anläßlich eines Besuchs für die Kinder etwas mitbringen (GHöb, Umä, Ems, Mant).

Die unklaren und widersprüchlichen Aussagen liegen in der Tatsache begründet, daß die Katholiken nicht nur einen Taufpaten, sondern auch einen Firmpaten wählen. Die menschlichen Beziehungen beider Paten zum Patenkind sind individuell verschieden stark ausgeprägt. In diesem Bereich greifen also nicht nur die Absprachen der Familien, die auf der Basis der Gegenseitigkeit stattfinden, in das Normensystem ein. Auch das unterschiedliche, auf Sympathie begründete Verhältnis des Patenkindes zum Paten erschwert die Ausprägung eines rein auf Tradition beruhenden Schenkwesens.

Häufig hört man, der Taufpate überreicht seine Geschenke bis zum Schuleintritt des Patenkindes; andere Versionen lauten, er schenke "bis er die Augen schließt" (Ochs), also bis zu seinem Tod. Manche Firmpaten wiederum fühlen sich ihren Firmlingen gegenüber sehr verbunden und geben ihnen "noch lange Zeit" nach der Schulentlassung kleine Geschenke (Mant), während beispielsweise in Ochsenfeld die Regel gilt, daß der Firmpate sein Patenkind (nur) bis zum Ende der Schulzeit an Allerseelen mit einem "Spitzweck", einem

zopfförmigen Hefengebäck, erfreut und ihm zu Lichtmeß einen Wachsstock überreicht.

Die Geschenke zur Firmung selbst sind jedoch im ganzen katholischen Bereich durch die Tradition festgelegt. Gehörte früher zu den obligaten Präsenten der Rosenkranz und das Gebetbuch - wohlhabende Paten kauften überdies vielleicht noch eine Uhr - so sind heute Fotoapparate, Fahrräder oder Plattenspieler beliebte Geschenke. Der Taufpate hingegen stellt sich zur Kommunionfeier mit einem Präsent ein. Im Eichstättischen galt das postkartengroße Bild vom Namenspatron des Patenkindes als traditionelles Geschenk.

Zur Hochzeit des Patenkindes tun sich sowohl evangelische als auch katholische Paten mit einem wertvollen Geschenk, etwa einem Speise- oder Kaffeeservice hervor. Sie erfreuen sich an diesem Tag einer besonderen Ehrenstellung und nehmen beim Hochzeitsmahl in der Nähe des Brautpaares Platz. Beim Tod des Paten legt das Patenkind einen gekauften Kranz aufs Grab.

Die genannten Unterscheidungsmerkmale protestantischen und katholischen Patenschaftswesens sind nicht geeignet, "verbindlich" Auskunft über die Intensität verwandtschaftlicher Beziehungen zu geben. Diese Interaktionen vollziehen sich - trotz des durch Tradition und Sitte gesetzten Rahmens - vorwiegend im individuellen Entscheidungsbereich, der auch von Zuneigung oder Abneigung bestimmt wird.

Unterschiede in den verwandtschaftlichen Beziehungen lassen sich jedoch auf regionaler Ebene nachweisen. Bei den Erhebungen konnte nämlich festgestellt werden, daß für die vorbereitenden Arbeiten bei festlichen Anlässen - vor allem zum Konfirmations- und Hochzeitsmahl - im Südgebiet die Verwandten zu Hilfe gebeten werden, selbst wenn sie nicht im gleichen Dorf wohnen, während im Nordgebiet die Nachbarn für diese Arbeiten "zuständig" sind.

Diese Tatsache bringt nicht nur einen unterschiedlichen Grad sozialer Interaktionen im Kreis der Verwandtschaft zum Ausdruck, sondern sie zeugt auch von einem regional unterschiedlichen Aufgabenbereich der Nachbarschaft.

Nachbarschaft

Zunächst soll die Einstellung der Bewohner beider Untersuchungsgebiete zum Nachbarschaftswesen an sich gezeigt werden. Mit dem Begriff "Nachbarschaft" verbindet sich im allgemeinen die Vorstellung von nachbarschaftlicher Hilfeleistung. Sie wird mit den Worten ausgedrückt: "Das sind doch unsere Nachbarn, da muß man doch helfen" (Umä). Aber die Hilfe wird nur bei sehr wenigen Anlässen angeboten. Man ist sich wohl kaum im klaren, wie wenig "belastbar" das Nachbarschaftsverhältnis tatsächlich ist. Nach dem Motto: "Notfälle brechen Feindschaften"(Ochs) erklärt man sich zwar dazu bereit, "im Ernstfall immer" (Ems), "wenn es unbedingt sein muß" (Schw) zu helfen, doch geben die Antworten keine Auskunft über die Festigkeit des Gefüges.

Auf die Bitte um konkrete Beispiele für diese "Notfälle" werden kurzfristige Hilfeleistungen bei Stall- und Feldarbeiten genannt, wenn ein Mitglied der Nachbarsfamilie erkrankt ist. Im übrigen wird spontane Hilfe nach Brandkatastrophen geleistet. "Da laufen sie dann alle zusammen" (Ull). In diesem Fall seien nicht nur die Nachbarn bereit, den Viehbestand des Geschädigten - soweit möglich - auf ihre eigenen Ställe zu verteilen. Es bieten mehr oder weniger alle Dorfbewohner in irgendeiner Weise ihre Hilfe an. Futterspenden werden sogar von Bewohnern aus umliegenden Dörfern geschickt.

Des weiteren wird Bauhilfe als häufigste Form der nachbarschaftlichen Zusammenarbeit genannt. Doch stellte sich heraus, daß die Hilfe beim Hausbau ihren verpflichtenden Charakter verloren hat. Während früher in vielen Fällen jeder Hausbesitzer durch Handlangerdienste oder Fuhrleistungen am Baufortgang beteiligt war, kommt dieser spontanen, allgemeinen Hilfe heute wenig Bedeutung zu. Das System der nachbarschaftlichen Bauhilfe hat durch den Umstand, daß viele Dorfbewohner nicht mehr in der Landwirtschaft und damit nicht mehr im Wohnort tätig sind, eine Änderung erfahren müssen. "Von den Nachbarn kriegst ja keinen mehr, es ist ja keiner mehr im Dorf" (Amh). Angeblich ist die ehemals unentgeltliche Hilfe der Nachbarn beim Hausbau nicht mehr so wichtig, da sich in den letzten Jahren die wirtschaftliche Situation der Dorfbewohner verbessert hat.

Doch spielt die Eigenleistung am Bau in ländlichen Gebieten nach wie vor eine große Rolle, zumal die kleineren und damit billigeren Baufirmen ganz auf ungelernte Handlanger eingestellt sind. Aus diesem Grund wird der Kreis

der Nachbarn durchbrochen, Bauwillige suchen sich im Dorf Helfer, "die das Bauen auch vorhaben" (Nenz). So unterstützt man sich auf der Basis gegenseitiger Leistungen. Der Helfende notiert die Zahl seiner Arbeitsstunden und erhält, sobald er selbst Handlangerdienste des beim Bau Unterstützten beansprucht, stundenmäßig die gleiche Arbeitsleistung zurück. Andere Dorfbewohner, die für Handlangerdienste am Bau gerade Zeit haben, selbst jedoch in abschbarer Zeit keine Gegenleistungen von der unterstützten Familie benötigen, erhalten finanzielle Entlohnung. Doch ist gerade beim Hausbau auch die Mithilfe der Verwandtschaft entscheidend.

Wen empfinden die Bewohner der Untersuchungsgemeinden nun aber tatsächlich als "Nachbarn"? Die Zahl der Häuser, die zur "Nachbarschaft" gerechnet werden, läßt sich aufgrund der das Nachbarschaftswesen kennzeichnenden Schenksitten ermitteln.¹²⁵⁾ Dabei stellt man fest, daß in beiden Untersuchungsgebieten nicht generell eine bestimmte Zahl von Häusern genannt wird. Bezeichnet man in den Dörfern des südlichen Untersuchungsgebiets durchschnittlich 2 - 4 Häuser, denen man bei Familienfesten eine Kuchenkostprobe schickt, erhalten im Nordgebiet bei den gleichen Anlässen 5 - 7 Häuser ein "Bündel". (Dort wird ein Teller mit dem Gebäck in eine große Serviette geschlagen und wie ein Bündel getragen.) "Kleine" Leute rechnen jedoch im Nordgebiet ebenso wie im Südgebiet nur 1 - 2 Häuser zu ihrer Nachbarschaft. In Dörfern mit ausgeprägtem Nachbarschaftswesen beziehen jedoch auch geringer bemittelte Bewohner etwa 4 Häuser in diesen Kreis ein. Andererseits bezeichnen "große" Bauern des Südgebietes 5 - 6 Häuser, die als "nächste" Nachbarn empfunden werden. Die Anzahl der zur Nachbarschaft gerechneten Häuser ist also in beiden Untersuchungsgebieten unterschiedlich groß, jedoch wird generell im Nordgebiet eine höhere Zahl genannt.

Aber nicht allein die Größe des Kreises der Beschenkten ist ausschlaggebend. Über die Intensität des Kontaktes bzw. der Kontaktwilligkeit sagt auch die Art der Geschenke etwas aus. Als Beispiel sei die Gepflogenheit genannt, nach der Hausschlachtung frisches Fleisch bzw. Würste oder Fleischbrühe an Familien zu verschenken, mit denen man in besonders engem Kontakt steht.¹²⁶⁾

In einer Familie in Emsing verschenkt man weder Fleisch noch Wurst. Die

überflüssige Wurstbrühe verfüttert man den Schweinen. Früher holten sie die Fluchtlinge. In Ullstadt tauschen zwei Familien der ärmeren Bevölkerungsschicht an "ihrem" Schlachttag zwar Wurstbrühe aus, doch legen sie keine Wurst dazu. Die Begründung lautet: "Man kann es sich besser einteilen, wenn man nichts weggeben muß!" (Ull). In einem mittleren Anwesen in Nenzenheim werden Schlachtschüsseln an eine verwandte Familie, an Bekannte und an "die" Nachbarn geschickt. Allerdings unterscheiden sich die einzelnen Schlachtschüsseln in ihrer Reichhaltigkeit, wobei die bescheidenste Ausstattung in Wurstbrühe mit einer Wurst besteht. Die üppigste Form der Schlachtschüssel enthält neben Kraut auch rohes und gekochtes Fleisch sowie verschiedene Wurstsorten.

Im Gegensatz zu regelmäßig wiederkehrenden Ereignissen wie der Hauschlachtung tragen Schenkssitten bei besonderen Familienereignissen andere Kennzeichen. Der Charakter der Gegenseitigkeit ist nur teilweise gegeben, da die Ereignisse im Lebenslauf nicht in festgesetzten Intervallen auftreten. Man kann sich also nicht mit gleichen Geschenken "revanchieren". Häufig läßt sich im Schenkwesen anlässlich der Feste des Lebenslaufs ein gewisses Prestigebedürfnis erkennen. Der sonst festgesteckte Rahmen der durch gegenseitiges Schenkwesen verbundenen Nachbarshäuser wird in diesem Falle überschritten und ein größerer Kreis von Familien einbezogen. Bei solchen Anlässen sind auch Unterschiede in den verteilten Gebäcksorten festzustellen. Weniger begüterte Familien tragen ihre Geschenke nicht nur in eine kleinere Zahl von Häusern als wohlhabende Dorfbewohner. Sie verteilen auch weniger kostspielige Backwaren, etwa Guglhupf, Streuselkuchen und Hörnchen, während "die Großen" diesen Gebäcksorten noch Kostproben von Obstkuchen und Torten hinzufügen.

Die traditionellen Schenkgewohnheiten beim Anlaßbrauchtum erteilen jedoch nicht nur Auskunft über den sozialen Status des Schenkenden, sondern sie geben auch Einblick in den Grad der sozialen Integration bestimmter Familien ins Dorfleben. An den Häusern der "Dorfarmen", soweit sie nicht ein Gemeindeamt bekleideten, gingen die Schenkenden bisweilen vorüber, ohne eine Kostprobe der Festgebäcke abzuliefern.¹²⁷⁾ Heute werden vor allem die Bewohner neuer Häuser außerhalb des alten Dorfkerns nicht in das Schenkwesen einbezogen. Beispielsweise brachte die Tochter eines Bauern, die in einem Neubau außerhalb des alten Dorfkerns wohnt, bei der Hochzeit ihrer

eigenen Tochter zwar Kuchenbündel in die Nachbarhäuser ihres Elternhauses jedoch nicht zu ihren neuen Nachbarn, weil diese Sitte da "nicht eingeführt" ist (Hell).

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Verteilung von Naturalgeschenken ihren verpflichtenden Charakter verloren hat. Mit zunehmendem Wohlstand legten sich viele Familien Gefriertruhen zu, die das ganze Jahr über die Möglichkeit bieten, Frischfleischgerichte auf den Tisch zu bringen. Die Schlachtschüssel als Kriterium für Schenksitten besitzt überdies nur noch für einen Teil der Dorfbevölkerung Geltung, weil inzwischen auch Haushalte in den Dörfern entstanden sind, die keine Hausschlachtung vornehmen.

Auch kann sich heute jede Familie wenigstens am Wochenende Kuchen leisten, so daß der bei Familienfesten verteilte Kuchen seinen Seltenheitswert verloren hat und das Geschenk v. a. als Zeichen nachbarlicher bzw. freundschaftlicher Verbundenheit gewertet wird. Der allgemeine Wohlstand führt also zu einem Abbau des nachbarschaftlichen Schenkwesens, ein Prozeß, der - wie es scheint - momentan noch von den der Tradition verbundenen älteren Frauen verzögert wird.

Andererseits aber verursacht gerade der genannte Wohlstand eine Ausbreitung des Schenkwesens, was oft als übertrieben empfunden wird. Beispielsweise bekommen neuerdings im Südgebiet Kommunionkinder kleine Präsente von den Nachbarn. Als "Gegengeschenk" erhalten die Nachbarn auf einem Teller einige Kuchenstücke. In Kleinhöbing wird der Nachbar zum Leichenschmaus geladen, wenn er sich durch eine Blumenspende besonders hervortut. Auch hier ist ein neuer Bereich nachbarschaftlichen Schenkwesens im Entstehen. Der Wohlstand führt also zu Neubildungen und Ausweitungen im Schenkwesen auf der einen Seite, während er andererseits eine Auflösung der traditionellen Formen zur Folge hat.

Nachbarschaftliches Engagement wird vor allem bei Todesfällen als verpflichtend empfunden. Da nur noch in wenigen Dörfern eine Leichenfrau wohnt, finden sich vor allem die Nachbarn ein, um den Toten zu waschen und aufzubahren. Auch sind es die Nachbarn, die - neben den Verwandten - den Verstorbenen ins Leichenhaus geleiten. Zu der im Südgebiet üblichen Leichenwache erscheinen bzw. erschienen die Nachbarn.

Nach den Sargträgern befragt, nannten alle Gewährsleute spontan "die Nachbarn". "Das Sargtragen ist Ehrensache" (Schw). Auf die Frage, ob auch ein Nachbar, der außerhalb des Dorfes beschäftigt ist, sich einen halben Tag beurlauben ließe, um das Amt des Sargträgers zu übernehmen, lautet die Antwort: "Na, an solchn fragt man doch gar net erst, da geht man doch gar net hin" (KHöb). Wegen der vielen Pendler, die am Morgen das Dorf verlassen und erst abends wieder heimkehren, wird es immer schwieriger, Sargträger zu finden. "In einem besonders tragischen Fall bliebe wohl auch ein Arbeiter zuhause" (Schw). Doch "läuft man oft das halbe Dorf ab, bevor jemand daheim ist" (Berg).

In den Dörfern des Nordgebietes legen viele Frauen vier bis sechs Wochen lang Trauerkleidung für einen verstorbenen Nachbarn an. Doch ist diese Sitte im Schwinden begriffen. Hier ist es auch üblich, die Nachbarn gemeinsam mit den Sargträgern zum Leichenschmaus einzuladen. Diesen Leichenschmaus wiederum bereiten Nachbarsfrauen vor.

Wie bereits angedeutet wurde, helfen im Nordgebiet die Nachbarn - man bittet zwei bis drei Frauen - auch bei Festvorbereitungen. Früher waren Nachbarinnen beispielsweise an dem der Hochzeit vorausgehenden "Einzugstag" beim Einräumen der Wohnung der Brautleute behilflich. (Im katholischen Südsgebiet war dafür vor allem die Näherin zuständig. In protestantischen Dörfern halfen die Freundinnen der Braut.) Doch ist man inzwischen auch im Nordgebiet darauf bedacht, die Hilfe der Nachbarn weniger in Anspruch zu nehmen - und natürlich sich selbst auch Arbeitserleichterung zu verschaffen. Aus diesem Grund feiern manche Brautpaare die Hochzeit nicht mehr zu Hause sondern im Gasthaus. So brauchen u. a. aus den Nachbarhäusern nicht mehr Porzellan und Besteck, Tische und Sitzmöbel entliehen zu werden.

In beiden Untersuchungsgebieten sind die Nachbarn üblicherweise zur Hochzeitsfeier geladen, allerdings finden sie sich erst am Abend ein. Bei einer Wirtshaushochzeit im katholischen Südsgebiet gelten nicht nur die Nachbarn, sondern alle Dorfbewohner als Gäste.

Findet die Hochzeit im Haus statt, so wird sie nach dem Abendessen häufig ins Wirtshaus "verlegt", damit alle am Tanz teilnehmen können. In evangelischen Orten werden die Nachbarn eigens zum Abend eingeladen. Doch ist das keine verpflichtende Sitte. Der Kreis der Geladenen hängt von der "Grö-

ße" der Hochzeit ab.

Der Tauschmaus findet im allgemeinen im Familienkreis statt. Lediglich in einigen Häusern in Nenzenheim werden Frauen und Kinder aus den Nachbarhäusern dazu eingeladen. In Hellmitzheim ist diese Gepflogenheit bereits nach dem Krieg abgekommen.

Der Grad sozialer Interaktionen auf nachbarschaftlicher Basis ist jedoch auch von der Dorfgröße abhängig. In kleineren Dörfern, wie etwa in Schwimbach und Neundorf, werden häufig alle Häuser in das nachbarschaftliche Schenkwesen einbezogen. Zur Hochzeitsfeier der Wirtstochter von Kleinhöbing wurde aus jedem Haus des Dorfes ein Gast geladen. In den kleinen katholischen Dörfern kam noch vor kurzem aus jedem Haus mindestens eine Person zur Leichenwache ins Trauerhaus. Ein Familienereignis kann in einem kleinen Dorf also leicht den Charakter eines "Dorfereignisses" annehmen. Doch wäre es verfehlt, aus diesem Sachverhalt den Schluß zu ziehen, daß in diesen kleinen Dörfern engere menschliche Kontakte vorherrschend sind. In Neundorf werden beispielsweise durch das Schenkwesen persönliche Differenzen und Konflikte zwischen der erweiterten und auch der nächsten Nachbarschaft überbrückt bzw. verschleiert.

Allgemein fällt auf, daß das Nachbarschaftswesen im Nordgebiet stärker traditionellen Formen verhaftet ist als im Südgebiet. In Mantlach entwickelten sich die nachbarschaftlichen Kontakte so schwach, daß die Bewohner in diesem Dorf schon vor einigen Jahren eine besondere Regelung für das Sargtragen treffen mußten. In der ähnlich strukturierten Gemeinde Neundorf scheinen auf diesem Gebiet bis heute keine Schwierigkeiten aufzutreten, da sich die Nachbarn weiterhin zum Sargtragen verpflichtet fühlen.

Anstelle des Wortes Nachbarschaft tritt im Südgebiet häufig die Spezifizierung "gute Bekannte". Man sucht sich also den Verkehrskreis eher nach selektivem Prinzip. Auf die Frage nach Hilfeleistungen der Nachbarschaft lautet hier die typische Antwort: "Wenn in der Verwandtschaft keiner in Frage kommt, dann helfen die Nachbarn" (KHöb). Um die Hilfe der Nachbarn bittet man, "wenn man ganz gut bekannt ist" (Mant, ebenso Ems). Man steht der Nachbarschaft auf lokaler Basis also distanzierter gegenüber als im Nordgebiet.

Burschenschaft

Während die sozialen Interaktionen des Nachbarschaftswesens durch lokale Gegebenheiten bedingt sind, wird in der Burschenschaft eine bestimmte Altersgruppe der Bewohner des gesamten Ortes erfaßt.

Als Trägerschicht des dörflichen Festbrauchs zählen die Burschen zu den maßgebenden Gruppen, die die Lebensform einer Gemeinde mitbestimmen. Vor allem die weltlichen Feste im Jahreslauf werden - soweit sie nicht rein rechtlicher Natur sind, wie etwa der Grenzumgang - von den Dorfburschen durchgeführt.

Da in beiden Untersuchungsgebieten die Gruppe der ledigen männlichen Jugend nicht institutionell korporiert ist, umfaßt der Begriff "Burschenschaft" oder "die Burschen des Dorfes" nicht alle ledigen jungen Männer der Gemeinde, die der Schulpflicht entwachsen sind. Zwar kann auf den Begriff "die Burschen" nicht verzichtet werden, doch muß man sich darüber im klaren sein, daß in jedem Dorf auch weniger aktive, von sich aus schüchterne oder aus irgendeinem Grund "ausgestoßene" Burschen leben, die zwar wegen ihres Alters zu den Burschen gezählt werden, von denen aber nicht die Rede ist, wenn Gewährsleute erzählen, "die Burschen" organisieren dies oder jenes. Differenziertere Antworten lauten: "Die Burschen, das sind die, die sonst auch überall dabei sind" (Berg). Es handelt sich also lediglich um eine Gruppe von aktiven Burschen. Dabei muß beachtet werden, daß zwei Arten der Aktivität in diesem Fall zu unterscheiden sind. Beispielsweise kann ein Bursche, der in der Burschenschaft als Außenseiter gilt, Aktivitäten auf kulturellen Bereichen entwickeln - etwa als Musiker in einer Instrumentalgruppe, die außerhalb des Dorfes ihre Zusammenkünfte abhält. Im folgenden soll jedoch nur von jenen Burschen die Rede sein, die anlässlich der Gestaltung brauchtümlicher Handlungen im Dorfleben Aktivität entwickeln.

Allerdings gibt es auch unter der Trägerschaft der dörflichen Festbräuche Burschen, die sich zwar gerne bereiterklären, an einer Aktion teilzunehmen, jedoch nur als "Mitläufer" zu bezeichnen sind, da sie selbst nie die Initiative ergreifen würden, sondern ihrerseits auf einen Initiator warten. Erst wenn ein oder mehrere Initiatoren vorhanden sind, ist mit dem Abhalten einer brauchtümlich festgelegten Handlung oder einem aus der Situation sich ergebenden Schabernack zu rechnen.

Beispiel: Mit meinem Mann beobachtete ich am Rosenmontag 1973 in Großhöbing das Faschingstreiben der Schulkinder. Bei dieser Gelegenheit fragten wir ein etwa 16jähriges Mädchen, warum sie mit ihren Altersgenossen nicht auch "Maschkara" gehe. Das Mädchen erklärte, ihre Altersgruppe treffe sich am Faschingsdienstag. Man habe jedoch noch nicht darüber gesprochen, ob man auch dieses Jahr herumziehen werde. Sie wisse also nicht, "ob morgen was zamgeht". Kurze Zeit darauf trafen wir das Mädchen wieder. Sie war auf dem Weg zu ihrer Freundin, der sie den Vorschlag unterbreiten wollte, am Dienstag einen Maskenumzug zu veranstalten! Richtig ausreden könne man das allerdings erst am Abend, wenn auch die Burschen zu Hause seien. (Die meisten von ihnen arbeiteten auswärts.) Den endgültigen Entschluß, ob die Großhöbinger Jugendlichen am Faschingsdienstag ein Maskentreiben abhalten, könnten wir am Abend beim Rosenmontagstanz im Markort Titting erfahren, wo wahrscheinlich "alle" hingehen. - Die Entscheidung war zu diesem Termin jedoch noch nicht endgültig gefallen, und selbst am Vormittag des Faschingsdienstag galt es noch nicht als sicher, ob die Jugendlichen maskiert zum "Eintragen" (Wurstsammeln) gehen würden. Sollte man sich im Verlauf des Vormittags dazu entschließen, so würde man etwa um 14.00 Uhr mit dem Umzug beginnen. Kurz vor 14.00 Uhr fanden wir uns wieder in Großhöbing ein. Die Jugendlichen waren noch etwas ratlos, doch als der rote Kadett eines Dorfburschen gesichtet wurde, hieß es: "Wenn der kommt, dann wird's doch was!" Und tatsächlich ließ sich nach kurzer Zeit eine Gruppe von Burschen und Mädchen maskiert auf der Straße sehen.

Zwar läßt sich nicht behaupten, daß das Faschingstreiben der Großhöbinger Jugend im Jahre 1973 nur aufgrund eines Anstoßes von außen stattgefunden hat. Sicher ist jedoch, daß einige Jugendliche (übrigens Mädchen!) unseren Besuch zum Anlaß nahmen, über Abhaltung oder Nicht-Abhaltung des Maskentreibens zu diskutieren. Das "Zustandekommen" der Brauchhandlung hing jedoch nicht von einer gemeinsamen Verabredung, sondern letztlich von der Teilnahmebereitschaft eines sozialen Führers unter den Brauchträgern ab. In Gesprächen mit Gewährspersonen kommt dieser Sachverhalt immer wieder in folgender Bemerkung bzw. Einschränkung zum Ausdruck: "Wenn die Burschen mögen" (dann stellen sie einen Kirchweihbaum auf oder ähnliches).

Aber selbst, wenn die Burschen bereit sind, einen termingebundenen Brauch durchzuführen, ist damit nicht gesagt, daß alle an den betreffenden Brauchkomplex geknüpften Brauchrequisiten und -elemente vorhanden sind.

Beispiel: Während des Umzugs in Großhöbing fanden sich unter den älteren männlichen Zuschauern bald Kritiker: Das "Peitschenschmalzen" der Treiber entsprach durchaus nicht ihren Vorstellungen, d. h. der Norm früherer Treiber und Zuschauer. Die Burschen, die ja den Umgang mit Peitschen nicht mehr gewöhnt sind, brachten kein lautes Schnalzen zustande. Früher habe man sich auf diese Aufgabe vorbereitet und das Peitschenknallen eigens für den Umzug geübt. (Hält man sich jedoch das kurzfristig geplante Faschingstreiben der Großhöbinger Jugendlichen vor Augen, so rufen diesbezügliche "Pannen" wohl kaum Verwunderung hervor.)

Bald fiel ein weiteres "Brauchdefizit" auf: Im Laufe des Umzugs registrierten die Großhöbinger voll Schreck, daß der "Bär" (eine Strohmaske) im Zug fehle. Bei dem Gespräch anwesende Männer hielten mit ihrem Spott über das Versehen nicht zurück und nahmen das Fehlen des Bären im Maskenzug zum Anlaß, (wieder einmal) über die Interessenlosigkeit der "heutigen" Burschen zu lästern. (Die im Zug anwesenden Mädchen wurden nicht zur Kenntnis genommen, also auch nicht in die Rüge einbezogen!)

Die Gruppe der Maskierten wollte die "Besucher aus München" für dieses Manko jedoch entschädigen und versprach, am Abend im Gasthaus, wo man den Umzug zu beenden gedachte, den Fasching zu "begraben". Bevor man um Mitternacht auseinandergeht, wird das Gesicht eines der Burschen bei dieser Zeremonie mit Kreide beschmiert, so daß er "leichenblaß" aussieht. Er verkörpert den verstorbenen Fasching, der von einem Altersgenossen in einer Trauerrede verabschiedet wird. Nach den Angaben der Jugendlichen findet diese "Zeremonie" nicht regelmäßig statt. Die Durchführung des Faschingseingrabens "hängt von der Stimmung ab".

Der Hinweis der Großhöbinger Männer, "früher" habe man das Peitschenknallen eigens für Fasching geübt, zeigt indirekt, daß die Durchführung des Maskenumzugs an sich wohl kaum in Frage stand. Durch die - für die Gegenwart in vieler Hinsicht typische - kurzfristige Planung dieser Veranstaltung wurde ein Brauchelement übersehen; ein anderes, nämlich das Faschingseingraben, hinzugefügt. Gerade Brauchkomplexe, die von den Burschen getragen werden, scheinen einem Weglassen und Hinzufügen gewisser Elemente, die an sich in einer bestimmten Gegend zu einem bestimmten Brauchkomplex gehören, unterworfen zu sein. Doch muß das Fehlen von Elementen beim Burschenbrauch nicht unbedingt mit der kurzfristigen Planung in Zusammenhang gebracht werden. Auch persönliches "Versagen" dieser nichtorganisierten Brauchträgerschaft kann zu ungewollten Ausfällen führen.

Beispiel: In Nenzenheim findet am Kirchweihmontag regelmäßig das Ständele-Spielen statt. Die Ortsburschen ziehen mit der Kirchweihmusik im Dorf von Haus zu Haus; jede Familie darf sich ein Ständchen wünschen und schenkt der Kapelle nach der musikalischen Darbietung 3,-- bis 5,-- DM. Vor dem Umzug, etwa um 8.00 Uhr treffen sich die Burschen in ihrem Stammlokal, um die Musikanten zu erwarten. Am Kirchweihmontag 1973 jedoch saß eine Gruppe von Burschen noch um 9.00 Uhr in der Wirtsstube. Man war still und betreten, trank Limonade und schaute jedesmal, wenn im Hausgang Schritte laut wurden, erwartungsvoll zur Stubentür: die Musikanten mußten doch endlich kommen! Aber herein traten nur Männer, verwundert oder voller Spott: Was ist denn heute mit dem Ständele-Spielen los? Als selbst im Verlauf der folgenden Stunde noch keiner der Musikanten - aber auch keiner von den tonangebenden Burschen - erschien, war der Fall klar: "Die Burschen" hatten die Musikkapelle entweder gar nicht oder zu spät bestellt.

Bei einem Gespräch mit Angehörigen des Musikzugs, die am Nachmittag erschienen, ergab sich folgendes: Die Kapelle war zu spät, nämlich erst am vorausgehenden Samstag von einem der Burschen verständigt worden. Einige der Musikanten, die als "Arbeitnehmer" tätig sind, hatten in der Zwischenzeit keine Gelegenheit, sich beurlauben zu lassen. Überdies wäre es auch bei frühzeitiger Benachrichtigung nicht sicher gewesen, ob die Kapelle bereits am Montagvormittag hätte antreten können - am Nachmittag war sie sowieso wieder in Nenzenheim engagiert - denn die Arbeitgeber können nicht ohne weiteres den häufigen Leistungsausfall von (nebenberuflichen) Musikanten auffangen. Der Musikzug bekomme, weil nur wenige Mitglieder freiberuflich tätig sind, immer mehr Schwierigkeiten! Erst in jüngster Zeit sei einer der Musikanten von seinem Chef aufgefordert worden, sich "für die Arbeit" oder "für die Musik" zu entscheiden.

Die Tatsache, daß zur Kirchweih nur Musikkapellen bestellt werden, deren Mitglieder in einem anderen Hauptberuf tätig sind - hauptberufliche Musiker zu engagieren wäre eine zu große finanzielle Belastung für die Burschen - kann also ebenfalls zu einem "Brauchverlust" führen. Hier zeigt sich wieder, daß die Veränderung der Arbeitswelt - selbst bei guter Planung durch die Trägerschaft - einen Ausfall von Brauchelementen verursachen kann.

Es muß jedoch betont werden, daß das Weglassen oder Hinzufügen von Brauchelementen bei burschenschaftlichem Brauch wohl schon immer möglich war und nicht erst eine Erscheinung der Gegenwart darstellt, wie man aus den vorausgegangenen Beispielen irrtümlicherweise schließen könnte. Einen Beleg für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bringt die Pfarrbeschreibung von Weiboldshausen. Hier ist zu lesen: "Öffentliche Tanzmusiken finden alljährlich am Sonntag und Montag des Kirchweihfestes statt, woneben - aber nicht

alle Jahre - der sogenannte Huttanz abgehalten wird, bei welchem ein Hut ausgetanzt wird " (Weiboldshausen, Pfb. S. 173).

Entscheidend ist jedoch letzten Endes nicht die Durchführung sämtlicher Elemente eines Brauchkomplexes. Einblick in das Leben der Burschenschaft eines Ortes gibt vielmehr die Tatsache der eigenständigen Brauchdurchführung, also die Eigenschaft der Burschen als Trägerschicht.

In Großhöbing wurden die Burschen von älteren Männern gerügt, sie hätten versäumt, das Peitschenknallen zu üben. Früher hätte man derartige Übungen vor Fasching nicht unterlassen. Indirekt ist damit gesagt, daß der Faschingszug und der damit verbundene Heischegang ein längst geplanter und wohl gern geübter Brauch war, da man sich auf das abschließende Festessen freute. Das Mahl wurde aus den gesammelten Lebensmitteln - meist waren es Würste - im Wirtshaus oder einem Dorfhaus bereitet. An der Abhaltung des "Eintragens" bestand also kaum Zweifel. Inzwischen ist bekanntlich das Interesse an Heischebräuchen geschwunden, da sich die wirtschaftlichen Verhältnisse auch auf dem Land gebessert haben. Nicht ganz ohne Grund wird in einigen Dörfern des Südgebietes das Abkommen des Heischegangs an Fasching mit dem Ende des Dienstbotenwesens zeitgleich gesetzt.

Die Möglichkeit, sich von Massenmedien oder Veranstaltungen außerhalb des Dorfes amüsieren zu lassen, spielt ebenfalls eine Rolle bei der Auflösung von Brauchhandlungen, die von den Dorfburschen getragen werden. Das Aussterben burschenschaftlichen Brauchtums darf jedoch nicht allein mit dem Desinteresse der Jugendlichen begründet werden. Der allgemeine Geburtenrückgang führt selbstverständlich auch zu einer zahlenmäßigen Schwächung der Burschenschaft. Auch die "Vorverlegung" des Heiratsalters gegenüber früheren Zeiten um etwa sieben bis neun Jahre trägt zu einer Verringerung der Anzahl lediger Burschen und Mädchen in einem Dorf bei. Überdies darf nicht vergessen werden, daß die Jugendlichen verschiedene Schultypen und Arbeitsplätze außerhalb des Dorfes besuchen. Dieser Umstand führt zu einer gewissen Desintegration der genannten Altersklasse.

Am Beispiel des Kirchweihbrauchtums sollen verschiedene Erscheinungsformen burschenschaftlichen Verhaltens dargestellt werden, die aus einer unterschiedlichen zahlenmäßigen Stärke, aber auch aus einem verschieden stark

ausgeprägten Gruppenbewußtsein der Dorfjugend resultieren.

In Kleinhöbing wurden zwischen 1948 und 1954 keine Mädchen geboren. Als Folge dieser Entwicklung kam in den sechziger Jahren das Kirchweibbrauchtum in seiner bisherigen Ausformung ab. Da im Dorf keine Mädchen wohnten, erschien es sinnlos, einen Umzug unter Musikbegleitung abzuhalten. Die Burschen konnten ja keine Mädchen abholen. Infolgedessen entfiel auch der Tanz um den Kirchweihbaum. Dadurch wiederum erschien das Errichten eines Kirchweihbaumes überflüssig geworden zu sein. Heute findet zur Kleinhöbinger Kirchweih nur noch der übliche Tanz im Wirtssaal statt. Aber auch diese Veranstaltung dürfte in nächster Zeit abkommen, da der Saal zu Fremdenzimmern umgebaut werden soll.

Am Beispiel Schwimmbachs kann jedoch gezeigt werden, daß das Fehlen eines Wirtssaales nicht notwendig das Absterben eines burschenschaftlichen Brauchkomplexes zur Folge haben muß. In Schwimbach wurde nämlich bereits der Tanzsaal umgebaut, doch organisierten die Jugendlichen daraufhin selbst eine Musikkapelle und zogen ins Schulhaus. Auch in Schwimbach wohnten vor einigen Jahren so wenige Mädchen, daß die Durchführung eines Umzugs in Frage gestellt war. Die Schwimbacher Burschen luden jedoch ihre auswärts wohnenden Freundinnen ein. Die Mädchen versammelten sich in einem Haus in Schwimbach und wurden dort von den Burschen unter Musikbegleitung zum Tanz abgeholt.

So wie die geringe Einwohnerzahl und damit auch die Zahl der im Dorf wohnenden Jugendlichen wohl zu Brauchverlust führen kann, aber nicht unabwendbar dazu führen muß, bietet umgekehrt eine hohe Einwohnerzahl und damit eine "starke" Burschenschaft keine Garantie für besondere Aktivitäten bei der Durchführung dörflicher Feste.

Beispielsweise ist in Ullstadt - ebenso wie in Kleinhöbing - der Brauchkomplex zur Kirchweih auf den vom Wirt organisierten Tanz "zusammengeschrumpft". Diese Tatsache wird damit begründet, daß die Burschen, die tagsüber nach auswärts zur Arbeit gehen, keine Lust verspüren, an den Abenden vor der Kirchweih einen Baum zu organisieren und einen Umzugswagen zu schmücken.

Im etwa gleichgroßen Nenzenheim dagegen wird der Brauchkomplex in seiner

Hochform abgehalten. (Vgl. S. 184 f.) Die Burschen fühlen sich, sobald sie konfirmiert sind, verpflichtet, an den Kirchweihvorbereitungen mitzuwirken. Bei den Arbeiten wird auf strikte Trennung zwischen jüngeren und älteren Burschen geachtet. Nicht nur die Burschen selbst, sondern auch die übrigen Dorfbewohner schauen darauf, daß die im Frühjahr konfirmierten Buben am Kirchweihsamstag des folgenden Herbstes zum ersten Mal tanzen gehen. (Dieser Initiationsbrauch wird als "Sitte" im Dorf bezeichnet.)

Die hier genannten Beispiele sind jedoch als Sonderfälle zu bezeichnen, welche die Grenzsituationen der Möglichkeiten burschenschaftlichen Handelns im Untersuchungsraum abstecken. In der Regel ist die Burschenschaft als solche weder ungewöhnlich passiv noch ungewöhnlich aktiv.

Allerdings muß eingeräumt werden, daß es eine Burschenschaft, die sich völlig selbst überlassen bleibt, kaum gibt. Von den beiden Kirchen aus wird die Gründung von Landjugendgruppen für Burschen und Mädchen gemeinsam propagiert. In vielen Dörfern existieren derartige Gruppen bereits, allerdings auch hier mit unterschiedlicher Aktivität und Einsatzfreudigkeit der Beteiligten.

In Großhöbing ist die Gruppe als solche zerfallen, da der Pfarrer versetzt wurde. Dagegen hatte der Abzug des Pfarrers in Nenzenheim keinen Einfluß auf die von der Landjugendgruppe entwickelten Aktivitäten. In Ullstadt gibt es wohl einen Pfarrer, aber die jungen Leute besuchen seine Gruppenstunden nicht mehr, weil ihnen die Veranstaltungen zu uninteressant erscheinen. Dagegen bemüht sich in Untermässing ein äußerst aktiver junger Pfarrer vergeblich um die Gründung einer Gruppe. Hier existiert nämlich bereits dank seiner Initiative ein Sportverein. Auch wurde unter seiner Leitung der ehemalige, zum Pfarrhof gehörende Pferdestall als Treffpunkt und Tanzsaal für die Jugendlichen ausgebaut. Die Wünsche der jungen Leute in Untermässing scheinen dadurch weitgehend erfüllt zu sein. Jedenfalls legt man keinen Wert auf einen "Verein", der zur "Vertiefung des religiösen Wissens" beitragen soll (Umä). Doch darf nicht übersehen werden, daß die Burschen und Mädchen den Landjugendgruppen vor allem im Übergangsalter zwischen 14 und 17 Jahren angehören. Sobald sie älter sind und zum Tanzen gehen dürfen, bleiben sie den Gruppenabenden fern.

Vereine

Im Gegensatz zu den burschenschaftlichen Vereinigungen ist das Vereinsleben durch Satzungen geregelt und bildet den "institutionellen Rahmen" für die "Pflege eines speziellen Hobbys oder dorffoffener Geselligkeit". 128)

Das Vorbild der städtischen Vereine, aber auch die Beschränkung der Termine für öffentliche Tanzveranstaltungen, die in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts von der königlichen Regierung in Bayern verordnet wurde, führten auch auf den Dörfern zur Gründung einer Vielzahl von geselligen Vereinen. (Neben "geselligen" Vereinen existierten bzw. existieren "kirchliche" Vereine.) 129)

Doch konnte sich in früheren Jahren ein Vereinsleben nur in größeren Siedlungsgebilden entwickeln. Wenn Pfarrer Stark aus Thalmässing in den dreißiger Jahren zufrieden feststellt: "Vereinigungen zur Pflege der Geselligkeit kennt der Bauer nicht zu seinem Glück" (Thalmässing - Aue - Kleinhöbing, PfB. S. 162), so ist damit lediglich gesagt, daß die Gemeinden seines Pfarrsprengels eine zu geringe Einwohnerzahl aufwiesen, um ein Vereinsleben aufrecht erhalten zu können. Der Pfarrer von Bergen zählt im Jahr 1915 drei Vereine auf. 1905 wohnten in Bergen 383 Menschen. Dagegen existierte in Schwimbach (1905 ca. 170 Einwohner), ebenso wie in Kleinhöbing (128 Einwohner) zur Zeit des Ersten Weltkriegs kein Verein. Auch in den kleinen katholischen Dörfern des Südgebiets konnten sich keine Vereine bilden, lediglich die Bewohner von Untermässing (1905: 323 Einwohner) und Ochsenfeld (1905: 387 Einwohner) hatten zu Beginn des Jahrhunderts mit Erfolg mehrere Vereine gegründet. Aus den Dörfern des Nordgebiets - mit Ausnahme von Neundorf - wird in den Jahren vor und nach dem Ersten Weltkrieg ein reges Vereinsleben gemeldet (Hellmitzheim, PfB. S. 161. Nenzenheim, PfB. S. 65. Ullstadt, PfB. S. 282).

Allerdings fanden sich auch schon zur Zeit der Münchner Umfrage selbst in den kleinsten Dörfern die männlichen Bewohner bei der Feuerwehr ein. Jede Gemeinde mußte nämlich auch damals schon "bei Brandfällen und sonstigen unglücklichen Ereignissen" für "geordnete Hilfeleistung" sorgen. Sie überträgt diese Aufgabe der Freiwilligen Feuerwehr, deren Dienst unentgeltlich ist. (Laut Entschließung des Staatsministeriums des Innern aus dem Jahre 1882 zählen die Feuerwehren zu den Schutzwehren im Sinne des § 113 des

Reichsstrafgesetzbuches.)

E. M. Wallner sieht zwischen der Gründung von Feuerwehren und der Gründung von Militärvereinen einen ursächlichen Zusammenhang, wobei die Feuerwehren dann die Entstehung von Blasmusikkapellen begünstigten. ¹³⁰⁾

In den katholischen Dörfern des Südgebiets formierten sich die Militärvereine jedoch erst in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg. In den protestantischen Gemeinden des Nordgebiets dagegen sowie in Bergen erfolgte die Gründung von Krieger- und Veteranenvereinen bereits nach dem Krieg von 1870/71. Diese Vereine entstanden auf Pfarrei-Ebene und hatten keine Existenzschwierigkeiten, da die männlichen Einwohner der Filialorte zur Mitgliedschaft angehalten bzw. berechtigt waren und sind.

Die Blaskapellen, die heute als Posaunenchöre in den protestantischen Ortschaften bekannt sind, entstanden nach der Jahrhundertwende auf Initiative von Laien, doch wurde ihnen bald eine Förderung aus kirchlichen Mitteln zuteil.

In der Gegenwart sind auch in kleinen Dörfern Vereinsgründungen zu registrieren. Beispielsweise konnte in Grafenberg/HIP (1970: 202 Einwohner) ein Fußballverein entstehen, weil die Grafenberger auch Bewohner der umliegenden Dörfer zu einem Beitritt bewegen konnten. Da der Fußballverein seine Vereinsabende beim Wirt in Emsing abhält, zählen vor allem Emsinger Burschen und Männer zu den Mitgliedern. Andere Bewohner Emsings gehören einem Schützenverein an, der in Altdorf/HIP (1970: 159 Einwohner) seinen Stammsitz hat. Dem Kriegerverein in Morsbach/HIP sind ebenfalls Männer aus Emsing beigetreten.

Während Emsing exemplarisch für jene Dörfer steht, deren vereinswillige Bewohner auswärtigen Vereinen angehören, ist Untermässing eine Gemeinde, in der sich die Bewohner der umliegenden Orte zu gemeinsamem Vereinsleben treffen. Die Mitglieder kommen neuerdings nicht nur aus den ebenfalls katholischen Dörfern wie Großhöbing, sondern auch aus dem evangelischen Kleinhöbing. Das Vereinsleben in Untermässing erhielt durch einen jungen Pfarrer neuen Auftrieb. Er gründete einen DJK-Sportklub sowie eine Gruppe des katholischen Werkvolks und steht diesen Vereinigungen als Präses vor.

Da es heute fast allen Männern möglich ist, mit dem Auto bequem in Nachbar-

orte zu fahren, haben auch die Bewohner kleiner und deshalb - für sich gesehen - "vereinsunfähiger" Dörfer Gelegenheit, am Vereinsleben teilzunehmen. Dieses Vereinsleben muß nämlich nicht mehr allein von den Einwohnern einer Siedlungsgemeinschaft getragen werden, weil sich zu den regelmäßigen Veranstaltungen der Vereine auch Bewohner aus umliegenden Orten einfinden. Auf diese Weise konnten auch in den relativ kleinen Gemeinden des Südgebiets Vereine entstehen.

Zunächst erscheint es zwar nicht legitim, die Feuerwehr zu den Vereinen zu zählen, die "dorffoffenen Geselligkeit" pflegen. Gespräche mit mehreren Gewährsleuten ergaben jedoch, daß die Löschübungen mit dem anschließenden Umtrunk im Gasthaus von den Mitgliedern durchaus als geselliges Ereignis betrachtet werden. In all den Untersuchungsgemeinden sind die Burschen und jungen Männer fast vollzählig als aktive Mitglieder eingetragen. Als Anreiz zur Beteiligung an den Löschübungen werden Leistungszeichen ausgesetzt. Mindestens einmal im Jahr laden die Mitglieder der Feuerwehr zu einer Tanzveranstaltung ein.

Beachtliche Nachwuchssorgen bedrücken die Vorstände der Kriegervereine. Die Mitglieder sind überaltert. Deshalb ist die Werbung um jugendlichen Nachwuchs nur selten von Erfolg gekrönt. Man versucht, Bundeswehrsoldaten zu einem Vereinsbeitritt zu gewinnen. Manch ein Vorstand zeigt sich entsetzt darüber, daß oft nicht einmal mehr die Söhne von Veteranen zum Beitritt bereit sind. Um die Existenz des Vereins noch eine Zeitlang zu gewährleisten, beschlossen einige Vereine, auch "ungediente" junge Männer aufzunehmen. Aufgrund der Überalterung werden von Kriegervereinen kaum noch Tanzabende veranstaltet, sondern die Mitglieder treffen sich in der Faschingszeit zu Kappenabenden oder zu einem gemeinsamen Essen in der Herbstzeit.

Vorwiegend junge Männer sind dagegen in den Mitgliederlisten der Sport- und Schützenvereine eingetragen. Die Beteiligung an den Übungsabenden der Schützenvereine ist nicht verpflichtend. Häufig trifft man sich an den Vereinsabenden nur zu geselligem Beisammensein, ohne dabei ernsthafte Schießübungen zu absolvieren. Trotzdem darf das jährliche Preisschießen nicht fehlen, da es Anlaß gibt zu einem vernünftigen Abend mit Preisverteilung,

Siegerehrung und anschließendem Tanz. Die Sport- und Schützenvereine erfreuen sich besonderer Beliebtheit, da sie ihren Mitgliedern - außer der Möglichkeit zu geselligem Beisammensein - Gelegenheit zu Wettkampfspielen bieten, ohne daß die Teilnahme an diesen Wettkämpfen für alle Mitglieder verpflichtend ist.

In einer gewissen Krise befinden sich die Gesangsvereine. Zwar fehlt es nicht an beitriftswilligen, interessierten Sängern, doch hält das meist überalterte Liederrepertoire des Vereins jugendliche Interessenten von einer aktiven Mitgliedschaft ab oder bewirkt deren Austritt aus dem Verein. Bei der Liederwahl werden sie nämlich von den älteren Mitgliedern, die ihnen zahlenmäßig überlegen sind, leicht überstimmt! In Dörfern, wo viele Mitglieder in Industriebetrieben mit turnusmäßiger Nachtschicht arbeiten, wirkt sich das Arbeitsverhältnis überdies ungünstig auf geregelte Übungsabende aus. Für viele dörfliche Gesangsvereine ist es schwierig geworden, einen Chorleiter zu finden. Die Lehrer sind zur Übernahme dieses Amtes nur mehr selten bereit. So geben die Vorstände der Gesangsvereine, ebenso wie ihre Kollegen von den Kriegervereinen, ihren Zusammenschlüssen nur mehr wenig Überlebenschancen.

Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die Posaunenchöre. Da die Mitgliedschaft bei diesen Musikvereinen "Ehrensache" ist, haben die Leiter der Posaunenchöre nicht über Nachwuchssorgen zu klagen. Die Bläser können ihre besonderen Fähigkeiten häufig bei der feierlichen Gestaltung des Gottesdienstes unter Beweis stellen. Bereits die Schulbuben sind am Mitwirken im Posaunenchor interessiert. Mit zwölf Jahren etwa nehmen die zukünftigen Bläser Unterricht bei einem Mitglied des Chors. Wenn sie zwei bis drei Jahre geübt haben, dürfen sie bei Veranstaltungen mitspielen. Zwar fordern auch die Musikvereine von ihren Mitgliedern besondere Einsatzfreudigkeit, da sie auf regelmäßige Proben angewiesen sind. Trotzdem haben die Instrumentalgruppen weniger Schwierigkeiten, die nötige Mitgliederzahl anzuwerben. Da die Gruppe häufiger an die Dorfföfentlichkeit tritt als der Gesangsverein, ist die Mitgliedschaft in einer Musikgruppe stärker mit Prestige verbunden.

Gemeinsam mit dem Kriegerverein gestaltet der Posaunenchor die Gedenkfeier am Volkstrauertag. Beim Leichenbegängnis eines Mitglieds des Krie-

gervereins läßt sich der Posaunenchor hören. Auch haben es sich die Posaunenchöre häufig zur Aufgabe gemacht, Geburtstagsjubilare des Dorfes bei ihrem 70., 75. und 80. Geburtstag durch eine musikalische Darbietung zu ehren. Chormitglieder dürfen am Vortag ihrer Hochzeit mit einem Ständchen rechnen.

In dem Bestreben, die Vereinskasse zu füllen, entwickeln die Vereinsmitglieder einige Aktivitäten, welche die ganze Dorfbevölkerung - und wenn möglich auch noch einen Kreis von "Gönnern" außerhalb der eigenen Gemeinde - ansprechen sollen. Sicher nicht nur um der Einnahmen willen, sondern auch aus Freude an geselligen Zusammenkünften veranstalten viele Vereine in der Vorweihnachtszeit Christbaumverlosungen. Die Besucher spenden für diese Veranstaltung kleinere oder größere Gegenstände, die im Lauf des Abends verlost werden. Die Einkünfte aus der Verlosung fließen der Vereinskasse zu.

In früheren Jahren dienten die von Vereinsmitgliedern gestalteten Theaterabende dazu, die Vereinskasse zu füllen, da die Eintrittsgelder von den Unkosten, welche die Aufführung verursachte, meist nicht ganz verschlungen wurden. Gegenwärtig fehlen jedoch vielfach geeignete Spielleiter, so daß das Theaterspiel der Vereine im Dorfleben an Bedeutung verloren hat.

Auch Tanzveranstaltungen sind heutzutage nicht immer ein probates Mittel, um den Verein zu sanieren, da für die Entlohnung der Musikkapelle ein großer Teil der Eintrittsgelder abgezogen werden muß. Der hohe Unkostensatz kann nur durch eine große Teilnehmerzahl bestritten werden. Doch gerade daran scheitert in neuerer Zeit gar mancher Vereinsball. Einerseits sind die Tanzsäle der Dorfwirtshäuser zu klein, um die zu einer rentablen Veranstaltung nötigen Gäste aufzunehmen. Andererseits gehen die Meinungen über das, was "Tanzmusik" ist, bei den verschiedenen Altersgruppen zu weit auseinander, so daß es fast nicht mehr möglich ist, alle an einer "Tanzmusik" interessierten Dorfbewohner bei einer einzigen Veranstaltung zu versammeln.

Vor allem die Kriegervereine mit ihrem relativ betagten Mitgliederstamm, aber auch andere Vereine, sind in den letzten Jahren dazu übergegangen, ihre Mitglieder nicht mehr zu einem Vereinsball, sondern zu einer ein- oder mehrtägigen Busfahrt einzuladen. Diese Ausflugsfahrten haben natürlich nicht mehr die Funktion, die Vereinskasse zu füllen. Vielmehr sollen sie die zweite Funktion jeder Vereinsveranstaltung übernehmen, nämlich dem Bedürfnis

der Vereinsmitglieder nach Geselligkeit Rechnung tragen. Der Aufbesserung des Kassenstandes dient heute vorwiegend die genannte Verlosung, wobei die gesamten Einnahmen dem Verein zukommen, da diese Veranstaltung nicht mit Unkosten verbunden ist.

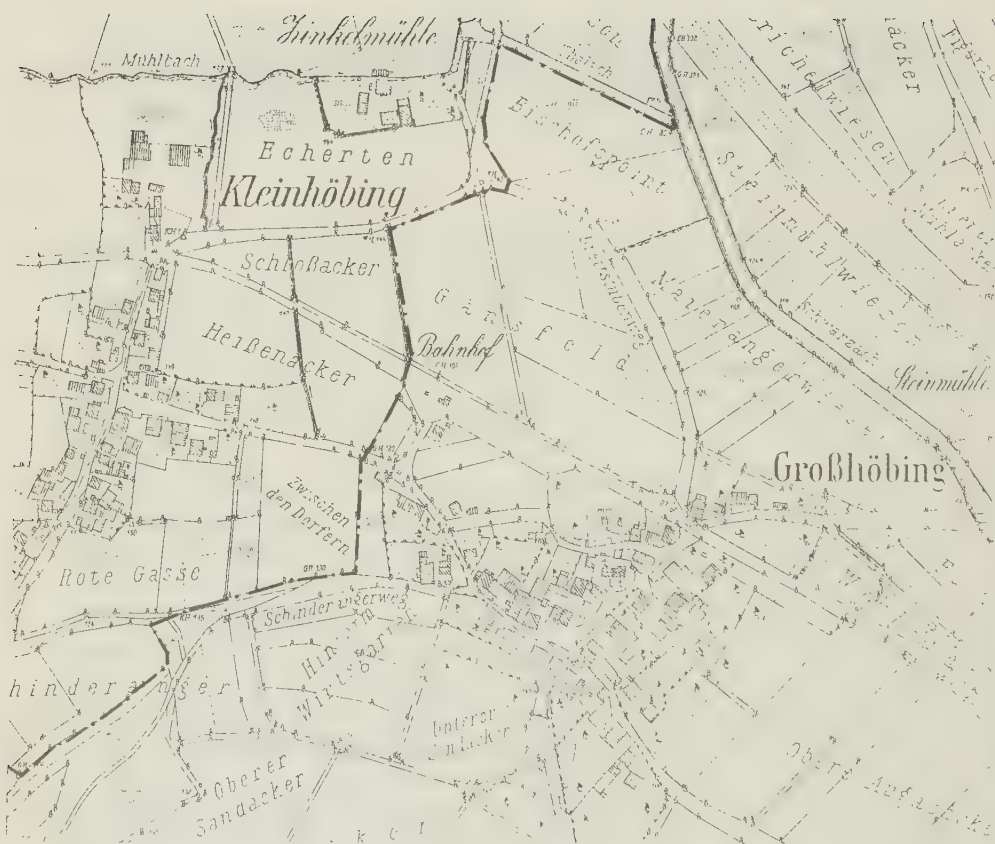
Es erwies sich als müßig, eine besondere soziale Strukturierung in den genannten Vereinen zu suchen, da die soziale Schichtung in den Untersuchungsgemeinden relativ einheitlich ist. In den Vorstandschaften finden sich Vertreter aller drei Schichten. Lediglich in ihrer altersmäßigen Struktur unterscheiden sich die einzelnen Vereine: Überalterung der Krieger- und Gesangsvereine; vorwiegend Jugendliche bei Schützen-, vor allem aber bei Sportvereinen.

Nach den Angaben der Gewährsleute ist aber praktisch jeder Dorfbewohner bei mindestens einem Verein eingeschrieben. Die Mitgliedschaft wird durch ein gewisses Kollektivhandeln bedingt. "Wenn einer von den Burschen in einen Verein geht, dann gehen die andern auch alle hin" (Berg). Dieses Verhalten entspringt dem Bedürfnis nach gemeinsamen Handeln. "Die jungen Leute möchten irgendwo dazu gehören" (Hell). Bei den großen geselligen Ereignissen wie etwa einem gemeinsamen Essen, einer Tanzveranstaltung oder Ausflugsfahrt werden auch die Frauen in das Geschehen einbezogen, während das Vereinsleben an sich der Männerwelt angehört.

Gerade die Tanzveranstaltungen der Vereine galten früher als besondere Attraktion und bewogen manch einen tanzlustigen Dorfbewohner zum Vereinsbeitritt, denn zu den Festabenden hatten nur Vereinsmitglieder Zutritt. Da sich aber die Vereine gegenseitig zu ihren Veranstaltungen einluden, war beispielsweise der traditionelle Weihnachtsball des Kriegervereins eben doch ein Fest für praktisch alle Dorfbewohner. "Früher war doch der Verein im Dorf die Hauptsache. Wir waren doch eine Dorfgemeinschaft, ne. Da hat jeder geschaut, daß er in einem Verein ist" (Nenz). Das Gemeinschaftsbewußtsein der Dorfbevölkerung wird also von den Einwohnern selbst mit dem Vereinsleben in Beziehung gesetzt.

Doch darf man nicht annehmen, das Vereinsleben gleiche persönliche Differenzen oder soziale Spannungen zwischen den Mitgliedern aus. Beispielsweise werden in Neundorf, wo aus jeder Familie ein männlicher Angehöriger Mit-

glied bei der Feuerwehr ist und somit praktisch das "ganze Dorf" zur Feuerwehr gehört; die alten Familienfeindschaften - oft mit generationsalter Tradition - durch eine gemeinsame Mitgliedschaft nicht etwa beendet, sondern lediglich scheinbar überbrückt.



Karte I Ortsgrundriß Kleinhöbing und Großhöbing, Stand 1950

Ausschnitt aus der Flurkarte N. W. XLV. 9, 1:5000

Hrsg. v. Bayer. Landesvermessungsamt

----- Gemeindegrenze

D. LEBENSFORMEN IN MITTELFRÄNKISCHEN GEMEINDEN

I. Gemeinden beiderseits einer Konfessionsgrenze

Wer an einem Rosenmontag die Autobahn München - Nürnberg an der Ausfahrtstelle Kinding verläßt, sollte in den frühen Nachmittagsstunden das Anlautertal aufwärts fahren und von dem Markort Titting aus die nördlich gelegene Jurahochfläche anstreben.

Bereits in dem kleinen Straßendorf Mantlach wird ihm eine Schar maskierter Kinder auffallen, die im Gehen bemüht ist, nicht die Melodie ihres Liedes "Lustig ist das Zigeunerleben" zu verlieren. Die Gruppe läuft auf einen Hof zu, wo bereits, durch das Gesänge aufmerksam geworden, eine Frau vor der Haustür erscheint. Zunächst lassen sich die Kinder von ihr bewundern, doch bald muß sie die Frage stellen, wer denn "die Kasse" führe, um dann drei oder fünf Mark in einen großen Geldbeutel rutschen zu lassen. Wohl trägt eines der Mädchen auch einen Korb bei sich, doch ist der "Ertrag" an Naturalien nur bescheiden: ein paar Orangen und etliche Bonbons. Nach einigem Hin und Her zieht die maskierte Schar zur nächsten Haustür.

In den benachbarten Dörfern bietet sich das gleiche Bild. In Grafenberg befinden sich einzelne Kinder erst am Weg zum vereinbarten Treffpunkt. In Kraftbuch hört man wieder "Lustig ist das Zigeunerleben" noch ehe die "Maschkara" zu erblicken sind. Maskierte Kinder auch in Schutzendorf. Doch welche Überraschung: In Kleinhöbing, dem nächsten Dorf, spielen die Kinder wie an jedem anderen sonnigen Vorfrühlingstag auf der Straße, ohne die geringste Andeutung einer Maskierung! Sollte das bunte Treiben nur auf die Dörfer der Jurahöhe beschränkt sein und die Orte im Talachgrund unberührt lassen? Welches Bild bietet sich wohl in der unmittelbar angrenzenden Gemeinde Großhöbing, die nur durch eine etwa 50 Meter breite Wiese von Kleinhöbing getrennt ist?

Hier erklingt bereits an der ersten Straßenkreuzung "Lustig ist das Zigeunerleben", kräftig unterstützt durch die Klänge einer Ziehharmonika. Die Schar der Maskierten wirkt vielfältiger, bunter als in den übrigen Dörfern. Bald erkennt der Betrachter, daß sich auch größere Kinder in der Gruppe der Umherziehenden befinden. Ein "Herr" in Frack und Zylinder, seine Stellung durch einen aufgespannten Regenschirm bekräftigend, kommandiert den mun-

teren Zug als "Anführer". Drei größere Schulbuben toben, Stricke oder Peitschen schwingend, durch das bunte Volk. Erst jetzt fällt auf, daß sie, im Gegensatz zu ihren nur geschminkten Kameraden, bemalte Holzlarven tragen. Ihre alte Leinenanzüge sind mit verschiedenfarbigen Flecken besetzt. "Fosanickln", wie man sie aus dem Altmühltal kennt, gehören also auch zum Großhöbinger Fasching! Sie werden als Treiber bezeichnet. Doch ist ihre Zahl auf drei beschränkt. Alle anderen Kinder tragen, wie in den Dörfern der Umgebung auch, "moderne" Maskierungen, wie sie in Kaufhäusern angeboten und in Modeheften gezeigt werden. "34 Maschkerer" gibt die Mutter eines der vielen Cowboys anerkennend bekannt - ein stattlicher Umzug also! Dazu ständige "Musikbegleitung" und übermütige "Darbietungen" des Anführers und der Treiber.

Doch wo bleiben die "unbeteiligten" Kinder, die bei solchen Gelegenheiten als neugierig hinterdrein laufender "Schwanz" nie zu fehlen pflegen. Einige zehn Meter weiter spielen sie - völlig unberührt vom Geschehen im Nachbarort Großhöbing. Auf die Frage an einige der Unmaskierten in Kleinhöbing, warum sie sich dem Zug nicht anschließen, antwortet ein etwa siebenjähriges Mädchen spitz und selbstbewußt: "Wir gehen nicht zu den Katholischen! Wir gehen morgen Maschkara." "Wir", das sind die Evangelischen! Die 50 Meter breite Wiese zwischen Klein- und Großhöbing bildet die Grenze: Eine Konfessionsgrenze.

Vor einigen Jahren wurde bekanntlich in Bayern aus Rationalisierungsgründen die Gemeindezusammenlegung propagiert. Eine Chance also für beide Zwerggemeinden Groß- und Kleinhöbing, sich zusammenzutun, eine gemeinsame Lösung des Trinkwasserproblems zu finden und gemeinsam das in Großhöbing neuerbaute Schulhaus zu benützen. Während die Schüler von Großhöbing nämlich schon immer im eigenen Ort bleiben konnten, mußten die Kleinhöbinger Kinder - nicht etwa "über die Wiese" nach Großhöbing, sondern in das 4 km entfernte Aue laufen, wo eine protestantische Schule war. Durch das Verbandsschulsystem haben sich die Verhältnisse inzwischen verschoben, nach Großhöbing kommt aber trotzdem kein Schülerjahrgang aus Kleinhöbing, denn in beiden Gemeinden hat man die notwendige Gemeindezusammenlegung auf sehr individuelle Art gelöst: Großhöbing hat sich dem 6 km entfernten, überwiegend katholischen Markort Greiding angeschlossen. Klein-

höbing dagegen gehört dem 5 km entfernten überwiegend, evangelischen Markt Thalmässing an. Die historischen Gegebenheiten werden also selbst in der modernen Verwaltungspraxis berücksichtigt.

Aber auch rein menschliche Kontakte zwischen den Bewohnern verschiedener Dörfer scheinen an der Konfessionsgrenze abubrechen. Zu Mischehen kommt es in den Gemeinden beiderseits dieser Trennlinie heute noch äußerst selten. Die "Zwangsheirat" in einem protestantischen Dorf des Grenzgebietes zwischen einem katholischen Mädchen und einem evangelischen Mann wird von den Eltern des Mannes als nachhaltig geschäftsschädigend empfunden. Wählt man tatsächlich einen andersgläubigen Ehepartner, so lernt man ihn meistens am Arbeitsplatz kennen, nicht etwa im andersgläubigen Nachbardorf. Doch haben sich die Verhältnisse etwas verschoben, seit aus dem evangelischen Kleinhöbing Burschen in das katholische Untermässing zum Fußballspiel gehen. Die evangelischen Burschen lernen dort auch katholische Mädchen kennen. Auf diese Weise sind 1973 in Kleinhöbing zwei Mischehen zustande gekommen.

Zwischen Großhöbing und Kleinhöbing herrscht aber weiterhin eine derart distanzierte Haltung, daß Gewährsleute aus beiden Dörfern eine eheliche Verbindung zwischen Bewohnern Klein- und Großhöbings für undenkbar halten. Nach Ansicht einiger aus Kleinhöbing stammender Gewährsleute hätte überdies ein unter der Leitung des (inzwischen weggezogenen) Großhöbinger Pfarrers stehender Verein niemals den Kleinhöbinger Jugendlichen die Mitgliedschaft gestattet.

Auch das Schulwesen führte eine Lockerung der Fronten herbei. Zwar bleiben die Volksschüler in den Verbandsschulen konfessionell getrennt. Die weiterführenden Schulen werden aber bekanntlich simultan geführt. Es entstehen hier Freundschaften zwischen Schülern beider Konfessionen. So kann es passieren, daß ein evangelischer, in Thalmässing wohnender Realschüler sich im katholischen Greding beim Tanz mit seiner katholischen Schulfreundin trifft. Seine ältere Schwester dagegen, die immer im Markt Thalmässing zur Schule ging, fährt am gleichen Abend mit ihrem Mann in den 25 km entfernten evangelischen Zentralort Roth.

Aber auch durch den Zuzug von Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg sowie durch das industriebedingte Pendlerwesen wurde die Konfessionsgrenze

etwas durchbrochen. "Heute fragt keiner mehr, was man für einen Glauben hat" (KHöb). Von den insgesamt 42 Auspendlern aus Großhöbing fahren z. B. 9 nach Thalmässing zur Arbeit.

Allerdings existierten in kleinem Rahmen auch früher schon Kontakte über die Grenzlinie hinweg. Beispielsweise überschritten die Leichbitterinnen aus beiden Gebieten die Konfessionsgrenze, um in den Dörfern "drüben" zum Begräbnis einzuladen, vor allem aber, um in dem erweiterten Einzugsbereich ihren Rückenkorb zu füllen. Zur Beisetzungsfest eines Andersgläubigen gehen die Bewohner der Grenzdörfer nämlich nur, wenn sie ihn kannten. (In der eigenen Region fanden sich auch Leichgänger ein, die mit dem Verstorbenen nicht bekannt waren.) Bekanntschaften werden vorwiegend auf den Feldern geschlossen, die an die Flurstücke des anderen Konfessionsgebiets angrenzen. Man sieht sich bei der Arbeit und wechselt ein paar Worte. Dabei vergißt man aber nicht den Grundsatz, der auf protestantischer Seite lautet: "Gegen die Katholischen mei ma zamhalt'n." Ein ähnliches Kollektivbewußtsein existiert auch auf katholischer Seite.

Doch übte auch das Zeremoniell bei besonderen Feiern eine gewisse Anziehungskraft auf die Andersgläubigen aus. So berichtete zum Beispiel eine katholische Gewährsfrau, daß sie als junges Mädchen mit ihren Freundinnen "ins Luther" ging, um eine evangelische "Leich" zu beobachten (Umä).

Von Protestanten wird die Grenze bisweilen in dem Bestreben überschritten, wenigstens einen Teil von der "Fülle der Lebenshilfe" zu erlangen, "welche die katholische Kirche ihren Gläubigen" bietet.¹³¹⁾ Noch heute holt sich manche alte Protestantin bei Katholiken der grenznahen Dörfer jährlich etwas Weihwasser, wohl auch Geweihtes aus dem Kräuterbüschel von Maria Himmelfahrt oder aus dem Palmbuschen. Findet sich gegen eine Krankheit bei Mensch und Tier keine Hilfe, so wird im Notfall das Franziskaner-Kloster in Freystadt/NM aufgesucht. Einige der evangelischen Gewährsleute bezeugen eine nicht zu unterschätzende Hochachtung für die Freystädter Mönche. Nach Ansicht eines Protestanten sind die Erfolge der Ordensbrüder darauf zurückzuführen, daß sie "anscheinend besser beten können wie unsere Pfarrer".

Von katholischer Seite aus wurde in früheren Jahren die Konfessionsgrenze vor allem von jungen Leuten überschritten. Zum großen Entsetzen der katholischen Geistlichen besuchten die Jugendlichen nämlich nicht nur die Märkte im katholischen Greding und Titting, sondern auch im evangelischen Thalmässing, um sich dort bei "Tanzmusiken" zu treffen, "welche für manche jungen Leute Gelegenheit zum Seelenverderben werden" (Großhöbing, OB 1869/70, pars VII). Die Markttage in Thalmässing hatten - vor allem an Lichtmeß - für die Dienstboten der umliegenden katholischen Dörfer ihre Anziehungskraft bis zum Absterben des Dienstbotenwesens in den fünfziger Jahren nicht verloren. Das Einzugsgebiet erstreckte sich weit ins ehemalige Hochstift hinein.

Es ist nicht verwunderlich, daß die jungen Leute diese langen Märsche auf sich nahmen, gab es doch in den katholischen Dörfern kaum Tanzgelegenheiten. Vor 1868 zog man zwar auch im Hochstift zur Sommerszeit jeden Sonntag in ein anderes Dorf zum Kirchweih Tanz. Doch die Eichstätter Kirchenbehörde ist diesem "Übel" zur arbeitsreichsten Zeit des Bauernjahres Herr geworden, indem sie die Verlegung aller Kirchweihfeste auf den 3. Sonntag im Oktober anordnete (Vgl. S. 76 ff.). Infolge dieser Bestimmung konnte der Pfarrer von Moorsbach/HIP im Osterbericht von 1868/69 zufrieden mitteilen: "Im vergangenen Jahre wurde in keiner der vier Ortschaften der Pfarrei Tanzmusik veranstaltet, was wohl als eine jener guten Wirkungen angesehen werden darf, welche die Verlegung der Kirchweihen auf EINEN Tag zur Folge hatte, denn der Wirth einer Ortschaft, welcher bisher seit mehreren Jahren hartnäckig Tanzmusik hielt an der Kirchweih, auch dieser hat 1868 sie unterlassen" (Morsbach, OB 1868/69, pars VII).

Außer dem Kirchweihtermin war in katholischen Dörfern selten Gelegenheit zum Tanz geboten. Es konnte sein, daß sich ein paar junge Leute an Fasching im Wirtshaus trafen und zu den Klängen einer Zieh- oder Mundharmonika tanzten. Aber wie bescheiden mochte so ein dörflisches Zusammentreffen wirken im Vergleich zum Kirchweih Tanz, wo jung und alt von weither zusammenströmten. So lauteten die Berichte der Seelenhirten an das Ordinariats-Vikariat in Eichstätt über viele Jahre hinweg ziemlich einhellig: "Tänze sind selten" (Untermässing, OB 1868/69 einschließlich 1877/78, jeweils pars VII),¹³²⁾

Doch wie war es möglich, Tanzveranstaltungen einfach abzuschaffen? Sie wurden schließlich nicht nur im Interesse der Wirte abgehalten, sondern erfreuten sich - wie es scheint - allgemeiner Beliebtheit bei der Dorfjugend.

Wie hätten sonst die "Tanzmusiken" in den ähnlich strukturierten protestantischen Dörfern florieren können! Einen Hinweis über den Grund dieser Veränderung gibt der Pfarrer von Emsing. Er betont, es wäre "entehrend für Jünglinge und Jungfrauen, wie für deren Eltern, ... nach auswärts zum Tanz zu gehen ... daher auch letzterer Besuch nur eine Seltenheit ist und den Beteiligten zur Unehre gereicht" (Emsing, OB 1874, pars VII). Eingeleitet wurde diese Bereitschaft zum Verzicht auf den sonntäglichen Kirchweih Tanz durch die Gründung von Tugendbündnissen.¹³³⁾ Alle dem Schulalter entwachsenen Parochianen wurden ihrem "Stand" gemäß in Jünglinge, Männer, Jungfrauen und Frauen gegliedert und dem entsprechenden Bund zugeordnet. Diese Tugendbündnisse förderten das Verantwortungsbewußtsein "der Standesangehörigen füreinander" (Emsing, OB 1874, pars VII). Dieses Verantwortungsbewußtsein äußerte sich im Empfang der Sakramente. Auch sorgte das "Pflichtbewußtsein" der Standesgenossen dafür, "daß namentlich die der Religiosität und Sittlichkeit so gefährlichen Tänze und Bekanntschaften ferngehalten" wurden (Emsing, OB 1874, pars VII).

Einige Mühe bereitete es den Geistlichen, die Burschen der Pfarrei im Jünglingsbund zu vereinen, denn dieser erfreute sich mancherorts "ungeachtet aller Aneiferungen keiner zahlreichen Theilnahme" (Großhöbing, OB 1854/55, pars VII). Doch findet der Seelsorger geschätzte Unterstützung bei den "Tugendbündnissen der Hausfrauen und Jungfrauen". Die Bünde der weiblichen Dorfbevölkerung übten nämlich "Disziplin" und wirkten gegen "Bekanntschaften", "weswegen dieselben allgemein verachtet sind" (Emsing, OB 1868, pars VII).

Die genannten "Bekanntschaften" wurden durch das Zusammentreffen der Burschen und Mädchen des Dorfes in den Dorfhäusern anlässlich der Rockenfahrten gefördert. Deshalb galten diese "Zusammenkünfte der Geschlechter" als "Mißbrauch". Aus den meisten katholischen Pfarreien erging auf die Frage des Ordinariats bezüglich dieser Zusammenkünfte allerdings Fehlanzeige nach Eichstätt. Doch sah sich der Pfarrer von Großhöbing gezwungen, in den Jahren von 1867 bis 1870 dem Vikariat zu melden, daß in einem Haus seiner Pfarrei "gefährliche und verderbliche Zusammenkünfte von jungen Leuten geduldet" wurden - und das "trotz häufiger öffentlicher und privater Mahnungen des Pfarrers" (Großhöbing, OB 1867 - 70, pars VII). Wenn irgendwo derartige Zusammenkünfte stattfanden und der Pfarrer davon Kenntnis er-

hielt "wurde (ihnen) da, wo sie in einzelnen Häusern auftauchen wollten, vom Seelsorger entschieden entgegengetreten" (Obermässing, OB 1873/74, pars VII).

Die Burschen suchten diesem Dilemma zu entkommen und wanderten - besonders während der Wintermonate - in die oft stundenweit entfernten protestantischen Dörfer. Dort war ihnen die Möglichkeit gegeben, sich - wie ältere evangelische Dorfbewohner gönnerhaft bestätigen - durch eine größere Bierspende in die Gesellschaft einer Rockenstube einzukaufen. Jenseits der Grenze blühten also nach Angaben vieler Gewährsleute die von katholischen Geistlichen so verabscheuten sittenverderbenden "Zusammenkünfte". Sollten ihre evangelischen Amtsbrüder dieses Treiben wirklich tatenlos hingenommen haben?

Aus den evangelischen Pfarrbeschreibungen der Jahre nach 1912/13 geht hervor, daß die Geistlichen hier - beinahe resigniert - einem Phänomen gegenüberstanden, das mit der sonstigen, äußerlich sichtbaren Kirchentreue ihrer Pfarrkinder nicht in Einklang zu bringen war. Die "aus der Sonntagschule entlassenen" Burschen und Mädchen trafen sich in bestimmten Häusern zur Rockenfahrt, "während der langen Winterabende und namentlich an den Sonntagen gab es dann ... wüstes Treiben bei Bier und Tanz. Bis spät nach Mitternacht waren die jungen Leute beisammen und daß es da nicht immer sittsam zugeht, darüber besteht wohl kein Zweifel. Der Alkohol tat schon das Seine" (Bergen, PfB. S. 340). In den Augen der Geistlichen waren die Rockenstuben die "Geburtsstätte der Unzucht" und doch wurden sie "wie ein kostbares Erbe von Jung und Alt behütet und besucht" (Bergen, PfB. S. 399). Die Ortsgeistlichen fühlten sich hier ohne die Mitwirkung der Eltern machtlos und sie mußten es bleiben, solange die Eltern den Standpunkt in dieser Angelegenheit nicht aufgaben, den einmal bei einer Dekanatsvisitation ein Gemeindeglied kundgetan hat mit den Worten: "Wir sind in die Rockenfahrten gegangen und unsere Jungen gehen eben auch hin" (Thalmannsfeld, PfB. S. 176). Die Ortsbewohner wollten sich diese Art der Abendunterhaltung also nicht nehmen lassen und verteidigten ihren Standpunkt, auf dieses Thema angesprochen, selbst bei einer Dekanatsvisitation - sicher in der Überzeugung, daß der Seelsorger die verderbliche Wirkung der Rockenstuben mit übertrie-

benen Worten schilderte.

Aus der Sicht eines begeisterten ehemaligen Rockenfahrtteilnehmers sieht die Situation der katholischen Jugendlichen auf diesem Gebiet folgendermaßen aus: "In katholischen Dörfern hats keine Rockenfahrt gegeben. Die haben nicht tanzen dürfen und nix Da waren die Pfarrer so arg. Die haben bestimmt, was die Mädli tun dürfen. Haben keinen Mann gernhaben dürfen, keusch bleiben müssen, nicht singen dürfen, nur geistliche Lieder, (es gab keine Tanzmusik zur Kirchweih" (Berg).

Tatsächlich stellte sich bei der Umfrage heraus, daß viele ältere Katholiken gar nicht tanzen können bzw. höchst selten zu Tanzveranstaltungen gingen. Auch Gewährsleute der mittleren Jahrgänge gaben von sich aus immer wieder zu, daß die Protestanten bessere Tänzer sind. (Diese Unterscheidungsmerkmale lassen sich bei der gegenwärtigen Jugend natürlich nicht mehr feststellen.) Gerne wurde von den Katholiken deshalb die Gelegenheit wahrgenommen, etwa für acht Tage zum Hopfenzupfen nach Kinding/EIH zu gehen. Außer der Verpflegung bekamen die Zupfer zwar keine Entlohnung, doch das Beisammensein vieler junger Leute bot Entschädigung genug. Zur abendlichen Unterhaltung gehörte nicht nur allerlei Schabernack während einer Arbeitspause. Auch Gesang und Erzählungen waren zu hören, damit die Zupfer während ihrer Arbeit zu vorgerückter Stunde nicht einschlafen konnten. Am letzten Tag fand nach einem reichhaltigen Abschlußmahl ein Tanz statt.

Während der Wintermonate trafen sich die Mädchen der katholischen Dörfer des "Grenzgebietes" in sogenannten "Dorfstuben", um dort zu stricken oder auch nur zu plaudern. Doch fanden sich zu dieser "Sitzweil" vor allem Freundinnen ein, nicht jedoch die gesamte Mädchenschaft eines Dorfes. Kamen Burschen zusammen - meist in eigenen Häusern oder im Wirtshaus - so handelte es sich nach den Angaben der Gewährsleute immer um die gesamte Burschenschaft. (Diese Angaben stammen allerdings von sogenannten "aktiven" Dorfbewohnern, welche die Abwesenheit zurückhaltenderer oder "ausgestoßener" Burschen wohl gar nicht bemerkt hatten. Auch hier dürfte eine Idealisierung im Sinne einer Dorfgesamtheit nicht auszuschließen sein.)

Eine Veränderung dieser Art des geselligen Lebens brachte der Zweite Weltkrieg, und zwar in mehrfacher Hinsicht. In einzelnen katholischen Dörfern scheint die strenge Trennung der Geschlechter bei diesen Zusammenkünften in der Nachkriegszeit überwunden worden zu sein. Nach dem Krieg kamen nur mehr wenige der eingerückten Burschen nachhause. Die Freude über heimkehrende Altersgenossen bewirkte es, daß sich die jungen Leute über die Konvention hinwegsetzten und Mädchen und Burschen gemeinsam die Abende verbrachten (Umä).

Das Bedürfnis, sich abends außerhalb der Familie, mit der man den ganzen Tag in der Landwirtschaft zusammengearbeitet hatte, Gesellschaft zu suchen, kam jedoch zum Abklingen, als immer mehr junge Leute nach auswärts in die Arbeit fuhren und erst verhältnismäßig spät am Abend heimkamen. (Die Tatsache, daß sie nach ihrer Berufsarbeit zuhause am Hof weiterarbeiten mußten, kann in diesem Fall außer acht gelassen werden, da die Abendunterhaltungen sowieso auf die weniger arbeitsreichen Wintermonate beschränkt waren.)

So paradox es klingen mag: Zum Verschwinden der abendlichen Zusammenkünfte in den Dorfhäusern trugen auch die verbesserten Wohnverhältnisse bei. Wer es sich leisten konnte, bedeckte in den fünfziger Jahren die Holzdielen des Fußbodens in Stube und Küche mit Linoleum oder Stragula. Eine größere Anzahl von Jugendlichen, die da mit schmutzigen Schuhen sich zum Tanzen in der "ausgelegten" Stube traf, war von der Hausfrau nicht mehr gern gesehen. Und durfte die Gesellschaft nicht mehr in das eine Haus, so sah auch die Nachbarin keine Veranlassung, die jungen Leute bei sich aufzunehmen.

Auch der Abzug der Dienstboten aus den Dörfern förderte das Absterben der abendlichen Unterhaltung der Dorfjugend. Die Anschaffung von Radioapparaten, besonders aber der Besitz eines Fernsehgerätes veränderte die Situation vollkommen. Die Jugendlichen trafen sich nun nicht mehr mit ihren Altersgenossen in bestimmten Dorfhäusern, vielmehr kamen bei dem stolzen Besitzer solcher Unterhaltungsgeräte die Familien aus dem engeren Bekanntenkreis zusammen, jung und alt gleichermaßen.

Der Verband der Altersgenossenschaft behielt jedoch seine Bedeutung bei gemeinschaftlichen Unternehmungen, vor allem dem Besuch von Tanzveranstaltungen in Nachbardörfern. In den betreffenden Wirtschaften wurden - und werden zum Teil noch heute - dorfweise lange Tischreihen bestellt. Vor Beginn der Veranstaltung findet man die Namen der umliegenden Dörfer mit Kreide auf Tischplatten geschrieben. Die etwa benötigte Anzahl von Stühlen ist mit der Lehne gegen die Tischplatte gekippt. An den Markttagen in Thalmässing besucht die Jugend eines Dorfes ihr Stammlokal. Das bedeutet: In bestimmten Wirtschaften des Markttortes kommen immer wieder - über Generationen hinweg - die Bewohner bestimmter Dörfer zusammen, um dort zu tanzen. Die tanzlustigen Burschen und Mädchen gingen geschlossen zu den Veranstaltungen und (angeblich) ebenso geschlossen traten sie den Heimweg an. Die zunehmende Motorisierung auch unter den Jugendlichen machte dieser Gepflogenheit ein Ende, da im Auto vier, höchstens sechs Personen zusammen fahren können. Eine "Außenseiterin" der Dorfjugend meinte dazu: "Da ist man dann nimmer so mitgenommen worden" (Schw).

Zum Kirchweih Tanz der Nachbardörfer aber finden sich die Jugendlichen auch heute noch "dorfweise" ein. Die katholischen Burschen und Mädchen bleiben der Tanzmusik zur evangelischen Kirchweih weiterhin fern. Heute, wo sie mit ihren Autos selbst entfernt gelegene, evangelische Gemeinden ansteuern könnten, verschließt ihnen die Konvention diese Möglichkeit. In die protestantischen Dörfer, selbst in den Markttort Thalmässing fahren sie nämlich nur, "wenn sonst nirgends was los ist" (GHöb). Viel wohler fühlen sie sich aber im katholischen Greding oder Titting. Am Faschingsdienstag 1973 veranstaltete beispielsweise der Markt Thalmässing einen Faschingszug. Die Jugendlichen aus Kleinhöbing fuhren mit größter Selbstverständlichkeit in ihren Zentralort - wie die Bewohner der anderen protestantischen Dörfer auch. Die Burschen und Mädchen aus Großhöbing hingegen hatten nicht einmal die Ankündigung dieser Veranstaltung zur Kenntnis genommen. Sie dachten gar nicht daran, sich in Thalmässing zu vergnügen, sondern gaben selbst einen Mäsenumzug zum besten.

An der Wiese zwischen Klein- und Großhöbing verläuft nicht nur die Grenzlinie zwischen zwei Konfessionsgebieten, sondern auch zwischen zwei Trachtenregionen. (Das Wort "Tracht" wird von den Bewohnern dieses Gebiets für

die nach traditionellem Schnittmuster angefertigten Frauenkleider gebraucht.) Während "im Katholischen" die Stoffe der Frauentracht meist zweifarbig gewirkt sind, bzw. waren, zeigen bzw. zeigten sich die Protestantinnen in einer dunkelfarbigem, in sich gemusterten Tracht.

In beiden Konfessionsgebieten gehört zur traditionellen Frauenkleidung ein wadenlanger, weitgereihter Rock, eine gleichfarbige Jacke und eine Halbschürze. Die evangelischen Frauen verzieren den Jackensaum ebenso wie den Rocksäum mit einem Besatz aus zwei bis drei Reihen Samtband. Dagegen bleibt die Jacke der Katholikinnen ohne diese Zutat, weil der Rockbund über dem Jackensaum getragen wird. Das mittelbreite Schürzenband verdeckt den Rockbund. Die evangelischen Frauen dagegen lassen die Jacke lose über Rockbund und Schürzenband fallen.

Die Frauentracht der beiden Konfessionsgebiete unterscheidet sich jedoch nicht nur in äußerlichen Merkmalen wie Stoffart und Tragweise. Die Gepflogenheit der Frauen, sich ihre Hochzeitsaussteuer, soweit sie die Kleidung betraf, nach herkömmlichem Schnitt anfertigen zu lassen, endete in beiden Untersuchungsgebieten in verschiedenen Zeitschichten. Die letzte Trachtträgerin Großhöbings war 1876 geboren. Sie starb 1968. In Kleinhöbing dagegen - ebenso wie im übrigen evangelischen Untersuchungsgebiet - begegnet man noch einer Vielzahl von älteren Frauen, die sich nicht "umgekleidet" haben, d. h. die sich keine "moderne" Garderobe zulegte. Um 1920 sind in Kleinhöbing die ältesten jener Frauen geboren, die heute noch ihre aus der Hochzeitsausstattung stammende Tracht tragen. In Untermässing gehen heute noch zwei Frauen in Tracht. Eine von ihnen ist im Jahr 1899 geboren. "Die kaafat sich kan Mantl, net um's Sterbn," erklärt ihr Schwiegersohn. Nach groben Schätzungen blieb die Tracht bei den protestantischen Frauen also eine Generation länger in Mode als bei den Katholikinnen.

Am Fortbestand alter Kleidungssitten im protestantischen Untersuchungsgebiet dürften die Ortsgeistlichen nicht unwesentlich beigetragen haben. Aus den Pfarrbeschreibungen ebenso wie aus Explorationsgesprächen geht hervor, daß die protestantischen Frauen auf den ausdrücklichen Wunsch ihrer Pfarrherren in der - ehemals zur Tracht gehörenden - Bänderhaube zur kirchlichen Abendmahlsfeier erschienen. 134)

Sehr deutlich kommt dieser Sachverhalt in der Pfarrbeschreibung von Nenns-

lingen zum Ausdruck: "Die Gottesdienstbesucher erscheinen in ihrem Sonntagsstaat, der freilich bei der Männerwelt keine ausgesprochene Tracht mehr darstellt - dieselbe ist unwiederbringlich verlorengegangen -, während bei Frauen und Mädchen doch in Folge vieler Bemühung Hoffnung besteht, eine solche, was Röcke, Jacken und besonders die schönen Bänderhauben mit Stickerei anlangt, zu erhalten" (Nennslingen, Pfb. S. 54 f).

Im Jahr 1915 bemerkt Pfarrer Städler von Bergen, daß die Bänderhauben aus der Mode kommen. "Sind früher fränkische Bäuerinnen im Schmucke ihrer Bänderhauben (zum Gottesdienst) erschienen, so kommt man jetzt von diesem Brauch mehr und mehr ab; nur noch an den Vor- und Nachmittagen der hohen Festtage und am Tag des Abendmahlsganges erscheinen (auch!) die jüngeren Frauen und die Mädchen in dieser einfachen und kleidsamen Tracht " (Bergen, Pfb. S. 301). Nach dem Abgang von Pfarrer Städler im Jahr 1937 setzten die Frauen selbst zur Feier des Abendmahles ihre Bänderhauben nicht mehr auf.

Die Wertschätzung der althergebrachten Kleidungsitten dürfte jedoch auch durch den Einfluß der Pfarrfrauen bedingt sein. Diese Vermutung stützt sich u. a. auf eine Bemerkung in der Pfarrbeschreibung von Ullstadt. Zwar ist dort "die besondere Tracht der fränkischen Bauern und Bäuerinnen längst verschwunden ...", doch erscheinen "an allen Fest- und Feiertagen ... die Frauen und Mädchen schwarz gekleidet zum Frühgottesdienst. Wer diese Ordnung durchbrechen würde, würde unangenehm auffallen. (Zur besonders freundlichen Beachtung der Pfarrfrau.)" (Ull, Pfb. S. 238). Bei den Explorationsgesprächen fiel auf, daß die Pfarrfrauen über die Kleidungsitten ihrer Pfarrgemeinde genau Bescheid wissen.

Verzögerten die Geistlichen im evangelischen Untersuchungsbereich durch ihre Bemühungen das Ablegen der Bänderhaube - und damit wohl indirekt auch das Ablegen der Tracht - so unterstützten die Geistlichen im katholischen Untersuchungsbereich, befangen im Ehrenkodex der Tugendbündnisse (vgl. S. 151), durch ihre Bemühungen das Standesdenken und die Beibehaltung der entsprechenden Symbole. Zwar stieß die Gründung der Tugendbündnisse bisweilen auf Kritik, doch prägte das Gedankengut dieser Vereinigungen fast ein Jahrhundert lang bestimmte Zielvorstellungen und Brauchformen

(nicht nur) im Untersuchungsgebiet.

Noch heute betont ein bis vor kurzem amtierender Pfarrer, er habe in seiner Pfarrei keine Vereine gegründet, weil er der Ansicht war: "Mein Verein ist meine Pfarrei. Die Pfarrei aber gliedert sich in Burschen, Mädchen, Männer und Frauen" (Ochs). Auf diese Weise mußten sich alle Personen des jeweils aufgerufenen Standes angesprochen fühlen.

Kirchliche Prozessionen bieten die Möglichkeit, diese ständische Gliederung nach außen hin zu demonstrieren. Die Aufstellung der Prozessionsteilnehmer erfolgt bekanntlich nach Geschlechtern getrennt in altersmäßiger Abstufung. Eigene Formationen innerhalb des Prozessionszuges bilden die Mitglieder der örtlichen Vereine, v. a. Feuerwehr und Kriegerverein. Die weiblichen Teilnehmer zeigen sich jedoch nicht nur in altersmäßiger Staffe- lung. Sie werden (bzw. wurden) überdies in Mädchen, Jungfrauen, Frauen und "Gefallene" gegliedert. Bis vor wenigen Jahren kam diese Unterteilung durch unterschiedlichen Kopfschmuck zum Ausdruck. In den untersuchten Dörfern war es "der Brauch", daß bei kirchlichen Prozessionen sowie beim Hochzeits- und beim Leichenzug die Mädchen bis zur Schulentlassung ihre Kommunionkränze trugen. Als "Feiertags-Schülerinnen" kauften sie sich dann Jungfrauenkränze, die sie bis zu ihrer Eheschließung aufsteckten. Sobald ein lediges Mädchen ein Kind geboren hatte, war sie nicht mehr berechtigt, einen Kranz aufzusetzen. blieb eine Frau unverheiratet, so zeigte sie sich bis an ihr Lebensende mit dem Jungfrauenkranz. (Er wurde ihr als besonderes Ehrensymbol mit ins Grab gegeben.)

Diese Sitte hielt sich allgemein bis zum Zweiten Weltkrieg. Im Zentrum des Hochstifts (Ochsenfeld) erschienen die alten Jungfrauen bei Prozessionen jedoch bis in die fünfziger Jahre bekränzt. In den Nachkriegsjahren haben die ledigen Frauen etwa vom dreißigsten Lebensjahr an ihre Jungfrauenkränze nicht mehr aufgesteckt. Gegenwärtig ist das Kranztragen bei Prozessionen auf die Kommunionmädchen beschränkt. Die älteren Schulmädchen sieht man kaum mehr bekränzt. Auf die Neuanschaffung eines Jungfrauenkranzes nach der Schulentlassung verzichteten die Mädchen im Untersuchungsgebiet seit einer Zeitspanne von frühestens fünfzehn, wenigstens vier bis fünf Jahren. Die Beibehaltung dieser Sitte hing vom Durchsetzungsvermögen der einzelnen Ortsgeistlichen ab. Der im Jahre 1969 in Untermässing neu aufgezogene Pfarrer hat beispielsweise vor den gegebenen Anlässen die Jungfrauen nicht

mehr eigens aufgefordert, mit Kränzen geschmückt zu erscheinen. Die Mädchen selbst legten auch keinen Wert auf das Tragen eines derartigen Symbols. Auf diese Weise ist innerhalb von drei Jahren der Kranzschmuck bei den älteren Mädchen abgekommen. ¹³⁵⁾

Doch legten auch die Frauen wert darauf, bei feierlichen Anlässen sich ihrem Stand gemäß zu präsentieren und sich von den "Gefallenen" abzusetzen. Diese Kennzeichnung war vor allem dann für die Dorfbevölkerung von Interesse, wenn sie Gelegenheit hatte, die Gäste einer Hochzeitsgesellschaft zu begutachten, unter der sich ja immer auch auswärtige, also oft unbekannte Besucher einstellen. "Da hat man immer gleich gewußt, wer was ist" (Ochs). Auf die Ausgestaltung des Hochzeitszuges jedoch nahm der Ortsgeistliche keinen Einfluß; in allen untersuchten Gemeinden erschienen die Mädchen bei dieser Gelegenheit deshalb bereits in den ersten Nachkriegsjahren ohne ihren Jungfrauenkranz. Er blieb nun noch eine Zeitlang den kirchlichen Prozessionen vorbehalten.

Wie sehr bei der katholischen Bevölkerung des Südgebietes - in Restformen auch heute noch - das Bedürfnis nach ständischer Gliederung besteht, beweisen die Ledigenbegräbnisse. Vor allem ältere Leute achten darauf, daß ein verstorbener Jüngling oder eine Jungfrau - egal welchen Alters - mit besonderen Ehren zu Grabe getragen wird. Den Unverheirateten gebührt ein weißer Sarg, über dem in drei hohen Bögen Girlanden von Immergrün sich wölben. Sie werden von den Mädchen des Dorfes in einem "Dorfhaus" gewunden. Die Standesangehörigen des Verstorbenen spenden gemeinsam einen Kranz.

Da viele Jugendliche heute jedoch außerhalb des Dorfes beschäftigt sind, gilt nicht mehr die einst unumstößliche Regel, daß auch alte Leute, soweit sie unverheiratet waren, von ihren jungen Standesgenossen zur letzten Ruhe gebracht werden. Zählt ein Verstorbener jedoch zur Burschenschaft, so tragen Angehörige seiner Altersgruppe den Sarg zum Friedhof.

Junge Mädchen fungieren aber selbst beim Begräbnis einer gleichaltrigen Freundin nicht mehr als Sargträgerinnen. In Untermässing ließ in den sechziger Jahren der damalige Pfarrer nur noch Burschen zu diesem Ehrenamt zu, da die Mädchen zu dieser Zeit Schuhe mit hohen Pfennigabsätzen trugen, die ein sicheres Geh- und Stehvermögen beeinträchtigten. Doch war es damals noch allgemein üblich, daß vier bis sechs bekränzte Mädchen, deren

weiße Kleider dem Anlaß durch eine schwarze Schärpe angepaßt waren, die jugendlichen Sargträger begleiteten. (Die weißen Kleider waren meist anläßlich einer Fahnenweihe angeschafft worden.) Schulkinder - die Kommunionmädchen ebenfalls in weißen Kleidern mit schwarzer Schärpe - sowie alle jungen Mädchen und Burschen des Dorfes durften in früheren Jahren im Trauerzug eines Ledigenbegräbnisses nicht fehlen. Die Dienstboten bekamen arbeitsfrei, um an der Leichenfeier teilnehmen zu können. So konnte es vorkommen, daß ortsfremde Mägde eine alte Frau zu Grabe geleiteten, die sie nie zuvor gesehen hatten, da die Verstorbene jahrelang bettlägrig war.

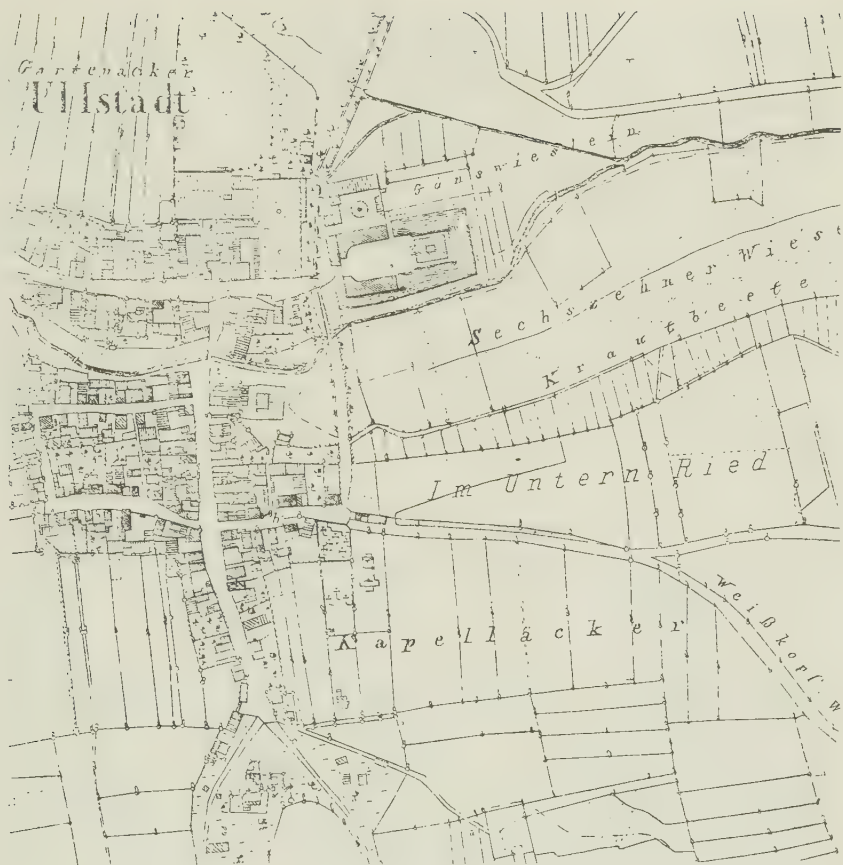
Noch 1969 wurden die Jungfrauen einer katholischen Gemeinde des Südgebiets durch die Einladung zum Leichenschmaus, der im Anschluß an das Begräbnis einer alten ledigen Frau stattfand, besonders geehrt. ¹³⁶⁾ Da inzwischen viele junge Leute tagsüber an auswärtigen Arbeitsstätten beschäftigt sind, und überdies die "Kranzeljungfrauen" in den Prozessionen fehlen, haben die Ledigenbegräbnisse an Pomp verloren. Selbst die Schulkinder fordert man nicht mehr grundsätzlich auf, an Jünglings- oder Jungfrauenbeerdigungen teilzunehmen.

Beim Leichenbegräbnis eines Jugendlichen werden aber auch heute noch besondere Formen beibehalten. Im Jahr 1973 verstarb in Mantlach ein junges Mädchen. Vier Burschen, mit schwarzen Hosen und weißen Hemden bekleidet, trugen den Sarg der Verstorbenen. Vier Mädchen in schwarzen Röcken und weißen Blusen folgten ihnen. Nach Bekanntwerden des Todesfalls wurde zwar zunächst einer der vier, als Sargträger fungierenden, verheirateten Männer verständigt, doch kamen bald zwei Frauen überein, daß in diesem Fall eine besondere Regelung getroffen werden müsse. Von ihnen erhielten die Jugendlichen den Auftrag, die entsprechenden Ämter zu übernehmen, und in "angemessener" Kleidung zu erscheinen.

Über die Wiese zwischen Groß- und Kleinhöbing verläuft nicht nur die Trennlinie zwischen zwei Regionen, die auf gewissen Bereichen unterschiedliche Kleidungssitten aufweisen. Die beiden Dörfer sind auch durch eine Mundartgrenze getrennt. Während die Bewohner des katholischen Gebiets von "Hebing" sprechen, kennen die alteingesessenen Protestanten nur "Hi:bing". Auffallenderweise nennen die Angehörigen der verschiedenen Konfessionen nur immer

den Namen "Höbing", doch meinen die Protestanten - auch der umliegenden Dörfer - damit immer Kleinhöbing, die Katholiken der ganzen Region jedoch Großhöbing. Nur wenn sie - in Gedanken - über die Grenze gehen, nennen die Angehörigen beider Konfessionen auch die kennzeichnende Vorsilbe. Dieser Umstand zeigt, wie sich die einzelnen Konfessionsangehörigen jeweils als Kollektiv fühlen, deren Alltagswelt an der Konfessionsgrenze endet. Im täglichen Sprachgebrauch genügt das Wort Höbing und jedermann weiß, daß "sein" Höbing gemeint ist.

Diese Grenzlinie, die als Territorialgrenze gleichzeitig Konfessionsgrenze geworden ist, dann zu einer Grenze zwischen zwei Regionen mit unterschiedlichen Kleidungssitten werden mußte, wird wohl als Sprachgrenze noch am längsten Geltung behalten. ^{136 a)}



Karte II Ortsgrundriß Ullstadt, Stand 1960

Ausschnitt aus der Flurkarte N. W. LXXI. 34, 1:5000

Hrsg. v. Bayer. Landesvermessungsamt

II. Ullstadt, ein reichsritterschaftliches Dorf

Im Südgebiet sind die Angehörigen der protestantischen und der katholischen Kirche zwar in einer Verwaltungseinheit, dem Landkreis Hilpoltstein vereint, jedoch getrennt durch eine Grenze, die zwischen dem Fürstentum Ansbach und dem Hochstift Eichstätt verlief. In Ullstadt, einer Gemeinde des Nordgebiets, wohnen die Mitglieder der genannten Konfessionen dagegen lokal vereint in einer Siedlungseinheit. Die Trennung deckt sich hier mit den unterschiedlichen sozialen Schichten.

Im Jahr 1662 kauften die katholischen Brüder Friedrich und Peter zu Franckenstein das "freyadeliche Ritterguth Ullstadt" mit 71 Anwesen, von denen jedoch 31 öd lagen, von dem protestantischen Geschlecht der Seckendorff; außer dem Schloß gehörte die Cent und die Vogtei sowie das jus patronatus zu St. Johannis in Ullstadt zu dem Erworbenen.¹³⁷⁾ Am Ende des Alten Reichs übten die Freiherren von und zu Franckenstein sowohl das Hochgericht als auch die Dorf- und Gemeindeherrschaft im Ort aus.¹³⁸⁾ Für Ullstadt galt wie für andere Staatskörper der Reichsritterschaft das "Kriterium echter Adels-herrschaft: Sie waren durchaus überschaubar, und das Regiment war dadurch einmal persönlich und direkt, so daß ein patriarchalisches Bezogenheitsverhältnis zwischen Herren und Untertanen erhalten blieb, zum andern aber waren ihm durch diese Kleinräumigkeit enge Grenzen sowohl der staatlichen Machtentfaltung wie der materiellen Nutzung gesetzt".¹³⁹⁾ Um eine staatliche Machtentfaltung zu ermöglichen, suchte man die Bevölkerungszahl zu heben, denn "nur eine hohe Kopfzahl vermochte ja den Territorien die für die Durchsetzung ihrer politischen Ansprüche oder auch nur für den immensen Aufwand des Landesherren nötige Finanzkraft zu geben".¹⁴⁰⁾

Während die alteingesessene Bevölkerung Ullstadts dem evangelischen Glauben angehörte, ermöglichte nun die katholische Herrschaft ihren Glaubensgenossen, aber auch Juden den Zuzug. Infolge dieser Peuplierungspolitik finden sich noch heute die größeren bäuerlichen Anwesen im Besitz von Protestanten, während die Katholiken die einst bei der Ansiedlung durch Gutszersplitterung gewonnenen kleinen Anwesen bewirtschaften bzw. bewirtschafteten.

Wie sehr die Zugehörigkeit zu einer der beiden Konfessionen auch und vor

allem als Frage des Besitzstandes betrachtet wird, geht aus der Überzeugung des katholischen Pfarrers hervor, daß ein reicher protestantischer Bauer kein armes katholisches Mädchen heiraten würde. (Bekanntlich war die Verbindung zwischen armen und reichen Familien durch Heirat immer problematisch. Erst in jüngster Zeit haben derartige Eheschließungen den Charakter der Mesalliance etwas verloren, da es für den Erben oder die Erbin eines landwirtschaftlichen Betriebes schwer geworden ist, einen Ehepartner zu finden.) Während der katholische Gewährsmann den Protestanten als den "Nicht-Gewillten" darstellt, weiß eine protestantische Frau, in deren Anwesen ein Katholik eingehieiratet hat, zu berichten, daß auf diese Eheschließung hin einige katholische Dorfbewohner mit dem jungen Bauer nicht mehr sprachen, angeblich sogar vor ihm ausspuckten. "Eine Mischehe hat noch was an sich ..."

Der Autor der Ullstädter evangelischen Pfarrbeschreibung ist dagegen bemüht, ein Bild der Eintracht zwischen den verschiedenen Konfessionsangehörigen zu entwerfen. "Am Fronleichnamstag z. B., an dem die Prozession von der katholischen Kirche zum Schlosse gehalten wird, werden unsre Schulkinder während der Dauer der Prozession noch in der Schule zurückgehalten, damit keine Störung oder Ungehörigkeit vorkommt. Liebenswürdigkeiten, wie absichtlich Mistfahren; Peitschenknallen sind nicht üblich. Umgekehrt verhalten sich die Katholiken am Charfreitag, der gesetzlicher Feiertag ist, still, und was im Kirchenjahresbericht 1867/70 erzählt wird, daß ein Katholik am Charfreitag während des Gottesdienstes gedroschen hat, erscheint heute unmöglich. - Schön ist das Herkommen, daß bei allen Beerdigungen die Glocken beider Kirchen geläutet werden Man gibt hier den Toten ohne Unterschied der Konfession das Geleit, Protestanten wohnen den katholischen Beerdigungen bei und umgekehrt" (Ullstadt, PfB. S. 274). Einer der Gründe für diese - nach außen zur Schau gestellte - Harmonie sieht der evangelische Pfarrer in "dem Willen zum Frieden, den die beiderseitigen Geistlichen bekunden (und) dem Einfluß der Gutsherrschaft Aber so nachdrücklich und deutlich das Bekenntnis der Franckenstein'schen Familie zum katholischen Glauben ist, so ist sie sich auch dessen bewußt, daß der größere Teil der Gemeinde sich zum evangelischen Glauben bekennt und daß sie diesem Teil gegenüber als Guts- und Patronatsherrschaft auch Verpflichtungen hat. Und diese Verpflichtungen sind ihr - ich glaube das aussprechen zu dürfen - nicht

eine Last, sondern sie werden gerne übernommen Wenn den verstorbenen Protestanten ebenso wie den Katholiken Mitglieder des freiherrlichen Hauses regelmäßig die letzte Ehre erweisen, so wird das auf evangelischer Seite immer dankbar empfunden. Und was die Wohltätigkeit anlangt, so liegt am Tage, daß von der Familie Franckenstein kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten gemacht wird" (Ullstadt, PfB. S. 272 f.).

Doch haben auch die Pfarrkinder des Berichterstatters Verdienste um das - genannte - gute Einvernehmen im Dorf, da sie bestrebt sind, "die Katholiken nicht vor den Kopf zu stoßen, zu drücken. So wird, um mit dem letzten Punkt zu beginnen, bei den Gemeindewahlen immer Sorge dafür getragen, daß auch ein Katholik Sitz im Gemeindeausschuß erhält ... ¹⁴¹⁾ Die Bedürfnisse der katholischen Schule werden im weitestgehenden Maße von der Gemeinde berücksichtigt" (Ullstadt, PfB. S. 272).

"Man sieht: äußerlich gehen die Beziehungen hinüber und herüber. Damit ist die innere Beeinflussung von selbst gegeben. Wenn die Katholiken treu zu ihrer Kirche halten, so wollen die Protestanten nicht minder treue Evangelische sein; wenn die Katholiken allen Fleiß an ihre gottesdienstlichen Übungen wenden, so wollen die Protestanten ihr Gotteshaus auch nicht leer stehen lassen; wenn bei den Katholiken der Kultus immer wieder nach außen in die Erscheinung tritt, so spüren die Protestanten, daß es für sie als Protestanten um so ernstere Pflicht ist, Gott zu dienen im Geist und in der Wahrheit. So ist der Segen der Beeinflussung von der anderen Seite unverkennbar. Der protestantische Teil der Ortsgemeinde hat seine Aufgabe begriffen, daß er nicht nur der Zahl nach, sondern dem inneren Wert nach voranstellen muß ----" (Ullstadt, PfB. S. 275).

Die in diesen Sätzen sich offenbarende Überzeugung des protestantischen Geistlichen - sie läßt sich vielleicht auf den Grundgedanken reduzieren: "letztlich sind die protestantischen Einwohner halt doch die besseren Christen" - wird heute noch von älteren Menschen bedenkenlos ausgesprochen. Der älteren Generation der Ullstädter Protestanten wurde vom Autor der Pfarrbeschreibung Religionsunterricht ganz im Sinne der gegebenen Darstellung erteilt. Ehemalige Schüler dieses Pfarrers distanzieren sich von

den Katholiken auf religiöser Ebene, indem sie betonen, sie haben die katholischen Kinder beneidet, weil diese nicht so viel für den Religionsunterricht lernen mußten. Das mag stimmen, dahinter steht jedoch - was auch in weiteren Gesprächen zum Ausdruck kommt - das Bewußtsein, im Besitz des größeren religiösen Wissens, verstärkter "Bibelfestigkeit" zu stehen. Mit dem Hinweis auf ihre Erziehung zur Rechtschaffenheit betont eine evangelische Gewährsfrau gleichzeitig, daß sie zwar nicht - wie die Katholiken - jeden Sonntag zur Kirche gehe, und doch seien die Protestanten besser als mancher Katholik. Der tägliche Kirchenbesuch einiger "200 %iger Katholiken" scheint vielen Protestanten ein Dorn im Auge zu sein. Auch ist man auf evangelischer Seite darüber ungehalten, daß sich "die Katholiken" als die besseren Christen betrachten. Nimmt man dieses Prädikat - besonders als Schüler des genannten Pfarrers - doch für sich selbst in Anspruch!

Wie stellen nun katholische Ortseinwohner die Situation der konfessionellen Gespaltenheit dar? Befragungen in katholischen Familien sollten der Lösung dieser Frage dienen. Die Familie, die auf Empfehlung des protestantischen Bürgermeisters aufgesucht wurde, war kaum zu einer Auskunft zu bewegen. Man schickte mich zu einer anderen - wie sich später herausstellte - "wohlhabenden" katholischen Familie. Doch auch sie war nicht zu einem Gespräch bereit. Dafür beantwortete eine zufällig anwesende protestantische Frau meine Fragen. Sie wußte auch über kirchliches Brauchtum der Katholiken Bescheid. Es darf nicht nur als Zufall gewertet werden, daß von vier Frauen der gleichen Altersstufe, denen ich die gleichen Fragen stellte (bzw. stellen wollte), die zwei Protestantinnen - obwohl unterschiedlichen sozialen Schichten angehörend - einen sehr selbstsicheren Eindruck machten, der mitunter etwas rechthaberische Züge erkennen ließ. Die beiden katholischen Frauen wirkten dagegen ausgesprochen unsicher und wenig informiert. ¹⁴²⁾

Die Unsicherheit der Katholiken dürfte jedoch auch durch das Verhalten des katholischen Geistlichen geprägt sein. Von ihm wird erzählt, er habe den Heischegang der "Sternsinger" im letzten Jahr abgeschafft. Die Ministranten, welche als Heilige Drei Könige um Gaben baten, haben auch die Häuser der Protestanten aufgesucht. Das war dem Pfarrer unangenehm.

Dem Explorator gegenüber sagt der katholische Geistliche anerkennend - ohne jeglichen ironischen Zug - die Fronleichnamsprozession werde von den Protestanten "toleriert". Flurprozessionen sind sowieso nicht üblich, da die Fluren - mit Ausnahme "kleiner Flecken irgendwo" - den Katholiken nicht gehören.

Auf die Frage, wie sich katholisches Brauchleben äußert, bemerkt der protestantische Bürgermeister wohlwollend und zufrieden: "Die Katholiken merkt man außer an Fronleichnam nicht im Dorf." Eine evangelische Frau wußte auf die gleiche Frage zu berichten, daß die Katholiken an Fronleichnam von den Birken neben den Altären Zweige mit nach Hause nehmen und im Stall sowie im Haus aufhängen. Ebenso sieht man bei ihnen geweihte Palmkätzchen. An Ostern lassen sie Schinken weihen.

Auf dieses Thema angesprochen meinte der katholische Pfarrer resigniert "diese Weihe-sachen, das ist vorbei". Kräuterweihen gibt es nicht mehr, eine Palmweihe wird zwar vollzogen, aber nicht mehr alle Leute bringen selbst Palmkätzchen mit. Auch die Speisenweihe an Ostern findet nur mehr wenig Interesse. In der Karwoche ziehen die Ministranten zwar mit ihren Ratschen vor die katholischen Häuser und sagen dort einen Vers auf, doch gehen sie so früh, daß sie nicht gesehen werden. Von einem Ministranten wurde diese Angabe bestätigt. Zufrieden teilte er mit, daß sie morgens um halb fünf Uhr meist schon fertig sind.

Der Ortspfarrer begründet dieses Verhalten damit, daß Ullstadt "schon immer eine Diaspora-Gemeinde war. Die hat nicht diese Bräuche wie eine gewachsene katholische Gemeinde. Und in der evangelischen Kirche waren ja die Bräuche noch viel geringer". Man merkt in jeder einschlägigen Situation den scheuen Blick auf den evangelischen "großen Bruder". Wenn das Protestantentum den Charakter des Ortes bestimmt, so liegt nach Meinung des katholischen Geistlichen der Grund darin, daß hier "das Festhalten, das der Bauer im allgemeinen hat, an Scholle und Haus und Hof" sich auch auf religiösem Gebiet zeigt und "zum Tragen kommt".

Die Katholiken ihrerseits scheinen eine ausgesprochen defensive Haltung einzunehmen. Es handelt sich hierbei jedoch nicht um eine konservative Einstellung aller Landwirte schlechthin, sondern das ist ein Ausfluß der über-

ragenden Stellung, welche die wenigen protestantischen Bauern im Gemeindeleben einnehmen. Es ist auch kein Zufall, daß der katholische Pfarrer den Explorator zu weiteren Umfragen über das Dorfleben in eine der wohlhabenden protestantischen Familien schickte!

Trotz dieses Übergewichts der einen Konfession kommt es nicht zu offenen Konfrontationen. Der katholische Geistliche betont, daß früher, als auch noch ein evangelischer Pfarrer in Ullstadt ansässig war - heute sind die Protestanten der Pfarrei Langenfeld angegliedert - zwischen den beiden Amtsbrüdern "eine bemerkenswerte Kollegialität" herrschte, "die von unten her nicht gerade mitvollzogen wurde". Differenzen zwischen den Pfarrkindern beider Konfessionen werden jedoch höchstens auf privater Ebene ausgetragen und sind nach außen hin nicht sichtbar. Überdies "entkrampfen" sich die Spannungen zwischen den Angehörigen beider Konfessionen allmählich. Als "Beweis" wird die Beteiligung der katholischen Bevölkerung an der Einweihung der renovierten protestantischen Kirche aufgeführt.

Die Dorfbewohner jedoch wissen zu berichten, daß früher häufig Spannungen zwischen den beiden Geistlichen zu erkennen waren, die sich aber angeblich nicht auf die Parochianen übertragen haben. Dem jetzigen katholischen Geistlichen wird von protestantischer Seite lobend große Friedfertigkeit bestätigt. Auch der Bürgermeister erklärt zufrieden: "Im Dorf merkt man gar nicht, daß zwei Konfessionen zusammenleben. Wir sind miteinander aufgewachsen." - Doch wie vollzog sich dieses "Aufwachsen"?

Die Protestanten waren mit dem Katholizismus von Kindheit an vertraut, besuchten doch alle Dorfkinde den bis vor wenigen Jahren von einer katholischen Ordensfrau geleiteten Kindergarten. Dort wurden sie "katholisch" erzogen. Sie lernten beispielsweise die katholischen Gebete. Während der Ernzeit vertrauten protestantische wie katholische Mütter ihre Kinder bereits zu sehr früher Stunde der Aufsicht der Schwester an. Die Kleinen nahmen dann mit der Ordensfrau an der Frühmesse teil. Viele protestantische Kinder besaßen - wie ihre katholischen Altersgenossen - einen Rosenkranz. Sie schmückten in irgendeinem Winkel ihres Hauses eine Marienstatue und errichteten auch - beispielsweise im Keller - einen Herrgottswinkel. Eine

selbstbewußte Haltung äußert sich in der Einstellung protestantischer Eltern, die den Bedürfnissen der Kinder, nachzuvollziehen, was sie im Kindergarten gelernt haben, nicht entgegenwirkten, sondern ruhig abwarteten, bis es "mit der Zeit sowieso verschwindet".

Dieses "Verschwinden" stellte sich früher mit Gewißheit bereits in der Schulzeit ein, wo eine Trennung der Schüler nach Konfessionen erfolgte. Während dieser Zeit trugen die Schüler untereinander nach Angaben mehrerer Gewährsleute heftige Fehden aus. Unter nationalsozialistischem Regime wurde jedoch eine Simultanschule errichtet. Als in den Nachkriegsjahren die Schüler wieder nach Konfessionen getrennt unterrichtet werden sollten, war nach Angaben des Bürgermeisters die Dorfbevölkerung dagegen. "Wenn die wieder zwei Schulen wollen, muß gleich der Hitler wieder her!" lautete die Parole im Dorf.

Obwohl die Kinder beider Konfessionen nunmehr gemeinsam unterrichtet werden, glaubt eine protestantische Frau feststellen zu können, daß man nie ein katholisches mit einem evangelischen Kind spielen sehe. Inwieweit diese "Beobachtung" der Wirklichkeit entspricht, sei dahingestellt. Die Auskunft ist insofern aufschlußreich, da dem katholischen Kind unbewußt und indirekt mangelndes Interesse am Kontakt "vorgeworfen" wird. (Das Spielverhalten der Kinder bildete kurz vor der Befragung das Gesprächsthema in der Familie, wie mir berichtet wurde.) Die Probleme die das Zusammenleben zweier Konfessionen mit sich bringt, scheinen also auf allen Ebenen existent und lebendig zu sein.

Recht unbefangen behandelten dagegen junge Männer einer Stammtischrunde - es handelte sich um Angehörige beider Konfessionen - das Problem der konfessionellen Spaltung. (Allerdings war unter ihnen ein mißtrauischer Altersgenosse, der sich zu den angeschnittenen Themen grundsätzlich nicht äußerte, sondern mehrmals betonte: "Ich halt mich da raus!") Ihre Äußerungen lassen den Schluß zu, daß die junge Generation nicht geneigt ist, sich in Konfessionsfragen zu engagieren. Zwar sind selbst die Jugendlichen - durch gegenseitige Kontrolle - so stark an ihre Kirche gebunden, daß beispielsweise die Katholiken jeden Sonntag am Gottesdienst teilnehmen. "Fanatiker", die

immer wieder einen "Religionskrieg" vom Zaun brechen, gehören jedoch angeblich nur der älteren Generation an. Unter "den Alten" gibt es "auf beiden Seiten" "sture Köpfe", die den Angehörigen der anderen Konfession ab und zu eins auswischen. So ließ sich vor etwa fünf Jahren ein Protestant während der Fronleichnamsprozession mit einer Mistfuhr auf der Straße sehen. "Vertreter" der Gegenseite revanchierten sich, indem sie am Karfreitag, dem höchsten Feiertag der Protestanten, mit der weithin hörbaren Kreissäge Holz schnitten. Bezeichnenderweise blieb dieser Vorfall bei Gesprächen mit älteren Gewährsleuten unerwähnt.

Ältere Gewährsleute - einschließlich dem katholischen Pfarrer und dem evangelischen Bürgermeister - neigen dazu, Mißhelligkeiten längst vergangenen Zeiten zuzuschreiben, wobei die Pfarrkinder in den beiden Pfarrern die Verursacher von Streitigkeiten sehen, während man von pfarrherrlicher Seite die Kollegialität der beiden Ortsgeistlichen hervorhebt, "die leider von unten her nicht nachvollzogen wird". Doch ist man auf beiden Seiten geneigt, für die Gegenwart Eintracht zu postulieren und "belegt" das mit den Worten "wir sind zusammen aufgewachsen ...". Freilich muß der Explorator damit rechnen, daß eventuell einige Jugendliche der gleichen Schönmalerei anhängen, nur eben die konfessionell bedingten Zwistigkeiten nicht der fernen Vergangenheit sondern einfach der älteren Generation anlasten, selbst aber diesen Kleinkrieg mitschüren.

Doch fehlt es nicht an menschlichen Beziehungen zwischen den Angehörigen beider Konfessionen. So berichtet der Autor der Pfarrbeschreibung von "gemischten Ehen", die allerdings "in den letzten Jahrzehnten - Gott sei Dank - sehr selten vorgekommen" sind. Auch übernahmen "Protestanten bei Katholiken Taufpatenstelle ... und umgekehrt", doch traf man derartige Patenwahlen "äußerst selten" (Ullstadt, PfB. S. 275).

Die Tatsache, daß eine katholische Frau einige Kräuter ihres Gewürzbüschels nach der Weihe an Maria Himmelfahrt ihrer protestantischen Nachbarin als Schutzmittel gegen Blitzschlag schenkte, darf wohl als Zeichen echter menschlicher Fürsorge interpretiert werden. Im protestantischen Haus hängt dieses Büschel seit einigen Jahren. Doch wußte niemand zu berichten, daß Protestan-

ten geweihte Gegenstände zum häuslichen Gebrauch von Katholiken erbitten, wie das im Südgebiet bisweilen geschieht.

In welche Formen sind nun aber die von der Sitte geforderten sozialen Interaktionen in der Gemeinde Ullstadt gekleidet? Das Schenkwesen ist auffallend schwach ausgebildet. Zwar erklärt der Bürgermeister idealisierend, die ganze Nachbarschaft, Freundschaft sowie der Pfarrer und Lehrer erhielten anlässlich einer Hochzeit ein "Bündel". Aber selbst eine wohlhabende Bäuerin betont, in das Pfarrhaus und Schulhaus sei bei dieser Gelegenheit nie etwas geschickt worden. Hochzeitsbündel werden höchstens an Leute verschickt, die eingeladen sind, aber nicht kommen wollen. Auf die Frage nach einem Geschenk an die Nachbarsfamilien erklärt sie ausweichend: "Man hat im ganzen Dorf verstreut die Leute, denen man sich verpflichtet fühlt".

Im Bewußtsein einer Frau, die zur ärmeren Dorfbevölkerung zu zählen ist, existierte nur früher ein Schenkwesen, und zwar in der Form, daß die reichen Bauern ihre Landarbeiter an gewissen Festen mit einem Gebäckbündel beschenkten. Auch anlässlich der Hausschlachtung erhielten die Tagelöhner Wurstsuppe von ihren "Arbeitgebern". Nach gegenseitigen Geschenken in der Nachbarschaft befragt, gibt die genannte Frau zur Antwort: "Bei den Nachbarn, das haben wir schon lange aufgegeben." ¹⁴³⁾ Bei der Hausschlachtung bringt man in ein Nachbarhaus "vielleicht mal a Töpfla Suppe, aber ohne Wurst". Schließlich legt der Nachbar, mit dem man diese Geschenke tauscht, ja auch keine Wurst in die Fleischbrühe.

Es bleibt die Frage offen, inwieweit Lehrer und Pfarrer in den Kreis der Beschenkten eingeschlossen waren. Ein großer Hof schickte, wenn Kinder zur Schule gingen, ein- oder zweimal im Jahr ein Geschenk ins Schulhaus, etwa eine Schlachtschüssel oder Kirchweihgebäck. Der katholische Pfarrer bekommt nur ab und zu von einem Katholiken nach einer Hausschlachtung Würste geschenkt. "Es ist aber kein Brauch" (Angabe des katholischen Pfarrers). In das evangelische Pfarrhaus nach Langenfeld gelangt selten ein Naturalgeschenk aus Ullstadt (Angabe des evangelischen Pfarrers).

Am Samstag vor der Konfirmation tragen die Konfirmanden Gebäck aus, doch geschieht das nicht ohne "Hintergedanken" und ist insofern nicht als typischer Schenkbrauch zu werten. Das Konfirmationsbündel wird nämlich im Interesse der Konfirmanden an Verwandte und Bekannte getragen, weil sie beim Überreichen des Gebäcks ein Konfirmationsgeschenk erhalten. Dieser Brauch ist bei der Erstkommunion nicht üblich. Das Fest wird ganz im häuslichen Rahmen gefeiert. Ein ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsbewußtsein der nahe beieinander wohnenden Familien, wie es sich in (gegenseitigen) Schenkbräuchen ausdrücken würde, ist demnach offenbar nicht vorhanden.

Es soll nun untersucht werden, inwieweit die Altersgruppe der verheirateten Frauen sich zusammenschließt. Wie in allen Dörfern gibt es auch in Ullstadt eine Ortsbäuerin, die zu Vorträgen oder Lehrveranstaltungen einlädt. Doch scheint bei den Dorffrauen recht wenig Interesse für diese Veranstaltungen zu herrschen, und nur wenige Frauen kommen den Einladungen nach, wie die Ortsbäuerin - sie bewirtschaftet einen der größten Ullstädter Höfe - resigniert feststellt. Allerdings scheint auch die Ortsbäuerin selbst in selektivem Denken befangen zu sein. Auf die Frage, wen sie zu einem Unterweisungsnachmittag, bei dem das Anrichten von Kalten Platten auf dem Programm stand, einlud, lautete die Antwort: die beiden Lehrersfrauen, die Inspektorsfrau (Schloßverwaltung) und andere, die sie gut gekannt habe! Gleichzeitig aber drückt die Ortsbäuerin ihr Bedauern darüber aus, daß zu den Veranstaltungen selten katholische Frauen kommen, auch dann nicht, wenn sie eine Landwirtschaft betreiben. "Entweder haben sie sich nicht dazugehörig gefühlt. Sie hatten meist eine kleinere Landwirtschaft und wenn dann die größeren Bauernweiber gekommen sind, vielleicht haben sie sich da net wohl gefühlt. Ich weiß es nicht. Aber wir selber haben es oft bedauert." (Man beachte die Diskrepanz zwischen dieser Verwunderung und dem selektiven Verhalten bei der Einladung!) Die Frauen betrachten es als Mangel, daß in ihrem Kreis gesellige Zusammenkünfte - etwa im Rahmen einer regelmäßig veranstalteten Kaffeerunde - nicht üblich sind. Es existiert jedoch unter der Leitung der Baronin eine katholische Frauenschaft. An den Vorträgen und Ausflügen dieses Bundes beteiligen sich auch jüngere evangelische Frauen. (Vielleicht sind dies aber nur die selbstbewußten unter den protestantischen Frauen.)

Etwas mehr "Zusammengehörigkeitsgefühl" findet sich bei einigen Burschen des Dorfes. Ihr Treffpunkt ist das Gasthaus "Wolfsschlucht", in dem ihnen eine Musibox zur Verfügung steht. Ein Tanzsaal fehlt allerdings. Die dörflichen Tanzveranstaltungen finden im Saal des Wirtes Eckart statt. Doch besuchen die jungen Leute vor allem auswärtige Tanzlokale.

In Jugendgruppen sind die Burschen und Mädchen von Ullstadt nur sehr locker zusammengeschlossen. Die evangelischen Jugendlichen gehören der Landjugend an, die vom Pfarrhaus in Langenfeld aus betreut wird. Doch scheint die Bindung an diese Gruppe sehr lose zu sein, keinesfalls schließen sich alle Jugendlichen dieser Gruppe an. Den katholischen Burschen und Mädchen steht im Schloß ein Versammlungsraum zur Verfügung, doch finden die vom katholischen Geistlichen geleiteten Gruppenstunden wenig Anklang, so daß eine Katholische Jugend "nicht mehr besteht, kann man sagen" (Auskunft eines Jugendlichen).

Doch wie präsentiert sich "die Burschenschaft" bei Dorffesten, etwa der Kirchweih? Mit Mädchen gemeinsam wurden angeblich noch nie Festvorbereitungen getroffen. Der Kirchweihbaum wird von einigen Burschen, die sich gewöhnlich im Gasthaus "Wolfsschlucht" treffen, am Kirchweihsamstag aus dem Gemeindewald geholt und vor "ihrem" Gasthaus aufgestellt. Der Wirt spendiert ein Fäßchen Bier und darf später den Baum verwerten. Im Saal des Gastwirts Eckart findet der Kirchweih Tanz statt.

Vor etwa sieben Jahren wurde zum letzten Mal die Kirchweih "ausgegraben". Ein Bierfaß versteckten die Burschen jedoch schon seit längerer Zeit nicht mehr. Sie führten einfach ein gefülltes Faß auf einem geschmückten Wagen mit sich. Inzwischen ist ihnen die Lust vergangen, nach Feierabend diesen Wagen zu schmücken, und deshalb fällt der Umzug aus.

Einer der Wirte meint, mit den Burschen "is nix mehr los". Sie kennen keine Kirchweihlieder mehr und bitten, daß man sie ihnen aufschreibe. Dazu bemerkt der Wirt geringschätzig: "Aber wenn ma's amol schreiben mou,

nacha is des doch nix mehr! Solln's vielleicht mit'm Zedl in der Händ d'Kerwa ausgrobn?" So verläuft die Kirchweih "ganz ruhig". Am Montag geht alles wieder in die Arbeit.

Auch der Faschingsdienstag bildet keinen Anlaß zu besonderen Veranstaltungen im Dorf. "An Fasching geben wir kein Geld aus", erklärte ein alter Ullstädter. So lange noch eine Ordensfrau den Kindergarten leitete, veranstaltete sie mit ihren Schützlingen einen Maskenumzug. Der vom Lehrer geleitete Umzug der Schulkinder ist mit Einführung des Verbandsschulwesens abgekommen.

Auch das Theaterspiel - eine beliebte Unterhaltung vor allem während der Faschingszeit - wird in Ullstadt nicht gepflegt. Wohl veranstaltete der frühere Lehrer, solange er im Dorf wohnte, mit der Schuljugend Theaterabende. Sein Nachfolger zeigte jedoch kein Interesse am Theaterspiel. Unter der Führung eines Lehrers gaben vor dem Zweiten Weltkrieg auch die schulentlassenen Jugendlichen regelmäßig einige Schauspiele zum besten, allerdings in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des Schützenvereins.

Füllen gegenwärtig die Vereine ihre Kassen nicht auch durch die Einnahme von Theatervorführungen? - Es gibt in Ullstadt keine Vereine! Die in jeder Gemeinde pflichtmäßig aufgestellte Feuerwehr wird als "zerstrittener Haufen" bezeichnet, mit dem "nichts los" sei. Sie "kämpft um ihre Existenz" (Angaben einiger junger Männer). Trotzdem besteht bei den Ullstädter Männern Interesse am Vereinsleben und deshalb treten sie den verschiedenen Vereinen der Nachbarorte bei. So sind beispielsweise sehr viele Ullstädter Mitglieder auswärtiger Sportvereine. Ihre Zahl ist so hoch, daß ohne Schwierigkeiten ein ortseigener Sportverein gebildet werden könnte. An der Gründung eines Schützenvereins bestand in den sechziger Jahren reges Interesse. Einer der Wirte erklärte sich bereit, seinen Saal zu Schießübungen zur Verfügung zu stellen. Aber niemand ergriff die Initiative zur Verwirklichung dieses Plans.

Nach den Aussagen junger Männer einer Stammtischrunde ist die Gemeinde "daran schuld". Sie müßte durch finanzielle Beiträge eine Starthilfe leisten.

Der Gemeinderat kann sich dazu jedoch nicht entschließen. Ein Gesprächsteilnehmer umreißt in polemisch überspitzter Form die Situation folgendermaßen: Die evangelischen Gemeinderäte fürchten, daß die Katholiken davon zu viel profitieren könnten und umgekehrt hegen katholische Ratsmitglieder den Verdacht, die Protestanten könnten dabei zu gut wegkommen.

Auf den Einwand des Explorators, daß in Ullstadt doch bereits während der Vorkriegszeit mehrere Vereine existierten, erfolgte prompt eine Korrektur: Damals hat der Baron die Vereine unterstützt - und zwar nicht nur finanziell. Er gehörte den Vereinen selbst an und stellte für die Vereinsrequisiten sogar einen Raum im Schloß zur Verfügung. Also herrschte auf dem Gebiet des Vereinswesens eine totale Orientierung auf die Schloßherrschaft! Heute steht einer der wenigen Bediensteten des Schlosses der Feuerwehr als Kommandant vor, obwohl er keinerlei Charakterzüge eines "Kommandanten" trägt. Der freiherrlichen Familie ist es auf diese Weise aber möglich, Einfluß auf das Vereinsgeschehen zu nehmen. Die Feuerwehr veranstaltet, wie das von Vereinen in anderen Orten auch berichtet wird, eine Christbaumverlosung und einen Faschingsball. 1972 stand zum ersten Mal auch ein Sommertanz am Programm. Vom Erlös dieser Veranstaltungen erhalten die Mitglieder Essensgutscheine, die sie am "Familienabend" in einem der Wirtshäuser einlösen können.

Vereinsinterne Unterschiede gehen aus der Handhabung der "Disziplinarstrafen" hervor: Während in Nenzenheim jeder aktive Feuerwehrmann 5, -- DM "Strafe" zahlt, wenn er unentschuldigt bei einer Übung fehlt, wird in Ullstadt das Fehlen eines "Aktivisten" nicht weiter gerügt. Erscheint er jedoch länger als zwei Jahre nicht bei den Übungen, muß er damit rechnen, ungefragt den zahlungspflichtigen, passiven Mitgliedern zugeordnet zu werden. Doch waren derartige "Sanktionen" bisher angeblich nicht nötig!

Um die Bedeutung der freiherrlichen Familie für die Ausbildung von ortsspezifischen Lebensformen näher zu beleuchten, sei eine historische Dimension einbezogen und ein "Zustandsbild" aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg gezeigt, wie es der Autor der Pfarrbeschreibung zeichnet:

"Die Armen werden ohne Ansehung ihres Glaubensbekenntnisses gespeist; die gnädige Frau erteilt den Handarbeitsunterricht unentgeltlich an alle Ullstädter Kinder vom 6. Lebensjahr an und liefert allen alles Arbeitsmaterial, auch Wolle, Leinwand, Stoffe umsonst. Das von einer Franckenstein'schen Baronesse 1898 gestiftete St. Josefshaus - eine Kinderbewahranstalt, von einer Schwester vom Hl. Erlöser geleitet, steht allen Kindern offen und wird aus herrschaftlichen Mitteln ganz unterhalten; die von der Herrschaft berufene Krankenschwester dient allen Kranken mit gleicher Sorgfalt und Hingebung; die armen Konfirmanden werden alljährlich ebenso gekleidet wie die armen Erstkommunikanten und die Weihnachtsgaben fließen für die Protestanten ebenso reichlich wie für die Katholiken ... Viele erkennen ... den sich hier offenbarenden edlen Sinn der Herrschaft an und sind dankbar dafür - und diese Dankbarkeit ist ein festes Bindemittel, das Gemeinde und Herrschaft dahier miteinander verbindet" (Ullstadt, PfB. S. 273).

Diese Verbundenheit zwischen Gemeinde und Herrschaft äußerte sich vor allem im Austausch gegenseitiger Leistungen. Abgesehen von den im Dorf wohnenden Bediensteten gingen früher auch weniger wohlhabende Frauen zum Putzen oder Wäschewaschen ins Schloß. Sie waren auch bei anderer, periodisch anfallender Arbeit bereit zu helfen - und natürlich auch auf den Verdienst angewiesen. Andererseits konnten sich die "kleinen" Landwirte vom freiherrlichen Gut Pferde zur Feldbestellung leihen. Auch hatten sie vielfach Äcker vom Baron in Pacht. Geschenke der verschiedensten Art und zu den unterschiedlichsten Anlässen kamen aus dem Schloß ins Dorf.

Voll Begeisterung erzählen alte Leute von der alljährlichen Weihnachtsbescherung des in der Pfarrbeschreibung genannten Freiherrn: An einem Weihnachtsfeiertage erschienen alle Dorfkinder bis zum 14. Lebensjahr im Schloß. Die Kleinsten wurden von ihren Müttern zur Bescherung getragen. Mädchen kamen mit einer Schürze bekleidet, um darin die Geschenke heimtragen zu können. Alle versammelten sich im "Handarbeitssaal", der mit Christbäumen geschmückt war. Die Baronin stand mit ihrer Schwester und einer Kammerzofe zwischen den Kindern und überreichte die Geschenke. Die Kinder der Schloßbediensteten erhielten zumeist Kleidungsstücke nach zuvor geäußerten Wünschen. Alle übrigen Dorfkinder durften sich ihr Geschenk aussuchen, etwa einen Griffelkasten, Spielzeug oder eine Sammeltasche. An

einem Tisch, auf dem Körbe voller Plätzchen standen, saß der Baron -"er konnte sich nicht gut bewegen". Man ging zu ihm "hat sei Schürzle aufgehaltet" und bekam Plätzchen hineingeworfen. "Das war ein Erlebnis, das man nie vergißt."

Auf solche Schilderungen folgt dann unweigerlich der Hinweis, daß es später nicht mehr so war. Die nachfolgenden Generationen der freiherrlichen Familie haben den persönlichen Kontakt abklingen lassen. Trotzdem herrschte noch zur Zeit des im Jahre 1965 verstorbenen Barons Georg (MdL) ein ausgesprochen patriarchalisches Verhältnis, das sich nicht nur in einer patriarchalischen Charitas, sondern auch in dem gutherrlich-leutseligen Kontakt zu den Dorfbewohnern äußerte, und das Ullstadt zum Typus des "postfeudalen Dorfes" stempelte.¹⁴⁴⁾ Vom verstorbenen Baron wird erzählt, er habe an den dörflichen Tanzveranstaltungen der Vereine teilgenommen, da er selbst diesen Vereinen angehörte. Die Mutter des jetzigen Familienoberhaupts, Witwe des genannten Barons, versäumt es bis heute nicht, kranke Dorfbewohner zu besuchen. Auch wird anerkennend erwähnt, daß Mitglieder der freiherrlichen Familie an den Begräbnisfeiern im Dorf teilnehmen.

Der junge Baron zieht sich jedoch vom Dorfgeschehen zurück. Seine Frau scheint sich bewußt zu distanzieren. Dieses Verhalten ist verständlich, wenn man bedenkt, daß das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis zwischen Herrschaft und Dorfbewölkerung auf mehreren Gebieten erloschen ist. Die Dorfbewohner sind nicht mehr auf die Verdienstmöglichkeit im Schloß angewiesen, ebenso wie die freiherrliche Familie durch einschneidende Rationalisierungsmaßnahmen in Schloß und Gutswirtschaft weniger von der Hilfsbereitschaft der Dorfbewohner abhängig ist.

Obwohl auf diese Weise der persönliche Kontakt eingeschränkt wurde, läßt sich doch eine weitgehende Orientierung an dem Verhalten der Schloßbewohner feststellen. Folgendes Beispiel möge diesen Sachverhalt beleuchten: Im Rahmen der Exploration wurde eine junge Frau gefragt, ob es üblich sei, neugeborene Kinder vor der Taufe im Kinderwagen spazierenzufahren. Sie meinte daraufhin, das sei wohl nötig, denn heute findet die Taufe ja recht spät statt. Im Schloß taufe man die Kinder oft erst ein halbes Jahr nach der

Geburt. - Obwohl diese Frau erst wenige Jahre im Dorf wohnt und die Dünkel und Verstrickungen der Ullstädter mit oft bissiger Kritik kommentiert, kann sie es nicht lassen, ohne Zögern Gepflogenheiten der Gutsherrschaft als Maßstab für eigenes Verhalten heranzuziehen.

Doch findet eine Einflußnahme des freiherrlichen Hauses auch auf gemeindepolitischer Ebene statt. Es fällt auf, daß in der Gemeinde Ullstadt, im Gegensatz zu den benachbarten Orten Sugenheim und Langenfeld, keinerlei Industriebetriebe angesiedelt sind. Interessenten gab es, auch Baugrund war vorhanden, doch wurde er nicht zum Kauf angeboten. Zweierlei Faktoren bestimmten diese Abwehrhaltung.

Einerseits war die Gutsherrschaft gegen die Errichtung von Industriebetrieben, da sie in den vierziger und fünfziger Jahren selbst noch einen hohen Bedarf an Arbeitskräften hatte. Andererseits fürchtete der Baron ebenso wie die alteingesessenen Ullstädter, durch die Schaffung von Arbeitsplätzen die große Zahl der Flüchtlinge im Ort endgültig seßhaft zu machen und ihnen damit zu viel Einfluß auf das Gemeindeleben zu gewähren. In den ersten Nachkriegsjahren reichte die Zahl der Flüchtlinge beinahe an die der Einheimischen, so daß - und dies wird mit nachträglichem Schaudern geäußert - unter Umständen die Flüchtlinge den Bürgermeister hätten stellen können. Zur Zeit der "ärgersten Belegung" zählte das Dorf 826 Einwohner, 1939 waren es 429 (Angaben des Bürgermeisters). Auf das Fehlen von Industriebetrieben angesprochen, wehrt der seit 1945 amtierende Bürgermeister ab: es gibt ja in den Nachbarorten Langenfeld und Sugenheim viele Arbeitsplätze." Da bringen wir doch die Leute nicht her." Die Tatsache, daß in den ersten Nachkriegsjahren durchaus kein Arbeitskräftemangel bestand, wird überspielt.

Die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Gemeinde Ullstadt wird aber heute noch von der ehemaligen "Dorfherrschaft" gelenkt. So ist der Baron darauf bedacht, unter anderem die Entstehung von Fremdenverkehr zu unterbinden. Das Dorf würde aufgrund seiner idyllischen Lage Erholungssuchende anziehen. Auch die Wirte zeigen Interesse am Besuch von Feriengästen. Doch wagt die Gemeinde nicht, einen Autoparkplatz am Waldrand an-

zulegen. Der Baron ist dagegen, da Spaziergänger das Wild (vor allem Wildschweine) verscheuchen würden und somit die freiherrlichen Jagdveranstaltungen ihre Attraktion für die Gäste verlieren müßten. Bei Mißachtung der freiherrlichen Wünsche würde der Baron die Franckenstein'sche Kindergartenstiftung einziehen. ¹⁴⁵⁾

Ullstadt verdankt seinen Kindergarten - wie bereits erwähnt wurde - der Stiftung einer Franckenstein'schen Baronesse. Zwar obliegt die Anstellung einer Kindergärtnerin inzwischen der Gemeinde, aber die Gebäude sind weiterhin in herrschaftlichem Besitz. Die Herrschaft hat also jederzeit die Möglichkeit, durch Androhung von Sanktionen Entscheidungen auf Gemeindeebene zu beeinflussen.

Die Analyse all dieser Faktoren führt zur Erklärung einiger, für Ullstadt typischer Lebensformen. Doch sei dieser Analyse eine "Selbstdarstellung" von Ullstädter Bürgern vorangestellt, wie sie in den Gesprächen offenkundig wurde. Junge Leute bezeichnen die Bewohner des Dorfes kurzerhand als "zerstrittenen Haufen" und bedauern, daß unter den Jugendlichen zwei oder drei, die in manchen Fällen eine Initiative ergreifen würden, gegen das Desinteresse und die Schwerfälligkeit ihrer Altersgenossen nicht erfolgreich ankämpfen können. In außerdörflichen Vereinen jedoch lassen sie sich zu gemeinsamen Aktionen gewinnen. Bezeichnenderweise laden Brautpaare zur Hochzeit - wie das heute allgemein üblich ist - auswärts wohnende Arbeitskollegen ein, jedoch nicht - was anderswo ebenso üblich ist - ihre Nachbarn im Dorf! Eine alte Frau weiß zu berichten: "Gemeinsamkeit war früher schon net so in Ullstadt, wie es in anderen Dörfern ist." Den Grund dafür sieht sie selbstkritisch in dem Standesdünkel der "großen" Bauern. Sie haben sich nach unten hin abgeschlossen, pflegen keinen Kontakt mit den ärmeren Dorfbewohnern, da diese ja als Tagelöhner bei den "Bauern" tätig waren. Auch in der Pfarrbeschreibung ist diese "Kluft zwischen Reich und Arm" erwähnt (Ullstadt, PfB. S. 247).

Zunächst fällt auf, daß es kein bewußt gepflegtes Nachbarschaftswesen in Ullstadt gibt. Das "Sozialisierungsprinzip der Nachbarschaft" ist durchkreuzt von anderen Prinzipien, nämlich dem der konfessionellen Spaltung und dem

der Orientierung und Bindung an die Gutsherrschaft. 145 a)

Funktionen, die anderswo die Nachbarn übernahmen - etwa Leihverkehr, Schenkwesen, gegenseitige Hilfe - wurden zum großen Teil vom Schloß erfüllt. Hinzu kommt, daß aufgrund konfessioneller Spannungen, die vor allem in früheren Jahren stärker ausgeprägt waren, der andersgläubige "Nachbar" nicht akzeptiert wurde (bzw. wird). Also verhinderten praktisch zwei Komponenten die Entwicklung eines ausgeprägten Nachbarschaftswesens, wie es in anderen Dörfern des nördlichen Untersuchungsgebietes zu finden ist.

Als weiteres Hemmnis kommt das Wissen um die soziale Differenzierung hinzu, das im Bewußtsein der Dorfbewohner ungewöhnlich stark verankert ist, da - wie bereits erwähnt wurde - die soziale Schichtung durch konfessionelle Teilung verhärtet wird. Die Katholiken wurden ja im Zuge der reichsritterschaftlichen Peublierung gewonnen. Ihnen standen nur kleine bäuerliche Anwesen zur Verfügung. Die Schicht der alteingesessenen "großen" Bauern ist evangelisch. Zwar gibt es in der ärmeren Schicht auch protestantische Familien, doch im "Lager" der Protestanten fallen sie nicht ins Gewicht, da die Reichen den Ton angeben.

Diese Trennung der sozialen wie der konfessionellen Schichten läßt keine Vereinigungen der verschiedenen Altersgruppen, zum Beispiel bei Burschen oder Frauen, zustandekommen. Als Folge davon kann sich kein ortsspezifisches Brauchleben, wie es sich an Kirchweih oder Fasching, aber auch im Vereinswesen äußert, entwickeln.

Konfessionelle aber auch soziale Aspekte verhinderten ein eigenständiges Faschingsbrauchtum. Im Jahrzehnt nach der Jahrhundertwende übernahm die Baronin für ihre "Strickschülerinnen" die Gestaltung des Faschingsdienstags. Für sie, die Katholikin, gab es Faschingsvergnügen, während in der gleichen Zeit, vor allem aber in späteren Jahren von auswärts stammende, protestantische Mütter ihren Kindern verboten, sich zu verkleiden. "Das macht man nicht. Da kommt eine ernste Zeit, da verkleidet man sich nicht." Die Folge dieser Einstellung war, daß solche Mütter auch keinem der einheimischen Kinder Einlaß ins Haus gewährten. Inzwischen ist dieser Heischebrauch abgekommen. Das Faschingstreiben der jüngst vergangenen Zeit ist der Initia-

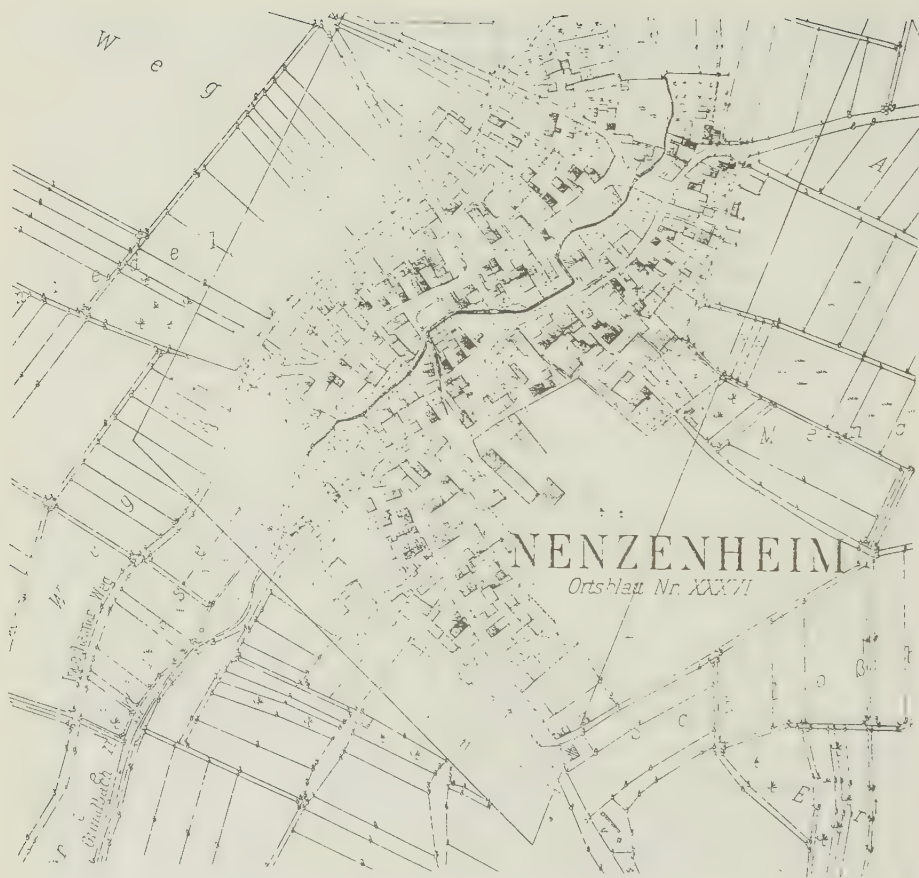
tive der vom Schloß besoldeten Ordensfrauen und der Schule zu verdanken. Aus den Reihen der Ullstädter selbst kam jedoch keine eigene Initiative. ¹⁴⁶⁾

Zwar entwickelten in den Nachkriegsjahren die in Ullstadt ansässigen Flüchtlinge einige Aktivität, die sich im Lauf der Jahre zu einer ortseigenen Lebensform hätte ausweiten können. So veranstalteten Flüchtlinge beispielsweise am Nachmittag des Fronleichnamstages mehrere Jahre hindurch ein Waldfest. Am Sonntag nach Fronleichnam versammelten sich die Protestanten am Festplatz - man hatte dort eine Tanzbühne errichtet sowie Tische und Bänke aufgestellt - und feierten auf die gleiche Weise. Als diese Veranstaltungen jedoch gemeldet und versteuert werden mußten, erlosch das Interesse. Überdies zogen die Initiatoren aus Ullstadt weg.

Versteinerte Strukturen lassen sich aus der Zusammensetzung des Gemeinderates erkennen. Von den acht Ratsmitgliedern gehören zwei der katholischen und sechs der protestantischen Konfession an. Die beiden Katholiken sind Nebenerwerbslandwirte; von den sechs Protestanten betreiben vier als Vollandwirte und zwei als Nebenerwerbslandwirte ein bäuerliches Anwesen. Ein Arbeitnehmer ohne Grundbesitz konnte sich lediglich als Stellvertreter behaupten. In Wirklichkeit aber beziehen nur 34 % der Wohnbevölkerung, die von Erwerbstätigkeit lebt, ihren überwiegenden Lebensunterhalt aus der Landwirtschaft. Von den 122 in Ullstadt gezählten Wohnhäusern gehören nur 44 zu einem landwirtschaftlichen Betrieb. Zwar legt man in Ullstadt offenbar keinen Wert auf eine repräsentative Vertretung aller Bevölkerungsschichten, doch fehlt es nicht an "Wahlvorschlägen" für den sogenannten "Dorfdepp", einen geistig behinderten Mann, und für geltungsbedürftige und zänkische Frauen, "die mit dem Mundwerk überall vorndran sind". ¹⁴⁷⁾ Die generationenalte Erfahrung der Ullstädter, daß letzten Endes nicht die Vorstellungen des Gemeinderates, sondern immer der Wille des Schloßherrn in der Gemeindepolitik ausschlaggebend sein wird, hat die Institution des Gemeinderates an sich in Frage gestellt - auch im Bewußtsein der wahlberechtigten Gemeindebevölkerung.

Diese Angaben gewinnen an Plastizität und Aussagekraft, wenn man sie neben die Wahlergebnisse eines anderen Dorfes stellt. Als Vergleichsort wurde die Gemeinde Nenzenheim gewählt, die etwa die gleiche Einwohnerzahl wie Ullstadt aufweist, jedoch stärker bäuerlich geprägt ist. In Nenzenheim beziehen

nämlich 50 % aller von Erwerbstätigkeit lebenden Einwohner ihren überwie-
genden Lebensunterhalt aus der Landwirtschaft.



Karte III Ortsgrundriß Nenzenheim, Stand 1952

Ausschnitt aus der Flurkarte N. W. LXXII. 40, 1:5000

Hrsg. v. Bayer. Landesvermessungsamt

III. Nenzenheim, ein Kondominats-Dorf

Nenzenheim wurde am 1. Januar 1972 gemeinsam mit fünf weiteren Gemeinden der Stadt Iphofen angegliedert. Von den sechzehn Stadträten kommen vier aus Nenzenheim. Einer von ihnen war zuvor Bürgermeister und konnte in Iphofen das Amt des zweiten Bürgermeisters erringen. Im Gegensatz zu den Gepflogenheiten in anderen Dörfern stammten die Nenzenheimer Bürgermeister nie aus der Schicht der reichen Bauern (Angabe der Pfarrfrau). Das letzte Nenzenheimer Gemeindeoberhaupt war Nebenerwerbslandwirt und repräsentierte damit die größte Gruppe seiner Siedlungsgenossen. Dieses Wahlergebnis ist bemerkenswert, da es in Nenzenheim sechs Bauern gibt, deren Grundbesitz größer ist als der des größten Ullstädter Bauern.

Soziale Spannungen wurden mir nicht offenkundig - womit nicht gesagt sein soll, daß sie als nicht existent erachtet werden. Aber selbst der Autor der Pfarrbeschreibung räumt ein, daß die "hiesige Gemeinde (zwar) nicht einheitlich" sei in "sozialer Hinsicht", doch konnte auch er keine bedeutenden Mißhelligkeiten bemerken (Nenzenheim, Pfb. S. 61). Der Grund dafür ist vermutlich in dem Umstand zu suchen, daß "zu jedem Haus (= Hofstatt), das vor 1809 erbaut ist - nachher ist nur ganz selten ein neues Haus hinzugekommen - ... ein sog. Gemeinderecht (gehört), welches etliche Tagwerke Feld und einen Holzteil am Gemeindewald einschließt" (ebd. S. 61). Den in anderen Gemeinden üblichen Konflikt zwischen Rechtlern und Nichtrechtlern kennt man in Nenzenheim also nicht. Da die Ortsbewohner alle Teilhaber an Gemeindewald und -flur sind, ist von vornherein eine gewisse Interessengleichheit gegeben.

Gegenüber dem Pfarrhaus scheint die Dorfbevölkerung - sie wird vom bis 1972 amtierenden Geistlichen als "Kollektiv" empfunden - eine gewisse Undurchschaubarkeit, wenn nicht gar Verschlagenheit an den Tag zu legen. "Der fränkische Bauer ... ist ... bedachtsam und vorsichtig, mitunter mißtrauisch. ... Die Kirchenvorstands- und Kirchenverwaltungssitzungsprotokolle über die Kirchenbaufrage in den Jahren 1899 - 1902 geben hierüber genügend Aufschlüsse. Männer, die ihre Unterschrift für Neubau gegeben hatten, brachten es über sich im geheimen gegen den Pfarrer, gegen Bezirksamts- und Regierungsgutachten eine Bewegung für Renovierung hervorzurufen. Kein Wunder wenn des betr. (!) Geistlichen Nervensystem so zerrüttet wurde, daß er anfangs der 40er stehend nicht mehr fähig war, seines Amtes

zu walten und einen Vikar sich begeben lassen mußte, der auch von hier bald wegzukommen trachtete. Eine gewisse Art von Hinterhältigkeit bleibt ein bezeichnender Zug in der Bevölkerung in unserer Gegend" (Nenzenheim, PfB. S. 56 f).

Sein Amtsnachfolger notiert in einem Kapitel über die Kirchenzucht voll Entsetzen, daß beim Kirchweihzug "sittenlose Lieder" gesungen und auf einem Wagen "lebende Bilder" gezeigt wurden (Nenzenheim, Pfarr-Archiv, Fsc. VI. Fol. 1). Einem seiner nachfolgenden Amtskollegen ging es noch schlechter. Er wurde nämlich selbst Objekt dieser lebenden Bilder. Nach Aussagen von Jugendlichen pflegte er besonders engen Kontakt zu einer Familie seiner Pfarrei und betonte wiederholt, daß er für ein junges Mädchen in dieser Familie "die Hand ins Feuer legen" könne. Als das Mädchen kurze Zeit darauf ein Kind erwartete, scheuten die Nenzenheimer Burschen nicht davor zurück, anlässlich des Kirchweihumzugs ihren geistlichen Herrn zu mimen - mit eingebundener, also "verbrannter" Hand. Damit die Darstellung jedermann begreiflich wurde, verdeutlichte ein Plakat mit folgender Aufschrift die Szene: "Ich habe mir die Hand verbrannt, für's nächste Mal bin ich gewarnt!"

Unter der Leitung des Pfarrers ist - wie in anderen Dörfern so auch in Nenzenheim - eine Landjugendgruppe gebildet worden. Zu den Gruppenstunden finden sich aber keine Burschen, sondern lediglich die Mädchen ein. Der Grund für das Beiseitestehen der Burschen war nicht recht herauszubekommen, doch gestanden die befragten Jugendlichen ihre "eigene Schuld" an diesem Zustand ein. Als bei anderer Gelegenheit wiederum das Gespräch auf die Landjugend kam, wurde mein Mann, der bei der Unterhaltung anwesend war - sozusagen vertraulich - von einem Nenzenheimer Burschen gefragt: "Möchten Sie wo dabei sein, wo die Mädli mitreden?" Doch scheint die Abneigung gegen die Mitgliedschaft in der Landjugendgruppe weniger im Mitspracherecht der Mädchen als vielmehr in der Leitung durch einen Geistlichen begründet zu liegen. Die Nenzenheimer Burschen können nämlich - anders als die Jugendlichen der übrigen untersuchten Dörfer - auf einen sozialen Führer verzichten. Sie nennen sich stolz "Ortsburschen" und "führen sich selbst" (Angaben aus den Reihen der Burschen). Aus eigener Initiative, in eigener Regie üben sie jährlich gemeinsam mit einigen Mädchen ein Theaterstück ein und erzielen durch die hohe Zahl von Aufführungen so viel Gewinn, daß sie davon nicht nur zusammen mit den Mädchen eine mehrtätige Reise finanzie-

ren können. Auf eigene Rechnung und Gefahr engagieren sie überdies berühmte und damit teure Tanzkapellen, die im neuerbauten Tanzsaal ihre Darbietungen geben. Sollten die Eintrittsgelder derartiger Veranstaltungen sich als nicht kostendeckend erweisen, greift man auf die burschenschaftliche Theaterkasse zurück.

Auf "eigene Rechnung" wird von den Ortsburschen auch die Kirchweih "ausgerichtet". Dabei ist es jedoch nicht abgetan mit dem in eigener Organisation veranstalteten Kirchweih Tanz. Die Burschen müssen zur Kirchweih auch tief in die eigene Tasche greifen, um den - in Relation zur Bevölkerungszahl des Dorfes völlig hypertrophiert wirkenden - Kirchweihumzug zu gestalten. Im Jahre 1973 schmückten die Burschen sieben landwirtschaftliche Ladewagen, die von - zum Teil - nagelneuen, bänderverzierten Traktoren gezogen wurden. Der Aufwand bestand vor allem in der handwerklichen Anfertigung von bildhaften Darstellungen, wie man sie andernorts bei Faschingsumzügen zeigt. Gemäß den Erläuterungen des selbstbewußten Sprechers der Burschen beinhalten sie "internationale und nationale Themen". Sieben Wagen allein "voller Dorfereignisse" würden nämlich zu viel Ärger verursachen. Es genügt, wenn man ein bis zwei Familien schockiert. Ein Personenkreis, der die Zahl zehn sicher überschritt, ist überdies in der Kirchweihpredigt "drangekommen", d. h. dem Spott und Tadel durch das Rügegericht ausgesetzt gewesen. Doch - wie gesagt - die Nenzenheimer Burschen, sechzehn an der Zahl und am Schmuck ihrer Hüte und der Bierkrüge leicht zu erkennen, begnügten sich nicht mit der Inszenierung eines in Relation zu Personal und Mitteln überaus aufwendigen Kirchweihzuges. Die gesamte Burschenschaft - es wurde betont, daß bei den Kirchweihvorbereitungen kein im Dorf wohnender Bursche abseits steht - ist überdies für fünf mittelgroße, geschmückte Kirchweihbäume verantwortlich. Auch die in abendlichen Sitzungen fabrizierte Kirchweihpredigt muß hieb- und stichfest sein. Schließlich erwartet man zur Kirchweih nicht nur den weiten Dorfplatz voller Gäste aus den Nachbarorten, sondern auch Vertreter der Presse. (In der Woche nach dem Ereignis konnten die Nenzenheimer in den Lokalteilen dreier verschiedener Zeitungen Reportagen über "ihre" Kirchweih sehen.)

Sorgfältige Vorbereitungen sind deshalb oberstes Gesetz. In allabendlichen Zusammenkünften, die etwa vier Wochen vor dem Fest beginnen, werden die handwerklichen Arbeiten durchgeführt. Geheimhaltung gilt dabei als wichtig-

stes Prinzip. Die jüngeren Burschen (also Buben, die gerade konfirmiert wurden) dürfen nur Teilstücke produzieren und haben - nach mehreren, glaubwürdig erscheinenden Mitteilungen - keine Ahnung, an welchen Endprodukten sie mitwirken. Über die eigentlichen Pläne für die Gestaltung der Umzugswägen werden sie von den älteren Burschen nicht unterrichtet. Das Alter spielt in dieser Burschenschaft eine entscheidende Rolle. Der älteste unter den Ortsburschen, soweit er nicht das übliche Heiratsalter schon lange überschritten hat, gibt den Ton an. (Auf diese Weise hat fast jeder Jugendliche die Möglichkeit, einmal führend zu wirken.) Nicht ohne Wehmut erklärte ein jungverheirateter Mann: "Voriges Jahr war ich der Älteste!" Gemeinsam mit zwei anderen Männern, die durch Heirat in jüngster Zeit aus dieser exklusiven "Gesellschaftsklasse" ausgestoßen wurden, tröstet er sich, daß die nachkommenden Jahrgänge nur mehr wenig "los haben". Die Burschen seien dann sicher - entgegen allen ungeschriebenen Regeln - auf die Mitwirkung der jungverheirateten Männer angewiesen.

Doch inwieweit ist die Altersklasse der Mädchen an den Vorbereitungen zum wichtigsten Dorffest des Jahres beteiligt? "Wir dürfen die Bündle schneiden" - gemeint sind die Krepp-Papierstreifen für Bäume, Wägen, Traktoren und Bierkrüge - erklärt ein Mädchen halb ironisch, halb resigniert. Welche Rolle spielen Mädchen überhaupt in einem Dorf, wo die Burschen derart viel Aktivität entfalten? - Sie werden mit Sanktionen belegt, wenn sie mit einem Burschen aus einem anderen Dorf befreundet sind. Angeblich tanzen die Ortsburschen nicht mehr so häufig mit ihnen, selbst wenn diese Mädchen allein auf eine Veranstaltung gehen. "Man ist dann nimmer so angesehen", gesteht ein Mädchen. Der ortsfremde Freund sollte sich möglichst nur dann im Nenzenheimer Tanzsaal sehen lassen, wenn er sich mit den Ortsburschen gut versteht. (Es fiel auf, daß an den beiden Kirchweintagen die Burschen immer als Gruppe auftraten, jedoch ohne von Mädchen begleitet zu sein. Lediglich bei den Tanzveranstaltungen mischten sich Mädchen unter die Burschengruppe.)

Doch scheinen die Mädchen deshalb nicht in Passivität zu verfallen. Die meisten von ihnen traten - wie schon erwähnt wurde - der Landjugendgruppe bei. Im Jahr 1972 hat die Pfarrfamilie Nenzenheim verlassen und das Pfarrhaus steht leer. Existiert unter diesen Umständen noch die Jugendgruppe? Nach den bisherigen Erfahrungen lösten sich in solchen Situationen Vereinigungen der jungen Leute auf. Bei den Nenzenheimer Mädchen stieß diese Frage jedoch

nur auf Erstaunen: "Wir brauchen den Pfarrer nicht, wir kommen auch ohne ihn aus!" - Diese Behauptung kann jeder aufstellen: In Nenzenheim aber scheint sie nicht aus der Luft gegriffen zu sein. Immerhin errichteten die Mädchen anlässlich des Kinderfaschings in einem der beiden Wirtssäle Verkaufsstände für Süßigkeiten und einigen Kleinkram in eigener Regie.

Aber selbst dieser Kinderfasching ist ein Phänomen, das mir nur in Nenzenheim begegnet. Die rein protestantischen Dörfer des Nordgebiets kannten - wie gesagt - kein Faschingstreiben; erst die von seiten der Schule organisierten Maskenumzüge verhalfen den - in den Polizeiordnungen absolutistischer Prägung verbotenen - Mummereien wieder zu neuem Leben. Das Verbandsschulwesen brachte die Innovation jedoch in den meisten Dörfern wieder zum Erliegen. Auch in Nenzenheim waren die Voraussetzungen dafür erfüllt. Aber die Nenzenheimer lassen sich offenbar ein Vergnügen nicht einfach nehmen, selbst wenn sie noch in den Kinderschuhen stecken. So wie die jungen Mädchen auch ohne Leitung des Pfarrers ihr Gruppenleben weiterführen, versammeln sich die Schulkinder selbst ohne Lehrer weiterhin in einem der beiden Wirtssäle, um dort Fasching zu feiern.

Doch sind diese Erscheinungen, wie sie am Verhalten der jungen Dorfbewohner exemplarisch aufgezeigt wurden, nicht etwa als außergewöhnliche Lebensäußerungen einer freizügigen, wohlhabenden Generation von Jugendlichen zu werten. Auch die älteren Bevölkerungsgruppen Nenzenheims legen ungeahnte Aktivitäten an den Tag.

Zum Beispiel sind abendliche Zusammenkünfte nicht nur unter den Jugendlichen, sondern auch bei der Altersklasse der jungverheirateten Ehepaare üblich. (Diesbezügliche Angaben der Gewährsleute erfuhren durch einen Vorfall, der in der Kirchweihpredigt angeprangert wurde, Bestätigung.) Die Sitte verbietet jedoch den Angehörigen dieser Klasse die Teilnahme an derartigen Zusammenkünften bzw. den Besuch von Tanzveranstaltungen, wenn die Kinder "bißle größer", etwa vier bis sechs Jahre alt sind.

Gilt der Kirchweihsonntag vor allem als Aktionstag der Ortsburschen, so nehmen die Mitglieder des Schützenvereins - eines der acht Vereine Nenzenheims - den Kirchweihmontag zum Anlaß, mit der Bekanntgabe des - einige Wochen vorher beim Preisschießen in geheimer Wertung - neu erkorenen Schützenkönigs ein eigenes Fest zu verbinden. Wieder spielt Musik, wieder

findet ein Umzug statt, wieder gibt es Tanz. Keine Frage, daß die berufstätigen Nenzenheimer am Kirchweihmontag Urlaub nehmen. (Fast entschuldigend erklärte ein Arbeiter, er gehe am Montagnachmittag zur Schicht, da er wegen der Erkrankung seiner Frau schon über Gebühr Urlaub nehmen mußte.)

Das unglaublich stark ausgebildete Vereinswesen ist gepaart mit überraschend altartig anmutenden Formen des Nachbarschaftswesens. Jedoch entbehren die nachbarschaftlichen Beziehungen auch in Nenzenheim einer verpflichtenden Regelung, so daß bei sozialen Interaktionen dieser Art auch deren Träger eine Rolle spielen. Nicht nur die Lage des Hauses im Siedlungsverband, auch die soziale Stellung der Bewohner und die charakterlichen Eigenschaften der Brauchträger müssen bei den folgenden Angaben in Rechnung gestellt werden.

Reste eines frauenrechtlichen Initiationsbrauches haben sich (zumindest) in einer Straßenzeile Nenzenheims erhalten, wo zum Taufschmaus auch Nachbarnfrauen, daneben aber auch die Kinder aus den Nachbarhäusern geladen werden. Eine Familie, deren Haus am Dorfrand gelegen ist, wußte dagegen nichts von dieser Sitte. Die Zahl der in den nachbarschaftlichen Tauschverkehr einbezogenen Häuser ist sehr hoch; sie schwankt zwischen fünf und sieben. Auch die traditionellen Essensgeschenke bei Taufe und Hochzeit werden in sehr viele Häuser getragen. Selbst Schlachtschüsseln verschickt man heute noch an mehrere Familien. Wurstsuppe ohne Wursteinlage zu verschenken, wäre undenkbar.

Besondere Formen nachbarschaftlicher Hilfeleistung haben sich beim Totenbrauch erhalten. Heute noch ist es in Nenzenheim Sitte, einen Nachbarn zu bitten, als Leichlader eine Reihe von Familien, die ihm eigens genannt wird, von dem Todesfall zu informieren und sie zur Teilnahme am Begräbnis zu bitten.¹⁴⁸⁾ Leichwecken werden zwar auch hier nicht mehr an alle Dorfkin- der, wohl aber an die Läutbuben verteilt. In anderen Dörfern ist die Gepflogenheit, Leichwecken auszuteilen, bereits in den Jahren zwischen beiden Weltkriegen abgekommen.

Der Nenzenheimer Pfarrfrau fiel auf, daß Nachbarinnen gemeinsam in einem Auto nach Kitzingen fahren, um dort im Großhandelsgeschäft Vorratseinkäufe zu besorgen. Nach ihrer Meinung ist auch die Gepflogenheit der Vereine, mehrtägige Busfahrten zu organisieren, deshalb ohne Schwierigkeiten durchzuführen, weil die Nachbarn in jenen Familien, wo Vereinsmitglieder vereint sind, bei der Stallarbeit helfen.

Als besonderes Zeichen dörflichen Zusammengehörigkeitsbewußtseins kann ein Brauch der Konfirmanden gewertet werden. Bereits einige Wochen vor der Konfirmation suchen sie alle Familien im Dorf auf und erhalten ein Geldgeschenk.

Der eingegangene Betrag wird zum Ankauf von Konfirmationsbibeln verwendet: Ein Geschenk der Pfarrgemeinde an die Konfirmanden.

In einem Ort mit derart stark traditionell gebundenen Formen nachbarschaftlicher Beziehungen entwickeln diese Traditionen ihrerseits wieder Kräfte, die zu zeitgemäßen Neuschöpfungen führen. So bildeten sich in den vergangenen Jahren auf nachbarschaftlicher Ebene Mähdreschergemeinschaften, d. h. drei bis vier Familien kauften zur gemeinsamen Nutzung einen Mähdrescher. Derartige Übereinkünfte haben zwar nichts ungewöhnliches an sich. In Nenzenheim jedoch hört man zu seiner Überraschung, daß jede der beteiligten Familien nach Abschluß ihrer Erntearbeit gemeinsam mit den Mitbesitzern der Maschine einen "Niederfall" feiert. ¹⁴⁹⁾

Der Beobachter steht der Lebensform in Nenzenheim ziemlich überrascht gegenüber. In seinen Bemühungen um Interpretation all dieser Phänomene sieht er sich vor eine schwierige, um nicht zu sagen gefährliche Aufgabe gestellt. Vergangene Herrschaftsstrukturen sind - anders als in Ullstadt - in der Gegenwart nicht mehr greifbar und deshalb zu Interpretationszwecken schwer verwertbar. Auch die Pfarrbeschreibung gibt zur Analyse der für Nenzenheim spezifischen Lebensformen kaum Aufschluß. Der Autor der Pfarrbeschreibung betont, es muß dem Nenzenheimer nachgerühmt werden, "daß er mit einer außerordentlichen Liebe an seinem Heimatdorf hängt - fällt doch das Hinausheiraten, auch schon der zeitweise Aufenthalt zum Erlernen eines Handwerks oder zum Militärdienst ungeheuer schwer" (Nenzenheim, PfB. S. 57). Heute äußert sich diese Heimatliebe in einem ortsbezoge-

nen Selbstbewußtsein. Die Nenzenheimer genießen es, ob ihrer Aktivitäten von den Bewohnern der umliegenden Orte als "etwas Besonderes" betrachtet zu werden. Ein daraus resultierendes Zusammengehörigkeitsgefühl scheint man an Außenstehenden - nicht zuletzt an den Pfarrherren - zu erproben.

Außenstehende, letzten Endes Konkurrenten aber waren im Alten Reich die Dorfherren. Nenzenheim hatte deren zwei, nämlich die Fürsten von Schwarzenberg und die Grafen von Limpurg-Speckfeld. Die Schwarzenberger saßen in Böhmen und dürften an ihren Besitzungen und Rechten im Fränkischen herzlich wenig Interesse gezeigt haben. In den Orten der Herrschaft Limpurg-Speckfeld herrschte weitgehende Selbstverwaltung. ¹⁵⁰⁾

Da in Kondominaten die beiden Dorfherren die meiste Zeit in Kompetenzstreitigkeiten um ihre jeweiligen Rechte verstrickt waren, konnte als lachender Dritter die Gemein ein relativ selbständiges Leben entfalten. "Je mehr ... die Interessen mehrerer starker Herren sich paralyisierten, desto kräftiger konnte sich nicht selten die Gemein selbst zwischen ihnen behaupten." ¹⁵¹⁾ Überdies verwies die eine Bevölkerungsgruppe bei härteren Maßnahmen ihrer Herrschaft sofort auf das leichtere Los der Siedlungsgenossen unter dem anderen Herrn und erreichte auf diese Weise meist Zugeständnisse. K.S. Kramer berichtet zum Beispiel, daß ansbachische Ordnungen in "gemischtherrschaftlichen Ortschaften" eingeschränkt werden mußten. So erging an die Ansbacher Beamten die Aufforderung, bei Übertretung der Ordnung in solchen Dörfern "durch die finger" zu sehen. ¹⁵²⁾

Die Vermutung, daß zwischen der gegenwärtigen Lebensform einer Gemeinde und der historisch begründeten Herrschaftsform des Kondominats eine Relation besteht, wird durch entsprechende Untersuchungsergebnisse im Südgebiet bestärkt. Das im relativ zentralistisch regierten Hochgerichtssprengel des Oberamts Stauff-Landeck gelegene Dorf Bergen wurde sowohl vom ansbachischen Verwalteramt Geyern als auch vom Schenk von Geyern beherrscht. Sozialstruktur und Einwohnerzahl entsprechen in etwa den Verhältnissen in Nenzenheim.

Heute fällt Bergen durch die besondere Aktivität seiner Bevölkerung auf sozial-kultureller Ebene auf. Beispielsweise finden sich nicht nur Mitglieder für den Posaunenchor. Auch der Kirchenchor hat nicht über Nachwuchssorgen zu klagen. Das Theaterspiel der Jugendlichen leitet ein Mann aus dem

Dorf, nicht etwa der "über" den Bewohnern stehende Lehrer oder Pfarrer. Die Kirchweih wird von den Burschen selbst organisiert, wobei sie den Brauchkomplex in seiner Hochform feiern. Die Dorfbewohner nehmen jedoch auch mit Interesse an den kulturellen Veranstaltungen teil, die vom Pfarrhaus angeregt werden, etwa Theaterbesuche in Nürnberg oder Konzerte auswärtiger Solisten und Instrumentalgruppen, die in der geschickt renovierten Dorfkirche stattfinden.

E. ERGEBNISSE

Die Untersuchung legt die Vermutung nahe, daß die gegenwärtigen Lebensformen in mittelfränkischen Gemeinden von historischen Herrschaftsformen geprägt sind. Doch bleibt zu überlegen, wieso die beiden Untersuchungsgebiete, die in vorbayerischer Zeit offenbar einer einzigen großen Brauchlandschaft angehörten, zur Zeit der Münchner Umfrage als zwei verschiedene Kulturregionen in Erscheinung treten.

Im Nordgebiet war damals das Brauchtum im Lebenslauf einem Wandel unterworfen. Beispielsweise wurde die Taufhandlung, entgegen früheren Gepflogenheiten, erst mehrere Tage nach der Geburt vollzogen. Die Wöchnerin erhielt von befreundeten und verwandten Frauen nicht mehr allein die traditionellen Lebensmittelgeschenke, sondern auch Gaben für das neugeborene Kind. Beim Hochzeitsbrauch hatte man die herkömmliche Prozessionsordnung aufgegeben. Dieser Wandel vollzog sich vermutlich etwa gleichzeitig mit der Übernahme städtischer Kleidungsitten und Schmuckattribute für das Brautpaar und die Hochzeitsgäste.

Die Beispiele zeigen, daß die Bewohner des Nordgebiets "ländliche" zugunsten "städtischer" Verhaltensformen beim Brauch im Lebenslauf ablegten. Diese Tendenz läßt sich auch - wie Nacherhebungen zeigten - für die folgenden Jahrzehnte nachweisen. Die Befragung führte zu dem Resultat, daß die Menschen im Nordgebiet in den vergangenen 60 Jahren neue Verhaltensformen auf den verschiedensten Gebieten des Volkslebens früher aufnahmen als die Bewohner des Südgebiets.

Im Südgebiet war es zum Beispiel länger als im Nordgebiet üblich, die Brautaussteuer auf einem geschmückten Kammerwagen - im Nordgebiet Brautfuhre genannt - zum Hochzeitshaus zu fahren. In einzelnen Dörfern des Südgebiets wird heute noch der mit der Aussteuer beladene Möbeltransporter - ähnlich dem Kammerwagen - verziert. Städtische Kleidungsitten setzten sich im Südgebiet erst einige Jahrzehnte später durch als im Norden; infolgedessen wurde auch der paarweise Gang zur Kirche später üblich als im Nordgebiet. In einzelnen Dörfern des Südgebiets, zum Beispiel in Ochsenfeld, formiert sich der Hochzeitszug noch heute weitgehend in traditioneller Weise. Auch hält man im Südgebiet am hergebrachten Ablauf der Hochzeitsfeier fest, die mit dem nach bestimmten Regeln verlaufenden Brauttanz eingeleitet wird und

mit dem Zeremoniell des "Schenkens" dem Ende zugeht. Auch nach der Geburt eines Kindes werden im Südgebiet heute noch - anders als im Norden - herkömmliche Verhaltensregeln beachtet. Man vermeidet zum Beispiel, das neugeborene Kind vor der Taufe spazierenzufahren, auch beachten noch einige junge Mütter die Vorschrift, die ihnen verbietet, vor der Taufe den Hof zu verlassen. Befreundete und verwandte Frauen gehen heute noch (in den katholischen Dörfern) zum "Sechswochentragen" zur Wöchnerin. Diese erhält die traditionellen Geschenke (Wein und Gebäck); ein Geschenk für das Kind gilt als Dreingabe.

Doch soll diese Gegenüberstellung nicht den Eindruck erwecken, als wären die Bewohner des Nordgebiets traditionellen Verhaltensformen weniger verbunden. Hier nämlich äußert sich das Traditionsbedürfnis auf anderer Ebene. Hält man im Südgebiet mit Vorliebe an der schmuckhaften Ausgestaltung der Brauchformen fest, so äußert sich traditionsbezogenes Verhalten im Nordgebiet auf dem Gebiet des einst rechtlich verankerten Nachbarschaftswesens.

Viel länger als im Südgebiet wurden die jungverheirateten Frauen des Nordgebiets anlässlich des Taufschmauses in einem besonderen Zeremoniell in die Altersklasse der verheirateten Frauen aufgenommen. Als Restform dieses Brauches lebt vereinzelt die Gepflogenheit, Nachbarinnen zum Taufschmaus einzuladen. Auch die Aufnahme des Täuflings in die Schar der Kinder wird noch symbolhaft vollzogen: Die Dorfkinder sind als Singschüler bei der Taufe anwesend und werden durch Gaben entlohnt; der Täufling, vertreten durch die Paten, kauft sich gleichermaßen ein. Zwar ist den Brauchträgern der Sinn ihres Verhaltens nicht mehr bewußt, doch wird auf die Durchführung solcher, die Gesamtheit der Kinder ansprechenden Brauchformen nicht verzichtet. Im Südgebiet waren zur Zeit der Umfrage diese Bräuche zum Teil noch relikthaft vorhanden, inzwischen sind sie aber ganz in Vergessenheit geraten. Auch beim Hochzeitsbrauch sind die Nachbarn des Nordgebiets stärker in das Geschehen einbezogen als im Südgebiet, da sie bei den Vorbereitungen zum Fest helfen und dabei Aufgaben verrichten, die im Südgebiet der Näherin (katholischer Bereich), den Verwandten und dem Personal des Gastwirts obliegen.

Traditionsgeprägte Verhaltensformen haben sich vor allem beim Totenbrauch erhalten, wo den Nachbarn ursprünglich eine bedeutende Rolle zukam. Noch heute wird in manchen Orten des Nordgebiets ein Nachbar als Leichlader aus-

geschickt, in anderen Dörfern verrichteten die Nachbarn diese Aufgabe bis zum Zweiten Weltkrieg. Auch die Dorfkinde wurden in das Geschehen einbezogen, da sie sich im Trauerhaus um den Verstorbenen versammelten. Sie erwiesen auf diese Weise dem Toten die letzte Ehre und wurden mit einem Leichwecken beschenkt. Leichwecken werden heute noch verteilt, allerdings nur an die "Läutbuben". Die Nachbarinnen bezeugen ihre Anteilnahme am Ableben eines Siedlungsgenossen, wenn sie - der Sitte gemäß - einige Wochen lang Trauerkleidung tragen.

Auch die Menschen im Nordgebiet fühlen sich also besonderen Traditionsformen verhaftet, Traditionsformen, die im Südgebiet bereits abgekommen sind, vermutlich aber nie so stark ausgeprägt waren wie im Norden.

Wie sind nun aber diese unterschiedlichen Ausformungen traditionsgebundener Handlungsweisen zu erklären?

Eine Antwort auf die Frage, welche Triebkräfte die unterschiedlich rasche Entwicklung der Brauchformen in den beiden großen Untersuchungsräumen, dem südlichen und dem nördlichen, verursachten, kann im Rahmen dieser Arbeit nur angedeutet werden. Es fällt auf, daß die Bewohner des Südgebiets schmuckhaften traditionellen Brauchformen stärker verhaftet waren (und sind) als die Menschen im Nordgebiet. J. Dünninger sagt, daß die "Kraft der Tradition des Volkes" im Norden schwächer ist als im Süden, der Bauer des Nordgebiets zeigt sich "städtisch in seinem Wesen".¹⁵³⁾

Doch was besagt das Wort "städtisch"? Die Folgerung, daß die Menschen im Nordgebiet dem direkten Einfluß der Stadt stärker ausgesetzt waren als die Bewohner des Südgebiets, erscheint nicht ohne weiteres gerechtfertigt. Von der Großstadt Nürnberg sind beide Gebiete etwa gleich weit entfernt und - wie bereits erwähnt wurde - durch verwandtschaftliche Beziehungen, neuerdings auch durch Arbeitspendler gleichermaßen verbunden.

Im Nordgebiet scheint der Antrieb zu neuer Ausformung von Brauchhandlungen nicht direkt aus der Stadt zu kommen. Vielmehr dürften die in den Dörfern residierenden adeligen Herren den Anstoß zu mancher Neuerung gegeben haben - und noch heute geben. Man muß sich vor Augen halten, daß zum Beispiel in den beiden Landkreisen Scheinfeld und Uffenheim am Ende des Alten Reiches über fünfzig Verwaltungssitze existierten.¹⁵⁴⁾ Die mitten im

Dorf lebenden Herren waren nicht nur auf verwaltungspolitischer Ebene tätig, sie wirkten mit ihren Familien auf vielen Lebensbereichen als Vorbild. An dieser Stelle sei an die Äußerung einer Frau aus Ullstadt erinnert, die ihr Verhalten beim Brauch nach der Geburt an der Verhaltensweise der Schloßherrschaft orientierte. Aber auch die Formation beim Hochzeitszug scheint direkt vom Landadel beeinflußt worden zu sein. In Ullstadt jedenfalls gehen bei einer Adelshochzeit die Brautjungfern und Brautführer - auch heute noch - paarweise hinter dem Brautpaar. Im Vergleich zu der traditionellen Prozession im Südgebiet mutete diese Reihenfolge überraschend "städtisch" an.

Wie sehr man mit der Imitation standesherrlicher Gepflogenheiten rechnen muß, zeigt folgende Bemerkung des evangelischen Pfarrers von Ullstadt aus dem Jahr 1915: "Bis heute ist in der evangelischen Gemeinde Ullstadt das sogenannte Schiedläuten in der Todesstunde nicht üblich. Da aber beim Ableben des katholischen Patronatsherrn mit allen Glocken geläutet wurde, so mag es wohl möglich sein, daß die Stimmung in der Gemeinde sich befestigt, daß auch in der Todesstunde der evangelischen Gemeindeglieder die Sterbeglocke geläutet werde" (Ullstadt, PfB. S. 252). Allgemein scheint die Bereitschaft der Bewohner des Nordgebiets groß gewesen zu sein, von ihrer Dorfherrschaft etwas zu lernen. Die folgende Mitteilung aus der Ullstädter Pfarrbeschreibung mag diese Annahme bestärken. "Den bedeutendsten Aufschwung hat ... Ullstadt erst in dem letzten Jahrsiebt genommen. Da waren zwei "studierte Ökonomen" ... als Pächter auf die beiden hiesigen Franckenstein'schen Höfe ... gekommen. Mit Mißtrauen und stillem Hohn wurde die Wirtschaft der beiden namentlich von den alten Bauern beobachtet: sie mußten ja zu Grund gehen mit ihrem Kunstdünger und ihrer brachlosen Wirtschaft Da kam die Ernte: anstatt dreier Tage, an denen sonst die Dreschmaschine auf dem Buchhof gestanden war, arbeitete sie jetzt fast vierzehn Tage dort. Da wurden die Bauern doch stutzig, zuerst die Jungen, dann die zäheren Alten. Und jetzt treiben sie die "intensive Bodenbewirtschaft" ebenso wie die beiden "Studierten" Es wird nicht alles Alte über den Haufen geworfen; aber geprüft wird Altes und Neues, um das Beste zu behalten" (Ullstadt, PfB. S. 277).

Von der Bildungsbeflissenheit der Dorfbewohner wissen auch andere Pfarrer des Nordgebiets zu berichten. Beispielsweise erfährt man, daß bereits in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts einige Nenzenheimer Bur-

schen auf die Landwirtschaftsschule in Triesdorf bei Ansbach gingen. Drei von ihnen nahmen Posten als Verwalter ein - vermutlich auf adeligen Gutsbetrieben. Auch wurden die landwirtschaftlichen Winterschulen in Neustadt/Aisch und in Würzburg besucht. "Mädchen aus besser situierten Häusern gingen zur Ausbildung auf ein Jahr in die Haushaltungsschule nach Kitzingen" (Nenzenheim, Pfb. S. 62).

In Bergen dagegen, das fast die gleiche Sozialstruktur wie Nenzenheim aufweist, hatte damals "noch kein Schüler den Versuch gemacht, in eine Mittelschule überzuwechseln, noch niemand die landwirtschaftliche Winterschule in Weißenburg besucht Der Durchschnittsmensch auf dem Lande zumal darf mit allem anderen unzufrieden sein und nie genug bekommen. Was Bildung anlangt, so begnügt er sich mit dem geringsten Maß" (Bergen, Pfb. S. 370).

Diese Feststellung dürfte auch für den katholischen Bevölkerungsteil des Südgebiets zutreffen. Waren hier doch selbst einige Pfarrer von der Unwichtigkeit einer weiterführenden Bildung überzeugt. Ein Pfarrer aus Emsing fand beispielsweise, daß zwar die Christenlehre wertvoll ist, "weil es das sittlich-religiöse Bedürfnis erfordert", solange aber nicht Schulbrüder den Volksschulunterricht übernehmen, kann die Schulzeit - besonders für Mädchen - ruhig abgekürzt werden, weil weltliche Lehrer sowieso kein Interesse an der religiösen Erziehung zeigen (Emsing, OB. 1870/71, pars VII). Es muß jedoch eingeräumt werden, daß dieser Bericht eines katholischen Geistlichen vier Jahrzehnte vor dem seines protestantischen Kollegen geschrieben wurde. Ob sich die Einstellung zum Bildungswesen im katholischen Bereich in diesen vier Jahrzehnten grundlegend geändert hat, muß jedoch dahingestellt bleiben.

Geht man von der Annahme aus, daß der Grad der Bildungsbeflissenheit mit dem Grad der Aufnahmebereitschaft für neue Verhaltensweisen in Beziehung steht, dürfte der Grund für das Festhalten an traditionellen Brauchformen im Südgebiet im (gesteuerten?) Desinteresse an "Bildungsmöglichkeiten" liegen.

Das - im Vergleich zum Südgebiet - stark ausgeprägte Nachbarschaftsbewußtsein dürfte ebenfalls auf die besonderen politischen Verhältnisse in vergangenen Jahrhunderten zurückzuführen sein. Die Gemeinde als Genossen-

schaft besaß im Nordgebiet nämlich ein hohes Maß an Selbstverwaltung. Der Personalverband der Gemein bestimmte aufgrund einer eigenen Nachbarschaftsordnung das Leben der Siedlungsgenossen, die in manchen Gemeinden heute noch rundweg "Nachbarn" genannt werden. ¹⁵⁵⁾

In dieser weitgehenden Selbstverwaltung "schimmert stärker als in jeder anderen fränkischen Landschaft noch die Urstruktur königsfreier Wehrbauerngenossenschaften der Merowinger- und Karolingerzeit durch" ¹⁵⁶⁾.

Die Untersuchungen bestätigen einerseits die Ergebnisse volkskundlicher Forschung, die zeigen, daß die Erscheinungsformen der Volkskultur nicht immer an Territorialgrenzen haltmachen. Sie verdeutlichen aber auch, daß herrschaftliche und territoriale Machtbildungen der Vergangenheit, die ja vor allem in Mittelfranken ein breites Spektrum an Erscheinungsbildern aufweisen, die Lebensformen einzelner Dörfer bis in die Gegenwart hinein prägen.

F. ANMERKUNGEN

Archiv d. Inst. f. Vkd.	= Archiv des Instituts für Volkskunde, München .
Bayer. Jb. f. Vkd.	= Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München.
Mitteilungen und Umfragen	= Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde, Würzburg.
Volkskunst und Vkd.	= Volkskunst und Volkskunde. Monatschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde, München.

- 1) Herr Dr. Günther KAPFHAMMER vom Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München machte mich freundlicherweise auf das Archivmaterial aufmerksam.
Im folgenden wird die Fragebogen-Aktion zitiert: Münchner Umfrage. Der Fragebogen ist als Anlage 1 beigegeben.
- 2) F.VON DER LEYEN war damals Privatdozent für germanische Philologie an der Universität München.
- 3) Zwar schreibt VON DER LEYEN im Jahre 1952 rückblickend über "Die beiden ersten Jahrzehnte der Volkskunde in unserem Verein" (In: Bayer. Jb. f. Vkd. 1952, S. 9 - 13, Zitat S. 10)
"... auch die Gegenwart will ihr Recht, die Zusammenhänge des Bestehenden mit ihrer Zeit sind zu erkennen und von ihr aus ist weiter vorzudringen, nicht das erträumte, das lebendige Leben führt uns zu dem, was wir erkennen wollen Wir schickten daher als erstes Fragebogen durch Bayern ..."
Die schriftlichen Äußerungen VON DER LEYENS in der Vereinszeitung aus den Jahren vor der Fragebogen-Aktion zeigen jedoch, daß ein konkretes Arbeitsprogramm fehlte.
In einer "Volkskundlichen Mitteilung" aus dem Jahr 1906 äußert VON DER LEYEN die Hoffnung, bei den "Mitgliedern das Interesse für Volkskunde wach zu halten (!)". Dem Leser soll Neues geboten werden, "Merkwürdigkeiten der Volkskunde, etwa bezeichnende oder schöne oder tiefe Sagen, Vorstellungen und Bräuche ...". Abschließend äußert er den Wunsch, daß nun Sammler, "die jetzt überall in deutschen Landen, der alten Schuld eingedenk, sich um die Bergung des Erbgutes bemühen" mögen. (Volkskunst u. Vkd. IV (1906) S. 38 f).
Doch lesen wir, wie VON DER LEYEN selbst diese Anfangsjahre in sei-

ner Biographie charakterisiert: "Außerdem wollte man alte schöne Bräuche, Feste und Sitten beleben, die Schätze des Märchens, der Sage, der Volksdichtung zeigen und dafür neue Neigung wecken. In diesem Bestreben erkannte ein unbefangener Beobachter freilich oft eine verspätete, nicht mehr lebensfähige Romantik; man nannte es Volkskunde Endlich schickten sie einen der ihren ... zu mir: ob ich die Leitung der Abteilung Volkskunde nicht übernehmen möchte Der Antrag hatte für mich wohl etwas Lockendes, nur, er durfte mir nicht mehr als einen Bruchteil meiner Zeit nehmen" (FRIEDRICH VON DER LEYEN: Erinnerungen. Leben und Freiheit der Hochschule. Köln 1960, S. 92.)

- 4) Archiv d. Inst. f. Vkd. Münchner Umfrage 1908/Korrespondenz.
- 5) Archiv d. Inst. f. Vkd. Münchner Umfrage 1908/ Fragebogenmaterial.
- 6) Freundlicher Hinweis von Herrn MEINRAD WEIKMANN, dem Herausgeber der "Deutschen Gaue", Kaufbeuren.
- 7) Bemüht, auf allen Gebieten der Landes- und Volkskunde erfolgreich zu wirken, hatte CH. FRANK bald einen ansehnlichen Kreis von Mitarbeitern. Die Sammelergebnisse wurden in FRANKS "Heimatarchiv" registriert, kamen aber auch zur Veröffentlichung, sobald sie von Interesse waren.
Nach dem Schema dieses Fragebogens verfaßte R. REUBOLD seine Darstellungen. (Vgl. R. REUBOLD: Beiträge zur Volkskunde. Bezirksamt Ansbach. Kaufbeuren 1905. (Deutsche Gaue).)
- 8) FRANK hatte nur wenige Fragen nach regionalen Besonderheiten auf dem Gebiet der Sachvolkskunde hinzugefügt; andererseits fehlen in seiner Zusammenstellung Stichwörter, die im Kaufbeurer Bereich unbeantwortet bleiben mußten, wie etwa "Weingärtnerbräuche, Weinlese".
- 9) Die eingesandten Mitteilungen gelangten in den Jahren 1904 - 1916 in den "Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde" zur Veröffentlichung. Im Jahre 1961 besorgte die Württembergische Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart den Neudruck dieser Mitteilungen: KARL BOHNENBERGER: Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, Stuttgart 1961 (Neudruck).
- 10) Fragebogen zur Sammlung volkstümlicher Überlieferungen in Baden. In: Alemannia, Zeitschrift für Sprache, Kunst und Altertum. XXI. (1893), S. 301 - 304.
- 11) PETER ASSION: Die Badische Landesstelle für Volkskunde in Freiburg i. Br. In: Denkmalspflege in Baden - Württemberg. Nachrichten des Landesdenkmalamtes. 1 (1972), Heft 3, S. 21.

- 12) OSKAR BRENNER: Vorläufiger Sammelplan. In: Mitteilungen und Umfragen. I (1895), Nr. 1, S. 4 und Nr. 2, S. 3.
- 13) WOLFGANG JACOBET: Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Volkskunde. Berlin 1965, S. 86.
- 14) KARL WEINHOLD: Zur Einleitung. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. I (1891), S. 1 - 10, Zitat S. 9.
- 15) WEINHOLD, Einleitung, S. 4.
- 16) HELMUT DÖLKER: Vorwort zum Neudruck der "Volkstümlichen Überlieferungen in Württemberg", S. VI. (Vgl. Anm. 9)
- 17) Vgl. VON DER LEYEN, Die beiden ersten Jahrzehnte, S. 9. Im Münchner Ausschuß für Volkskunde herrschte aber durchaus Klarheit darüber, daß die Umfrage-Aktion ein Konkurrenzunternehmen zu BRENNERS langjährigen Bemühungen darstellt. BRENNER distanzierte sich nämlich schon 1903 von den Satzungen des im Vorjahr in München gegründeten Vereins für Volkskunst und Volkskunde und äußert die Hoffnung, daß der Würzburger Verein "durch seine ganze Entwicklung, durch seine in den wertvollen Sammlungen vertretenen Erfolge und durch seine bisher allenthalben anerkannte umfassende Organisation berufen sei, wie bisher, den Mittelpunkt der volkskundlichen Forschung in Bayern zu bilden". (OSKAR BRENNER: Was wird aus unseren Sammlungen? In: Mitteilungen und Umfragen, IX (1903), Nr. 1, S. 1.) Zwar betont VON DER LEYEN schon 1904, daß die Münchner Pläne dem "Bestreben des Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartforschung, den Prof. BRENNER in Würzburg leitet, nicht in den Weg treten wollen". (FRIEDRICH VON DER LEYEN: Volkskundliche Mitteilungen. In: Volkskunst u. Vkd., IV (1906), S. 37 - 39, Zitat S. 38.) Durch den Aufruf VON DER LEYENS zur Sammeltätigkeit für den Münchner Verein waren die Hoffnungen des Würzburger Kreises nun aber endgültig Illusion geworden.
- 18) Volkskunst u. Vkd. VI (1908), S. 118 f.
- 19) Archiv d. Inst. f. Vkd. Münchner Umfrage 1908/Korrespondenz.
- 20) ADOLF SPAMER: Volkskundliche Monographien. In: Bayerische Hefte für Volkskunde. 1 (1914), S. 61 - 64.
- 21) Ebd. S. 62.
- 22) K. BOHNENBERGER, Volkstümliche Überlieferungen, S. IX f.

- 23) Allerdings muß in Kauf genommen werden, daß bei dieser Art der Erhebung niemals ein gleichmäßig dichtes Belegnetz erreicht werden kann, da beispielsweise in den ostbayerischen Streusiedelgebieten die Zahl der auf eine bestimmte Fläche treffenden Sitze einer Gemeindeverwaltung viel geringer ist als etwa in den Gebieten Mittel- und Unterfrankens.
- 24) Die Zahlen wurden dem Gemeindeverzeichnis für das Königreich Bayern, München 1906, entnommen.
- 25) Aus den vielen diesbezüglichen Begleitschreiben sei exemplarisch die Antwort des Lehrers und Kantors BAUMGÄRTNER aus Schornweisach/NEA vom 26. Februar 1909 zitiert: "Dem Königl. Bezirksamt Neustadt a/A erlaube ich mir ergebenst mitzuteilen, daß ich gerne bereit bin, dem Ersuchen des Kgl. Bezirksamts vom 20. Nov. 09 (es müßte '08" heißen!) zu entsprechen. Allein bis jetzt war es mir unmöglich, da zwei Gemeindeschreibereien zum Schlusse und Anfang eines Jahres meine Person in der schulfreien Zeit voll erfordern, zudem auch der geschichtliche Teil des Fragebogens Aktenstudium erfordert" (Schornweisach/NEA).
- 26) Im Vorwort zum Fragebogen werden die "Redaktionen der Lokalblätter" ersucht, "alle Nummern, in denen volkstümlich Merkwürdiges enthalten ist" an den Verein zu schicken.
- 27) Als Indikator für dieses Mißverständnis sei der hohe Anteil an Mitteilungen über abgergläubische Vorstellungen genannt. Manch ein Korrespondent berichtet unter der Überschrift "Sitte und Brauch" ausschließlich über Handlungsweisen, die vom Volksglauben diktiert wurden. Über die zeitliche Einordnung sowie die Häufigkeit solcher Handlungen fehlt in den allermeisten Fällen jegliche Angabe. Es bleibt die Frage offen, ob die mitgeteilten Aberglaubensregeln überhaupt am genannten Ort bekannt waren. Wie sehr die Zielsetzung der Fragebogen-Aktion in Einzelfällen mißverstanden wurde, beweist der Vermerk eines Lehrers, der nach eigenen Aussagen "trotz eifriger und vielseitiger Umfragen nur ein recht mageres Ergebnis" erzielen konnte und deshalb auf das Buch "Deutsche Volksfeste und Volkssitten von HERMANN S. REHM" aufmerksam machte, das "manche erwünschte Bereicherung bieten dürfte" (Wilhermsdorf/NEA).
- 28) Aus dem kleinen Straßendorf Neundorf/SEF (es beherberge 1905 117 Einwohner) berichtet Lehrer VOLKAMER unter der Überschrift "Sitte und Brauch" u. a.:
 - (1.) "Während des Feierabendläutens am 24. Dezember müssen zur Erzielung eines hohen Obstertrages die Stämme der Obstbäume mit Strohbindern umwickelt werden."
 - (2.) "Nach eingetretenem Tod ... verstellt man, wenn der Verstorbene der das Imkergeschäft besorgende Familienangehörige war, die Bienenvölker oder klopft, um das Schalwerden des Weines zu verhüten, die Fässer im Keller der Reihe nach ab."

- (3.) "12 Zwiebelschalen, mit Salz gefüllt und in der Christnacht auf das äußere Fenstersims gestellt, lassen bestimmt auf die Feuchtigkeit bezw. Trockenheit der einzelnen Monate des kommenden Jahres schließen."

Zur Überprüfung dieser und auch anderer Mitteilungen des Korrespondenten aus Neundorf besuchte ich drei Familien, in denen alte Leute leben, die zur Zeit der Umfrage in aufnahmefähigem Kindesalter waren und in Neundorf wohnten. (Zu einer der Familien wurde ich geschickt, weil ihr eine besonders aberglauvenskundige Frau angehört; die Frau wußte jedoch nicht, daß ich sie aufgrund dieser ihr nachgerühmten Eigenschaft befragen wollte.) Während Mitteilung (3.) bekannt und von der genannten Frau auch heute noch ausgeführt wird, waren (1.) und (2.) angeblich unbekannt und nie beobachtet worden. Die diesbezüglichen Angaben dürften kaum auf "gespielte" Aufgeklärtheit zurückzuführen sein. Ich erlaube mir diese Schlußfolgerung, da mir von den befragten Personen unaufgefordert anderes abergläubisches Wissen mitgeteilt wurde.

Es überrascht nicht, wenn REINHARD WORSCHCH (vgl. R. WORSCHCH: Frauenfeste und Frauenbräuche in vergleichender Betrachtung mit besonderer Berücksichtigung Frankens, Würzburg 1971, S. 150.) zu der Überzeugung gelangt, daß das Bild, welches LEO WILZ von den frauenrechtlichen Hänselbräuchen um Geburt und Taufe eines Kindes skizzierte, trägt. WORSCHCHS persönliche Nacherhebungen ergaben nämlich, daß die Gewährsleute zum größten Teil "aus der Erinnerung vom Brauchbestand um die Jahrhundertwende berichteten". - LEO WILZ (Landshut!) hatte einfach - wie ich aus einem Vergleich seiner "Belegorte" mit dem aus Unterfranken eingegangenen Antwortmaterial feststellen konnte, - lediglich die unterfränkischen Korrespondentenberichte zum Thema "Sitte und Brauch" bei Geburt und Taufe zusammenfassend dargestellt, jedoch ohne seine Quellen zu nennen. Das gleiche gilt für seine Mitteilungen über "unterfränkische Hochzeitsbräuche". (Vgl. LEO WILZ: Unterfränkische Hochzeitsbräuche. In: Bayerische Hefte für Volkskunde, 5 (1918) Heft 3/4, S. 195 - 224.) Noch größer ist der zeitliche Abstand zwischen In-Übung-Befindlichem und Gewußtem in einem Aufsatz von KARL DÜRR-LEERSTETTEN, der 1927 veröffentlicht wurde. Der Autor bezog nämlich sein Wissen über "Volkskundliches aus dem Steigerwald" (vgl. KARL DÜRR-LEERSTETTEN, Volkskundliches vom Steigerwald. Bezirksämter Neustadt a.d. Aisch, Scheinfeld und Höchstadt a.d. Aisch. In: Fränkische Heimats. 6 (1927), S. 147 - 151 und S. 378 - 382.) ebenfalls aus dem Münchner Archiv. Auch er verschwieg seine Quelle.

- 29) Der Begriff "Altes Reich" ist dem Historischen Atlas von Bayern entnommen. Er bezieht sich auf den Raum des heutigen Bayern. Das Alte Reich endete "zum Zeitpunkt der Säkularisation (1802/03) oder Mediatisierung (1805/06), wobei wegen der einschneidenden Veränderungen durch die preußischen Maßnahmen seit 1792 jedoch weitgehend dieses Jahr den Abschluß" gab. (HANNES HUBERT HOFMANN: Der Historische Atlas von Bayern, Teil Franken. Aufbau und Quellen. In: Jahrbuch für fränkische Landeskunde. 11/12 (1953), S. 407 - 417.)
- 30) Vgl. die historische Karte von Mittel- und Oberfranken in: HANNES HUBERT HOFMANN: Mittel- und Oberfranken am Ende des Alten Reiches (1792). München 1954. (Historischer Atlas von Bayern, Teil Franken. Heft 1).

- 31) Die Untersuchung bezieht sich auf den Raum Mittelfranken, wie er vor der Gebietsreform am 1. 7. 1972 bestand. Auch werden die alten Landkreisbezeichnungen beibehalten, da das Archivmaterial nach Bezirksämtern geordnet ist, die ja im großen und ganzen den Gebieten der Landkreise alter Ordnung entsprachen.
- 32) Die Auswahl einer Anzahl von Gemeinden innerhalb eines Bezirksamtes bzw. eines Landkreises (alter Ordnung) erschien zweckmäßig, da mit einheitlichen behördlichen Verordnungen auch auf der unteren Verwaltungsebene gerechnet werden kann. Außerdem erleichterten Untersuchungen innerhalb der Landkreisgrenzen die Forschungen in den Archiven und die Nachfragen bei den Behörden. Wenn die genannten Verwaltungsgrenzen im Südgebiet trotzdem überschritten wurden, so geschah dies mit dem Ziel, Dörfer in größerer räumlicher Entfernung von der ehemaligen Territorial- bzw. Konfessionsgrenze zu untersuchen, da die ausschließliche Beschränkung auf Orte in Grenznähe die Feststellung gegenseitiger Beeinflussung erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht hätte. Die evangelische Gemeinde Bergen (Landkreis Weißenburg) und die katholische Gemeinde Ochsenfeld (Landkreis Eichstätt) erfüllen also Kontrollfunktionen. Ein bisher unbeachtetes, für volkscundliche Forschungen jedoch ungemein aufschlußreiches Quellenmaterial bieten Pfarrbeschreibungen, die das Konsistorium Ansbach in den Jahren nach 1912 anhand eines detaillierten Fragebogens anfertigen ließ. Auf katholischer Seite finden diese Pfarrbeschreibungen in den Osterberichten der Pfarrer des Bistums Eichstätt ein zwar nicht so breit erzählendes, für gewisse Fragestellungen aber unentbehrliches Äquivalent. Sie wurden in den Jahren zwischen 1854 und 1878 verfaßt.
- 33) Die Auswirkungen der Sozialstruktur einer Gemeinde auf volkscundlich relevante Phänomene des Gemeindelebens wurden in letzter Zeit von verschiedenen Seiten aus beleuchtet. Literaturangaben finden sich bei HERBERT SCHWEDT: Kulturstile kleiner Gemeinden. Tübingen 1968. (Volksleben 21).
- 34) RENE KÖNIG: (Hrsg.) Soziologie. Gemeinde, Frankfurt 2. Aufl. 1967. (Fischer Lexikon 10), S. 81.
- 35) Beispielsweise kann das Zahlenverhältnis, welches über die verschiedenen Arten der Erwerbstätigkeit Auskunft gibt, eine geringfügige Veränderung erfahren. Eine evidente Verzerrung zeigen jedoch die diesbezüglichen Zahlenangaben für die politische Gemeinde Schwimbach. Hier sind 50 % der Erwerbspersonen in der Landwirtschaft tätig, in der sozialen Gemeinde Schwimbach gehen jedoch 60 % der Erwerbsbevölkerung einer Beschäftigung in der Landwirtschaft nach. Die Ursache für diese Diskrepanz liegt darin begründet, daß zur politischen Gemeinde Schwimbach neben der Ortschaft Schwimbach mit 27 Hausnummern und der Einöde Appenstetten mit 2 Hausnummern noch das kleine Dorf Stetten mit 15 Hausnummern gezählt wird. Mit einer Fehldarstellung, jedoch in weitaus geringerem Maß, muß auch bei den Zah-

lenangaben für die Gemeinde Großhöbing gerechnet werden, weil zur politischen Gemeinde Großhöbing die Ortschaft Großhöbing mit 35 Hausnummern und die Ortschaft Günzenhofen mit 6 Hausnummern gehört.

Da aber - wie gesagt - bei den übrigen politischen Gemeinden der Prozentanteil an außerhalb der Untersuchungsgemeinde liegenden Häusern relativ gering ist, wurde - trotz der erwähnten Mängel - das reiche statistische Material der Volkszählung von 1970 für diese volkskundliche Untersuchung herangezogen.

- 36) Mit diesen Worten wird von Soziologen gelegentlich der Begriff "Lebensstil" definiert. In den Begriffskodex der volkskundlichen Forschung wurde "Lebensstil" von K. S. KRAMER eingeführt. Lebensstil soll "die spezifischen und untereinander stark variierenden Ausprägungen gemeinschafts- und traditionsgebundener Lebensweise" charakterisieren. Mit dieser Lebensweise, "sind die Prinzipien gemeint, die das Leben der Gemeinschaften und des Einzelnen determinierten. Sie sind bestimmbar als formgewordene, an Erfahrungen gereifte, durch Tradition gefestigte, auf die Gemeinschaft bezogene und für den Einzelnen in der Gemeinschaft verbindliche Gebärden und Regeln normativen Charakters. Sie manifestieren sich in der Art und Weise, wie das Volk sein Leben führte, wie es Krisen meisterte (oder vor ihnen versagte), wie es sich zu bewähren suchte im Spannungsfeld zwischen eigenem Wollen und den von außen wirkenden Kräften, wie es Feste feierte, Freude und Leid auf sich nahm und zwischen Altem und Neuem wägend schied, wie es arbeitete und wie es seinem Glauben lebte." (KARL-SIGISMUND KRAMER: Volksleben im Hochstift Bamberg und im Fürstentum Coburg. (1500 - 1800). Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen. Würzburg 1967, S. 279 f).
- 37) PETER ATTESLANDER: Methoden der empirischen Sozialforschung. Unter Mitarbeit von KLAUS BAUMGARTNER, FRANZ HAAG, JÖRG OETTERLI, RUDOLF STEINER. Berlin - New York 2. Aufl. 1971. (Sammlung Götschen, 4229). Aus der Fülle der soziologischen Literatur, die über Befragungstechniken Auskunft gibt, seien noch folgende Werke genannt: RENE KÖNIG (Hrsg.): Das Interview. Formen, Technik, Auswertung. Unter Mitarbeit von DIETER RÜSCHEMEYER und ERWIN K. SCHEUCH. Köln - Berlin 7. Aufl. 1969. (Praktische Sozialforschung 1).

RENATE MAYNTZ, KURT HOLM, PETER HÜBNER: Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie. Opladen 3. Aufl. 1972.
ELISABETH NOELLE: Umfragen in der Massengesellschaft. Einführung in die Methoden der Demoskopie. Reinbeck 1963. (rde. 177/178).
Es erscheint jedoch müßig, die Definitionen der verschiedenen Arten des Interviews, wie sie die soziologische Literatur bereitstellt, genauer darzulegen, da diese Anleitungen zur empirischen Sozialforschung auf völlig andere Erhebungsmethoden ausgerichtet sind. Sie sollen einen Untersuchungsleiter in die Lage versetzen, mit Hilfe einer Vielzahl, meist ungeübter Interviewer unterschiedlichster Charaktereigenschaften, die überdies nur in den seltensten Fällen mit den Forschungszielen vertraut ist, die möglichst unverfälschte Meinung der Befragten herauszufinden. - Auch die in der soziologischen Literatur bereitgestellten Anleitungen zur Konzipierung eines Fragebogen beziehen sich vorwiegend auf Meinungsumfragen. - Auf meine Untersuchungen sind diese Anleitungen jedoch nicht direkt übertragbar, da ich selbst "Untersuchungsleiter" bin und bald aufgrund eigener Erfahrungen eine Gesprächsform entwickeln konnte, die mir für mein Forschungsziel angemessen erschien.

- 38) R. MAYNTZ: Umfragen, S. 49 .
- 39) PETER VON BLANCKENBURG: Über den Begriff der Dorfgemeinschaft und seine Anwendbarkeit auf die soziale Situation der Landgemeinde. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie. 8 (1960) Heft 1, S. 46 - 55.
- 40) Der Schichtbegriff setzt an der Tatsache der Gliederung der menschlichen Gesellschaft aufgrund besonderer Struktureigenart an. Im Artikel "Schichtung" des von R. KÖNIG herausgegebenen Taschenbuchs "Soziologie" heißt es: "Im Rahmen einer soziologischen Betrachtung interessieren davon nur die sogenannten "sozial relevanten" Merkmale, d. h. solche, die das gegenseitige Verhalten der Menschen beeinflussen. Es gibt bis heute keinen allgemein anerkannten Schichtbegriff. Eine zunehmende Übereinstimmung deutet sich aber z. Z. insoweit an, ... als man von "Schicht" ... erst dann spricht, ... wenn mit den Untergliederungen eine Differenzierung sozialer Wertschätzung einherläuft." (R. KÖNIG: Soziologie, S. 266.)
- 41) HANNS HUBERT HOFMANN: Scheinfeld-Uffenheim. Teil II. Anm. S. 2, Nr. 20 (Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken .) Manuskript.
- 42) GERHARD HIRSCHMANN: Freiholzrechte am Gemeindewald Oberhochstatt. Ein Beitrag zur bäuerlichen Rechtsgeschichte Frankens. In: Jahrbuch für fränkische Landesgeschichte. 11/12 (1953), S. 331 - 339.
- 43) Der anfängliche Versuch, nach dem Prinzip der Zufallsauswahl irgend einen der Ortsbewohner anzusprechen und um Auskunft über das Brauchleben im Dorf zu bitten, scheiterte vollkommen.

- 44) Nach: "Landkreis Hilpoltstein". Hrsg. vom Bayerischen Statistischen Landesamt, Heft 37 (1965), S. 2 und GEORG BARTH, GEORG BERN-REUTHER: Land um Stauf. Ein Heimatbuch. Nürnberg 1972, S. 15.
- 45) Nach: "Landkreis Scheinfeld". Hrsg. vom Bayerischen Statistischen Landesamt, Heft 92 (1970), S. 2 und ERICH OTREMBA: Der Landkreis Scheinfeld . Regierungsbezirk Mittelfranken. In Gemeinschaft mit W. FUNK, F. HOFMANN, H.P. KOSACK, G. KREUZER, I. MATHIESEN, J. SCHMIDT und A. SIEVERS. Scheinfeld 1950. (Die Landkreise Bayerns 1), S. 5 ff.
- 46) Agrarbericht 1973, Karte 4.
- 47) GERHARD HIRSCHMANN: Eichstätt. München 1959. (Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken. Heft 6). Karte 1. Die Darstellung der historischen Gegebenheiten folgt den Ergebnissen im genannten Atlaswerk, S. 21 ff.
- 48) GERHARD HIRSCHMANN: Atlas Eichstätt, S. 44.
- 49) Das Domkapitel-Richteramt in Eichstätt war Niedergericht, Kameral- und Steuerbehörde für die dem Gericht direkt unterstellten Domkapitel-schen Güter und zugleich vorgesetzte Behörde für die Gerichte und Kastenämter des Domkapitels. Im Untersuchungsbereich ist das Gericht Höbing zu nennen.
- 50) G. HIRSCHMANN: Atlas Eichstätt, S. 34.
- 51) Ebd. S. 167.
- 52) Ebd. S. 164 f.
- 53) H. H. HOFMANN: Atlas Scheinfeld, S. 3.
- 54) E. OTREMBA: Landkreis Scheinfeld, S. 47.
- 55) Nach: HANS JOSEPH MAIERHÖFER: Scheinfeld-Uffenheim. Teil I. Statistik I. (Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken.) Manuskript.
- 56) E. OTREMBA: Landkreis Scheinfeld, S. 49.

- 57) H.H. HOFMANN: Atlas Scheinfeld, S. 71.
- 58) Ebd. S. 6.
- 58a) JOSEF DÜNNINGER: Brauchtum. Sp. 2574. In: Deutsche Philologie im Aufriß. Bd. III. Hrsg. von Wolfgang Stammer. Berlin 2. Aufl. 1962.
- 59) Bleibt ein Kind in seiner körperlichen oder geistigen Entwicklung zurück, weist es Mißbildungen auf, so wird es als "Wechselbalg" bezeichnet.
- 60) Manche Korrespondenten berichten jedoch, daß für das Kind bis zum Tag der Aussegnung bzw. dem ersten Kirchgang der Mutter die Gefahr besteht, verwechselt zu werden.
- 61) HEINRICH HÖHN: Sitte und Brauch bei Geburt, Taufe und in der Kindheit, Hochzeitsgebräuche. Sitte und Brauch bei Tod und Begräbnis. In: Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Hrsg. von Karl Bohnenberger. Stuttgart 1961, S. 79
- 62) Das Ausschocken findet offenbar nicht die uneingeschränkte Zustimmung der Pfarrherren:
"So sehr den Kindern diese Freude zu gönnen ist, so unwürdig ist der Vorgang der Verteilung. Kaum ist das Amen des Segens bei der Taufhandlung gesprochen, so stürmt die ganze Kinderschar von der Empore, auf der sie der Handlung zugehört hat, zum Platz vor der Kirchentür. Dort bekommt die Hebamme den Korb mit den guten Sachen in die Hand und wirft sie nun, umdrängt und fast zu Boden geworfen, unter die zugreifenden und sich balgenden Kinder. Daß es am nötigen Geschrei nicht fehlt: Sábine, (so heißt die jetzige Hebamme) mir! Sábine mir! ist selbstverständlich. Ein Versuch meinerseits, um der Würde des Ortes und um der Person der Hebamme willen die Rauferei von der Kirche weg in den betreffenden Bauernhof zu verlegen, scheiterte an der Heiligkeit des Grundsatzes: Es war schon immer so. Außerdem ist der Platz vor der Kirche etwas gepflastert und so ist einige Gewähr dafür gegeben, die Eßsachen nicht allzu schmutzig werden zu lassen" (Hellmitzheim, PfB. S. 37 f).
- 63) KARL-SIGISMUND KRAMER: Volksleben im Fürstentum Ansbach und seinen Nachbargebieten. (1500 - 1800). Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen. Würzburg 1961, S. 229.
- 64) G. HIRSCHMANN: Atlas Eichstätt, S. 36.
- 65) BARTH-BERNREUTHER: Land um Stauf, S. 89.

- 66) K.S. KRAMER: Ansbach, S. 226.
- 67) Mag ein Korrespondent noch so wortkarg und lustlos die Bearbeitung des Fragebogens vorgenommen haben, die Schilderung der Brauchtümlich festgelegten Vorgänge bei den Hochzeitsfeierlichkeiten erfolgt bei fast allen Berichterstattern mit spürbarem Vergnügen. Die Kunde, daß eine Bauernhochzeit der Beachtung wert sei, scheint selbst bis an das Ohr eines von jeglicher Heimatschutzbewegung gänzlich unberührten Lehrers oder Pfarrers gedrungen zu sein. Doch gibt es für die überraschende Mitteilungsfreudigkeit der Korrespondenten eine recht plausible Erklärung: Die berichterstattenden Pfarrer und Lehrer waren als Brauchfunktionsträger selbst bei den Hochzeitsfeiern anwesend. Sie konnten also die Ereignisse beobachten, was ihnen in anderen Lebensbereichen nicht ohne weiteres möglich war! Überdies ist das Hochzeitsbrauchtum jenen Ereignissen zuzurechnen, die durch repräsentative Selbstdarstellung den Beobachter beeindruckend wollen, also bewußt nach außen wirken und ein "Publikum" ansprechen sollen! Wenn die Mitteilungen ausnahmslos die Hochformen des Hochzeitsbrauchtum schildern, darf das nicht verwundern, steht dahinter doch das Bestreben des Berichterstatters, den Leser mit allen Elementen bekanntzumachen, die an diesen Brauchkomplex gebunden sind.
- 68) Diese Ansicht teilten die Mehrzahl der Korrespondenten mit den evangelischen Pfarrern, die zu dieser Frage in den Pfarrbeschreibungen Stellung nehmen.
- 69) Da die Einheirat der Braut in das elterliche Anwesen des Bräutigams den Regelfall darstellt, werden im folgenden die Brauchabläufe einer Hofübernahme durch den Bräutigam geschildert. Heiratet jedoch der Bräutigam in das Anwesen der Braut ein, so nehmen alle rechtlichen Vereinbarungen den umgekehrten Verlauf, auch alle Ereignisse, die mit dem Umzug verbunden sind, beziehen sich dann auf den anderen Ehepartner.
- 70) Goldene Ringe sind nur einmal als Verlobungsgeschenk genannt (Weiboldshausen/WUG), Ringwechsel bei der Trauung kommt - mit Ausnahme von "ganz seltenen Fällen" in Ullstadt (PfB. S. 249) - nie vor!
- 71) Nur in den seltensten Fällen führten die Schießverbote der Behörden zu einem dauernden Verzicht auf diese "Unsitte".
- 72) KRAMER: Ansbach, S. 204 f., BERNWARD DENEKE: Hochzeit. München o.J. (1971). (Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg zur deutschen Kunst- und Kulturgeschichte. Band 31), S. 21 und 42 ff.

- 73) K.S. KRAMER: Ansbach, S. 204.
- 74) EDUARD FENTSCH: Volkskunde. In: Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. Zehntes Buch. Mittelfranken. Bearb. von einem Kreise Bayerischer Gelehrter. München 1964, S. 962 f.
- 75) K.S. KRAMER, Ansbach, S. 213.
- 76) ADOLF SCHWAMMBERGER: Vom Brauchtum mit der Zitrone. Nürnberg 1965. (Fürther Beiträge zur Geschichts- und Heimatkunde. Heft 2). S. 42.
- 77) Ebd. S. 38.
- 78) E. FENTSCH, Volkssitte, S. 967.
- 79) E. FENTSCH, Volkssitte, S. 968.
- 80) KARL-SIGISMUND KRAMER: Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken. Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen. Würzburg 1957, S. 150.
- 81) KRAMER: Ansbach, S. 210.
- 82) K.S. KRAMER: Unterfranken, S. 74 f.
- 83) E. FENTSCH: Volkssitte, S. 967. Korrespondenten-Mitteilungen aus: Larrieden/FEU, Lehengütingen/DKB, Lohr/ROT, Windelsbach/ROT.
- 84) R. REUBOLD: Ansbach, S. 49 und MARTHA VON OEFELE: Das Hahnkrähen. Ein Volksbrauch bei der Brautwerbung im hohenzollernschen Franken. In: Bayerland. 26 (1915), S. 150 - 152.
- 85) B. DENEKE: Hochzeit, S. 33.
- 86) R. WORSCHKECH: Frauenfeste, S. 29.
- 87) Viel Aufmerksamkeit widmeten die Korrespondenten der Mitteilung todankündender Zeichen. Es handelt sich dabei um überregional verbreitetes "Wissen", dessen Wiedergabe im Rahmen dieser Untersuchung nicht vorgesehen ist.

- 88) Aus den Korrespondentenberichten geht hervor, daß die Dreifaltigkeit von Protestanten vor allem beim "Brauchen", den Heilungszeremonien bei Mensch und Tier, angerufen wird.
- 89) Diese Mitteilung stammt zwar nicht aus einem der Dörfer des südlichen Untersuchungsgebiets, sondern aus Wassertrüdingen/DKB. Doch sind die Verhaltensweisen im Bezirksamt Dinkelsbühl mit denen im Untersuchungsgebiet zu vergleichen. Überdies ist nicht auszuschließen, daß diese Sitte auch im Untersuchungsgebiet geübt wurde. Die Korrespondenten - Lehrer und Pfarrer - konnten davon nichts wissen, weil sie ja dem Trauerzug voraus gingen. Diese Begründung für "Unwissenheit" der Korrespondenten ist nicht so vage, wie es vielleicht den Anschein haben mag. Zum Beispiel wurde in keinem der Korrespondentenberichte des Nordgebiets erwähnt, daß hinter dem Trauerzug das Hoftor geschlossen wird. Obwohl diese Sitte allgemein verbreitet ist, erhielt ich davon erst bei den Nacherhebungen Kenntnis.
- 90) JOSEF DÜNNINGER: Vom Wesen und Werden fränkischer Volkskunde. In: Volk und Heimat. 12 (1936), S. 147 - 156., S. 170. R. WORSCH, Frauenfeste, S. 218.
- 91) R. REUBOLD: Ansbach, S. 61.
- 92) MAX BÖRNER: Im Bannkreis des Hesselberges . Ein Heimatbuch. Dinkelsbühl 1927, S. 134.
- 93) Die Gestalt des "Fosnatnigl" kennt EDUARD RÜHL nur für das "untere Altmühltal". (EDUARD RÜHL: Flecklesmo, Fleckeles, Fleckle, Fleckleshex und Flecklesdieb. Ein heute noch lebendiger fränkischer Fasnachtstyp. Ein Beitrag zur Volkskunde Ostfrankens. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. (1952), S. 91 - 95.) Er nennt außer Kipfenberg und Kinding auch Enkering und Arnsberg, zwei Orte im unteren Anlautertal (kurz vor der Einmündung in die Altmühl): Die Münchner Umfrage sowie Nacherhebungen haben ergeben, daß die für das Altmühltal bekannte Bezeichnung "Fosnatnigl" als "Fosanickl" auch in den Dörfern des unteren Schwarzahtales und des angrenzenden Talachtales üblich ist. Keinesfalls sind "alle Orte ..., an denen sie auftreten, ... katholisch" (E. RÜHL, Flecklesmo, S. 91). Damit wäre einer der "weißen Flecke" zwischen den von RÜHL genannten Belegorten im Altmühltal und seinem anderen Belegort, nämlich Allersberg an der oberen Schwarzach "ausgefüllt". Der Begriff Fosanickl ist also nicht nur, wie EDUARD FENTSCH bekannt gibt, auf das untere Altmühltal und die Jurahöhen der Eichstätter Alb beschränkt, sondern er wird auch in den Taldörfern der in die Altmühl mündenden Anlauter und Schwarzach, sowie im Talachtal verwendet (E. FENTSCH, Volkssitte, S. 975).
- 94) Vgl. die Beschreibung von MICHAEL BACHERLER: Der "Fosnatnigl" oder "Fleckeles", ein alter Maskentyp. In: Bayerischer Heimatschutz. 31 (1935), S. 7 - 10.

- 95) R. REUBOLD, Ansbach, S. 35.
- 96) ADOLF SPAMER: Deutsche Fastnachtsbräuche . Jena 1936. S. 42.
- 97) WILHELM VON REBAY: Lalle - Lälli - Löll als Scheltwort, Neckname und Bezeichnung für eine Fasnachtsfigur im alemannisch-fränkischen Raum. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. (1961), S. 76 - 81; hier: S. 79.
- 98) KRAMER, Ansbach, S. 104 f.
- 99) HEINRICH SCHLUPFINGER: I frei mi af die Fosenacht. In: Die Stimme Frankens. 34 (1968) Heft 1, S. 17 - 19; hier: S. 18.
- 100) Die Korrespondenten zollen diesem Fest in ihren Berichten gebührende Beachtung, so daß die Ausführlichkeit der Beschreibung den Darstellungen des Hochzeitsbrauchtums in etwa gleichkommt. Da die Kirchweih in Mittelfranken bereits mehrmals Gegenstand volkskundlicher Untersuchungen bildete, soll an dieser Stelle lediglich zu Vergleichszwecken eine Beschreibung der Vorgänge in beiden Untersuchungsgebieten erfolgen.
FRIEDRICH HOMANN: Die mittelfränkische Kirchweih im Ansbacher Raum. In: Bayer. Jb. f. Vkd. (1959), S. 85 - 98.
KARL-SIGISMUND KRAMER: Geschichtliche Nachrichten zur mittelfränkischen Kirchweih.
Ebd. S. 98 - 120.
EDUARD RÜHL: Sonderformen fränkischer Kirchweihen. Ein Beitrag zur Volkskunde Ostfrankens. In: Bayer. Jb. f. Vkd. (1953), S. 115 - 118.
- 102) "Auf verschiedene Anträge der Ruralkapitel hin sah sich der Bischof von Eichstätt dazu veranlaßt, die bisher erfolgten Verhandlungen in dieser Sache zu prüfen und "nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse in kirchlicher, sittlicher, und socialer Beziehung" zu befehlen, das 1856 erhaltene päpstliche Indult in Vollzug zu setzen. Die entsprechende Verlegung der weltlichen Kirchweihfeierlichkeiten in den katholischen Gemeinden des Bistums Eichstätt verfügte die Regierung von Mittelfranken am 4. April 1868." (KARIN WAGNER: Kirchweih in Franken. Studien zu den Terminen und deren Motivationen. Teil I . Erlangen 1971. S. 204.
- 103) Vgl. K. WAGNER: Kirchweih, Teil I, S. 203.
- 104) Dieser Vers stammt aus dem "Liederbuch" der Bergener "Zechbom". W.A. MAYER am Institut für Volkskunde, mit dem ich die Bergener Kirchweih besuchte, überließ mir freundlicherweise diese Aufzeichnung aus seiner Sammlung.

- 105) K. WAGNER: Kirchweih, Teil I, S. 225.
- 106) JOSEF DÜNNINGER: Der Festkreis der Fasnacht in Mainfranken. In: Bayerland 49 (1938), S. 62 - 65; hier: S. 64.
- 107) E. FENTSCH: Volkssitte, S. 579. Auch FENTSCH betont, daß "im protestantischen Theile Mittelfrankens der Carnaval ziemlich geräuschlos" verläuft. (Ebenda).
- 108) J. DÜNNINGER: Fasnacht, S. 64.
- 109) FRITZ HEEGER: Fränkische Rügegerichte in der Fasnachtszeit. In: Bayer. Jb. f. Vkd. (1970/71), S. 182 - 186; hier: S. 185.
- 111) Im Pastoralblatt des Bistums Eichstätt, 119 (1967), Nr. 2, S. 31 - 33 werden die neuen Richtlinien folgendermaßen begründet: "Die sogenannten Kliniktaufen sind so häufig geworden, daß in manchen Pfarreien kaum mehr Taufen stattfinden Die Taufe in der eigenen Pfarrkirche ist von pastoraler Bedeutung. Dem Seelsorger bietet sich die Möglichkeit, bei der Anmeldung zur Taufe und bei der Taufe selber seelsorgerlichen Kontakt aufzunehmen. Die Taufe eines Kindes verbindet die einzelne Familie mit der eigenen Pfarrgemeinde und verwurzelt sie darin tiefer. Wenn das Kind erst nach der Entlassung der Mutter aus der Klinik getauft wird, kann auch diese an der Taufe teilnehmen und im Anschluß daran den Muttersegen empfangen Da die Taufe die Eingliederung in die Gemeinschaft der Kirche begründet, ist zu empfehlen, daß von Zeit zu Zeit die Taufe auch inmitten der versammelten Gemeinde beim Gottesdienst oder einer Nachmittagsandacht gespendet wird Das kirchliche Recht schreibt im can. 770 vor, die Kinder so frühzeitig wie möglich taufen zu lassen. Am 18. Februar 1958 machte das Hl. Offizium noch einmal darauf aufmerksam. Auf Grund einer darauf erfolgten Anfrage erklärte der damalige Sekretär des Hl. Offiziums, Kardinal Pizzardo, daß die Taufe in der Pfarrkirche nach der Entlassung der Mutter aus der Klinik durchaus dem Geiste der Vorschrift des can. 770 CIC entspreche. Gestützt auf diese Entscheidung und in Anbetracht, daß die Kindersterblichkeit sehr zurückgegangen ist, wurden in den meisten deutschen Diözesen in den letzten Jahren eigene Richtlinien für die Kindertaufe erlassen, die nunmehr auf Grund der Besprechungen bei den Pastorkonferenzen in Hirschberg auch für unser Bistum gegeben werden:
1. In der Klinik sind sehr schwache Kinder oder solche, deren Mutter ungewöhnlich lang im Krankenhaus bleiben muß, baldmöglichst zu taufen.
2. In normalen Fällen soll die Taufe nach der Rückkehr von Mutter und Kind an ihrem Wohnort in der eigenen Pfarrkirche vollzogen werden. Die Taufe soll feierlich und gut vorbereitet gespendet werden, damit den Gläubigen und den Familien die überragende Bedeutung dieses Sakramentes bewußt werde.
3. Bei Kindern, die im Elternhaus geboren werden, sind obige Regeln sinngemäß anzuwenden."

- 112) Vor der Einführung des Ringkissens trug der Bräutigam die Eheringe in der Rocktasche. Eheringe waren zur Zeit der Umfrage - wie bereits erwähnt - noch nicht allgemein üblich. Die Gründe für diese Neueinführung konnten im Rahmen dieser Untersuchung nicht ermittelt werden.
- 113) Katholische Gewährspersonen trennen beispielsweise die Begriffe Hochzeitslader und Brautführer nicht mehr. Erst bei gezielten Fragen fiel den Berichterstattern die "Vermengung" der Begriffe und Funktionen auf. Dann erklärten sie, welche Aufgaben "früher" einem Hochzeitslader, welche einem Brautführer zufielen.
- 114) Die "jungen" Geistlichen allerdings scheinen den ursprünglich ernsten Charakter dieser Dankrede, die mit dem Lied "Nun danket alle Gott" endet, nicht wahrnehmen zu wollen. So mokiert sich beispielsweise einer der evangelischen Pfarrer über die "stimmungsvolle Rede", die der Bürgermeister bei derartigen Gelegenheiten zu halten pflegt. Die neuen Pfarrer dagegen sind bestrebt, der Rede auch humoristische Akzente zu verleihen. Hier zeigt sich die Auffassung des Städtlers, ein Hochzeitstag müsse lustig verlaufen. Die Sitte am Land forderte dagegen, daß die Braut vor allem beim Abdanken möglichst viel weine.
- 115) Der Lehrer kommt als "Ersatzmann" für den Hochzeitslader im katholischen Bereich gewöhnlich nicht in Frage, da in den Jahren, als die Hochzeitslader abkamen, die meisten Lehrer nicht mehr so stark ins Dorfleben integriert waren wie früher und somit auch nicht mehr als Brauchfunktionsträger zur Verfügung standen.
- 116) Da nicht mehr jeder Gast, der "in die Hochzeit" geladen ist, sein Mahl selbst zahlen muß, werden die Speisen auch nicht mehr portionsweise, also mengenmäßig genau übereinstimmend serviert, sondern auf großen Platten für mehrere Gäste gleichzeitig aufgetragen.
- 117) Pastoralblatt des Bistums Eichstätt. Im Auftrag des bischöflichen Ordinariats, Eichstätt, 104 (1957) Nr. 10., S. 113.
- 118) Man begnügt sich dabei längst nicht mehr mit Vorderladern; auch karbidgefüllte Milchkannen sind als "Knallkörper" überholt. Heute produziert man den ehrenden Lärm mittels gasgefüllter Plastikbeutel, die durch glühende Eisenstäbe zur Explosion gebracht werden. Im Nordgebiet sind auch Knallpistolen in Gebrauch, die als Schreckschußinstrumente gegen Vögel in Obst- und Weingärten Verwendung finden.
- 119) Da ich erst bei den abschließenden Kontrollumfragen auf dieses Phänomen stieß, ließen sich eingehendere Untersuchungen nicht mehr durchführen.

- 120) Pastoralblatt des Bistums Eichstätt. 116 (1969) Nr. 15, Seite 214 f.
- 121) Leichwecken werden heute nicht mehr an die Dorfkinder verteilt. In manchen Orten ist diese Weißbrotspende durch die Rationierung der Lebensmittel bereits während des Ersten Weltkrieges abgekommen. In der Zwischenkriegszeit wurden sie mancherorts wieder eingeführt, überdauerte aber in keinem der untersuchten Dörfer den Zweiten Weltkrieg.
- 122) Stellung u. Aufgabe der Ortsbäuerin. Informationsbrief für die Kreis- und Ortsbäuerin. Hrsg. vom Bayerischen Bauernverband. München 1972, S. 18.
- 123) BARTH-BERNREUTHER: Land um Stauf, S. 90.
- 124) Überdies wurde der Dankspruch auf ein gerahmtes Schmuckblatt geschrieben und als Wandbild überreicht. Nach dem zweiten Weltkrieg erhielten die Paten ein großes gerahmtes Bild mit einem religiösen Motiv, auf dessen Rückseite der Dankspruch geschrieben war. Das Abdanken haben die Paten ihren Patenkindern zum Teil schon seit Jahrzehnten erlassen. Bei Pfarrern und Lehrern mußten die Konfirmanden auch noch in späteren Jahren abdanken. In manchen Dörfern des Südgebiets ist dieser Brauch heute noch in Übung.
- 125) Außer den Geschenken innerhalb der Familie - etwa zum Geburtstag oder Namenstag sowie zu bestimmten Festtagen des Jahres - sind es die wichtigen Ereignisse im Lebenslauf, die in der Regel von einem größeren Kreis von Menschen, der der betroffenen Familie nahesteht, bei einem festlichen Mahl gefeiert werden. Ein weiterer Kreis von Freunden oder Bekannten, der nicht zum Mahl geladen ist, wird durch Kostproben - vor allem der Backwaren - in das Familiengeschehen einbezogen.
- 126) Der "Schlachtschüssel" bzw. der "Wurstsuppe" fiel vor der Errichtung gemeindlicher Kühlhäuser in den fünfziger Jahren bzw. der Anschaffung privater Kühltruhen besondere Bedeutung zu, da die Zeitspanne, in der Gerichte aus frischem Fleisch auf den Tisch kamen, sehr kurz war. Frischfleisch wird wenige Tage nach der Schlachtung zur Haltbarmachung gepökelt oder geräuchert.
- 127) Geschenke an Dorfbewohner, die ein Gemeindeamt innehatten, waren als notwendige Unterstützung Teil der Entlohnung.
- 128) KARL MARTIN BOLTE (Hrsg.): Deutsche Gesellschaft im Wandel, Opladen 1966. (Veröffentlichung der Akademie für Wirtschaft und Politik Hamburg.), S. 210.

- 129) Ullstadt Pfarrarchiv, Akte 3, Nr. 51. (Vgl. auch K. WAGNER: Kirchweih, Teil II, S. 123 f.) In einer Verordnung von 1853 findet sich die Bestimmung, daß Vereinsgründungen angemeldet werden müssen. Es sei besonders darauf zu achten, daß eine Vereinsgründung nicht "als Mittel zur Umgehung unserer gegenwärtigen Verordnungen gemäßbraucht werde".
- 130) ERNST M. WALLNER: Die Rezeption stadtbürgerlichen Vereinswesens durch die Bevölkerung auf dem Lande. In: Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Günther Wiegmann. Göttingen 1973. S. 163.
- 131) KARL-SIGISMUND KRAMER: Protestantisches in der Volkskultur Frankens. Konfessionelle Realität und Nachbarschaft. In: Hessische Blätter für Volkskunde. 60 (1969), S. 77 - 93; hier: S. 81.
- 132) Zufrieden über die Verlegung der Kirchweih auf einen Tag im Jahr hegt nun ein Pfarrer aus dem Untersuchungsbereich den Wunsch, "dass auch in den benachbarten protestantischen Gemeinden die gleiche Verlegung Platz greifen möchte" (Laibstadt, OB 1877/78, pars VII).
- 133) In Emsing existiert ein Tugendbund seit 1854/55 (Emsing, OB 1855, pars VII). Vgl. K. WAGNER: Kirchweih, Teil I, S. 202. KARIN WAGNER kommt zu dem gleichen Ergebnis, jedoch aufgrund anderen Quellenmaterials.
- 134) Diese Bänderhaube ist ein zylindrisches Käppchen mit besticktem Boden, dessen Durchmesser etwa 15 cm mißt. An der Rückseite des Käppchens sind lange Bandschlaufengehänge befestigt. Die Bavaria nennt für diese Gegend eine "Bänder-, Bart- oder Backenhaube", doch zeigt der gegenwärtige Bestand an Hauben - wie gesagt - eine flache zylindrische Form ohne Ohrenlappen. (Vgl. E. FENTSCH: Volkssitte, S. 985 ff.) Unser Haubentyp ähnelt eher der für das "Weißenburgische" beschriebenen Haube. (Ebenda, S. 987.)
- 135) Wie sehr das Kranztragen durch den Einfluß des Ortsgeistlichen aufrecht erhalten wurde, beweist der Bericht eines Ochsenfelder Pfarrers, der sogar die Ministranten - gegen deren Willen - dazu bestimmte, bei Prozessionen die vorhandenen Ministrantenkränze zu tragen!
- 136) Üblicherweise werden nur Verwandte, eventuell auch die Sargträger zum Leichenschmaus geladen. Welch hohe Bedeutung dieser Einladung beizumessen ist, zeigt die Bemerkung eines Kleinbauern, der von den ebenfalls ledigen Schwestern dieser Verstorbenen sagt: "Sie konnten die Jungfrauen leicht einladen. Erben waren keine da. Den Hof hat die Kirche bekommen" (Ems). Diese Interpretation läßt erkennen, wie ungern mittelmäßig begüterte Bauern die Zahl der Geladenen über den Kreis der engeren Verwandtschaft hinaus erweitern.

- 136 a) HUGO STEGER zeigt in seiner Arbeit über Sprachraumbildung und Landesgeschichte im östlichen Franken wohl Dialektkarten auch über das südliche Untersuchungsgebiet, doch ist der Maßstab dieser Karten so klein, daß nicht festgestellt werden konnte, ob die östlich von Thalmässing verlaufenden "Mundartgrenzen" tatsächlich mit der Konfessionsgrenze übereinstimmen. (Vgl. Karte Nr. 20, 24, 25, 51, 54, 55.) Im Text dieses Buches wird unser Untersuchungsgebiet nicht behandelt. (Vgl. HUGO STEGER: Sprachraumbildung und Landesgeschichte im östlichen Franken. Neustadt/Aisch 1968. (Schriften des Instituts für fränkische Landesforschung an der Universität Erlangen - Nürnberg. Band 13).
- 137) WOLF DIETER ORTMANN: Landkreis Scheinfeld. München 1967. (Historisches Ortsnamenbuch von Bayern. Mittelfranken. Band 3). S. 205.
- 138) HANNS HUBERT HOFMANN: Neustadt - Windsheim. München 1953. (Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken. Heft 2), S. 135.
- 139) HANNS HUBERT HOFMANN: Adelige Herrschaft und Souveräner Staat. Studien über Staat und Gesellschaft in Franken und Bayern im 15. und 18. Jahrhundert. München 1962. (Studien zur Bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte. Band 2). S. 123.
- 140) Ebd. S. 132.
- 141) Im Jahre 1905 lebten neben 400 Protestanten und 15 Juden 154 Katholiken in Ullstadt. Die Katholiken machten also etwa 27 % der Einwohner aus.
- 142) Eine der beiden Frauen behauptete, der katholische Geistliche sei bei allen katholischen Hochzeiten eingeladen. Dieser betonte jedoch, er war noch zu keiner Hochzeit geladen.
- 143) Dieses "schon lange aufgegeben" bedeutet im Regelfall nicht, daß besagtes Phänomen jemals existiert hätte. Es fällt auf, daß Ullstädter Gewährsleute Bräuche, die sicher nie im Ort üblich waren, als "nicht mehr vorhanden" bezeichnen.
- 144) Freundlicher Hinweis von Herrn Prof. Dr. H.H. HOFMANN, Universität Würzburg; vgl. auch KARL BOSL: Ein adeliges Leichenbegängnis in Franken. Georg Freiherr von und zu Franckenstein, Schloßherr auf Ullstadt. In: Schönerer Heimat. 54 (1965), S. 422 - 424; hier: S. 423.

- 145) Die Angaben wurden zwar nicht bei der Gegenpartei, also beim Baron selbst, auf ihren Wahrheitsgehalt überprüft. Doch kursiert diese Version in der Stammtischrunde des Wirtshauses. An diesem Umschlagplatz der Meinungen ist jedoch am ehesten volksläufiges "Wissen" um gemeindepolitische Manipulationen zu erfahren. Hier interessiert weniger der tatsächliche Verhandlungsstand mit dem Baron als vielmehr das Gefühl des "Ausgeliefertseins" der Dorfbevölkerung.
- 145a) R. KÖNIG: Soziologie, S. 85.
- 146) Für Ullstadt gilt jedoch nicht grundsätzlich, was DORIS DÜRR von ihren Untersuchungsgemeinden zu berichten weiß, nämlich die Tatsache, daß die unterschiedliche konfessionelle Zugehörigkeit (protestantische Bauern und bäuerliche Handwerker neben katholischen Händlern) keine "gemeinsame Bindung an Feier und Fest im Jahreslauf" gestattet. D. DÜRR bemerkte beispielsweise, daß die Protestanten sich "nicht an dem ungewohnten Treiben der Vorfastenzeit" beteiligten. (DORIS DÜRR: Oberschwäbische Händlerdörfer in Geschichte und Gegenwart. Volkskundliche Untersuchungen zu den Dörfern Matzenbach und Unterdeufstetten im Kreis Crailsheim. Masch. Diss. Tübingen 1963. S. 101 und S. 119.) - In Ullstadt hat sich vermutlich durch die gleiche Art der Erwerbstätigkeit eine derart ausgeprägte Trennung der Lebensweise nicht entwickelt.
- 147) Wenn Ullstadt - im Gegensatz zu den von HARTMUT HELLER untersuchten reichsritterschaftlichen Dörfern - jegliche Dynamik entbehrt, so liegt das wohl in dem postfeudalen Charakter, den Ullstadt noch heute trägt. Die das Dorfgeschehen lenkende Schloßherrschaft wußte - gemeinsam mit einer geringen Zahl von wohl situierten Bauern - jegliche Expansion zu verhindern. Die Sozialstruktur des Ortes entsprach durchaus jener der von Heller untersuchten Gemeinden. Das Arbeitskräftepotential wäre für einen wirtschaftlichen und siedlungsmäßigen Ausbau vorhanden gewesen. Freilich hätte sich Ullstadt nie im gleichen Maße entwickeln können, wie die stadtnahe gelegenen Dörfer in HELLERS Untersuchungsbereich. Vgl. HARTMUT HELLER: Zur Sonderstellung ehemals reichsritterschaftlicher Dörfer in Franken. In: Berichte zur deutschen Landeskunde. 41 (1968) 1. Heft, S. 57 - 66.
- 148) MATTHIAS ZENDER erachtet das Todansagen "als Zeichen für eine besonders ausgeprägte, in brauchwürdige Formen gefaßte Nachbarschaft". (MATTHIAS ZENDER: Gestalt und Wandel der Nachbarschaft im Rheinland. In: Aus Geschichte und Landeskunde. Festschrift für Franz Steinbach. Bonn 1960. S. 517.)
- 149) Die alte Form des Niederfalls ist bekanntlich abgekommen. Sie bestand darin, daß an einem auf den Ernteabschluß folgenden Sonntag besonders aufwendig gekocht und gebacken wurde. Reiche Bauern luden zum Festmahl, dem "Niederfall", ihre Tagelöhner ein, die bei der Erntearbeit geholfen hatten. Die Geladenen bekamen nach Abschluß des

Essens Gebäckbündel mit nach Hause. - In Ullstadt war übrigens das gemeinsame Mahl der "reichen" Bauern mit den "armen" Tagelöhnern nicht üblich. Die Tagelöhner bekamen das Bündel ins Haus geschickt.

- 150) H. H. HOFMANN: Atlas Scheinfeld, S. 22.
- 151) Die Selbstbehauptung der Gemein ist hier zwar "im Sinne der Kontrolle ihrer Selbstverwaltung" gemeint, (HANNES HUBERT HOFMANN: Bauer und Herrschaft in Franken. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie. 14 (1966) Heft 1, S. 1 - 29; hier: S. 20.) doch darf man wohl aus dieser starken Selbstverwaltung in vorbayerischer Zeit das stark ausgeprägte sozial-kulturelle Leben der Gegenwart ableiten. K.S. KRAMER verweist in seinen Untersuchungen, die sich allerdings auf die Zeitspanne zwischen 1500 und 1800 erstrecken, auf derartige Zusammenhänge. Vgl. z. B. K.S. KRAMER: Bamberg, S. 293 ff.
- 152) K.S. KRAMER, Ansbach, S. 204 f.
- 153) JOSEF DÜNNINGER: Vom Wesen und Werden fränkischer Volkskunde. In: Volk und Heimat. 12 (1936), S. 147 - 156; hier S. 153. K.S. KRAMER betont, daß das "fränkische Gemeinwesen ... ganz allgemein nach stadtdähnlichen Formen (drängt), was bereits durch die große Zahl dörflicher Rathäuser erwiesen wird". (K.S. KRAMER: Unterfranken, S. 39.) Das Nordgebiet gehört einem Raum an, in dem sich dörfliche Rathäuser befinden.
- 154) Vgl. H.H. HOFMANN: Atlas Scheinfeld, S. 3.
- 155) Die Gemein "regelte das nachbarliche Zusammenleben wie die gemeinsame Nutzung, nicht selten selbst die Anbauordnung auf der Flur. Sie strafte den, der gegen solch gesetzte Ordnung verstieß. Sie forderte Hand- und Spanndienste für den gemeinen Nutzen. Und sie erhob für diese ihre eigenen Aufgaben ... Umlagen." (H.H. HOFMANN, Atlas Scheinfeld, S. 29.)
- 156) Ebd. S. 29.

ANLAGEN

FRAGEBOGEN DER MÜNCHNER UMFRAGE VON 1908/1909

Alle Antworten bitten wir an den Bayerischen Verein für Volkskunst und Volkskunde, München, Grurstraße 1/III, zu senden. Der Einschluss wird in der Zeitschrift vermerkt und diese wird auch Mitteilungen aus dem ihr zugehenden Material regelmäßig veröffentlichen."

Fragebogen des Bayerischen Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München e. V.

I. Sitte und Brauch.

1. Im Alltagsleben: Zeit der Mahlzeiten, Bräuche beim Kochen, Anrichten, Essen, Zutrinken, Beschäftigung an den Abenden, besonders Winterabenden (Spinnstuben, Lichtstube), Zeit des Zubettgehens, Aufstehens.
2. An Fest- und Feiertagen: Advent (Andreas, Mikelaus, Lucia, Thomas), Zwölfnächte, Weihnachten, Stephan, Silvester, Neujahr, Epiphania. Finden am Dreikönigstag Umzüge statt? — Ist der Glaube an Frau Perchte noch lebendig? Wo kennt man Perchtentänze? Nuchten, Faschnacht, Achermittwoch, Kätare, Karwoche, Stern (Stierfeuer, Stierwasser, Stierfeier), 1. Mai, Himmelfahrt, Pfingsten (finden Pfingstumzüge statt? Wo lebt noch der Umzug des Wasservogels oder Pfingstvogels?) Fronleichnam, Johannistag (Sonnwendfeuer), Kirchweih, Allerheiligen, Martini, Glöcks- oder Unglückstage, örtliche Festlichkeiten, Volks- und Kinderbesichtigungen, Feierabend und Sonntagsvergönungen.
3. Im menschlichen Lebenslauf: Geburt (dazu: Versehen und Vorrechte der Schwangeren. Woher kommen nach Kindergebären die Kinder? Das erste Geschenk und der erste Ausgang der Wöchnerin), Taufe (wann, wer sind die Paten? Der Taufschmaus). Namensgebung (bevorzugte Namen, etwa nach Großeltern, Paten, Heiligen; Doppelnamen als Rufnamen, wie Hansjörg), Liebes- und Eheleben (Werbung, Aussteuer, Aussteuerwagen, Hochzeitstag und Jahreszeit der Hochzeit, Einholen der Braut, Polsterabend, Brautkranz, Aberglaube beim Kirchgang am Altar, Hochzeitseffen, Geschenke, Neckereien, Bräuche am Abend, am nächsten Morgen, der erste Besuch der Eltern), Krankheit (auch Namen der Krankheit), Volksheilkunde, Versprechung, Verwünschung der Krankheit in den Wald, Glaube an die Heilskraft des zunehmenden Mondes, Sympathie, Tod und Begräbnis (Fenster und Tür öffnen nach dem Tode, Lichter bei der Leiche, Verhängen der Spiegel mit schwarzen Tüchern, Tod ansagen an das Vieh, die Dienen, Totenklage, Leichenmache, Mitgaben ins Grab, Leichenzug, Totenschmäufe, Schließen des Grabes, Mittel gegen Wiederverkehr des Toten), Trauerzeit, Martern, Abbildungen auf Martern und Inschriften, Totenbretter, (Nebenbretter).

4. In Haus- und Feldwirtschaft: Brauch in Haus und Stall (Halten eines Vieches gegen Viehkrankheiten, Vockshörner auf der Stalltür), Brauch am Dienstanstand, Hof und Garten, bei Pflügen, Aussaat, Flurumgang, Frucht- und Heuernte, Bräuche beim Schneiden (wird die letzte Garbe aufbewahrt? Wird der letzte Schnitter verspottet?) Mittel gegen Hagel, Dürre, Ungeziefer; Erntefeste, Dreichen, Bräuche bei Kartoffelernte, Rübenerte etc., Obstbäume, Obsternte, Überreste auf dem Feld, am Weinstock, am Baum, für wen? Bräuche beim Hecheln, Röhren, Brechen, Hirtenbräuche, Viehkrankheiten, Heilmittel und Segen für das Vieh, Schmutz für das Vieh beim Austreiben auf die Weide und beim Heimtreiben, Wetterregeln, Mittel zum Stillen des Windes, gegen Regen, Hagel etc., Bauernkalender.
5. Beim Handwerk: Bräuche einzelner Handwerker, (der Schmiede, der Tischler, der Schneider etc.), welche Werkzeuge und Kleidungsstücke stellt der Bauer selbst her? Welche Handwerker gibt es im kleinen Dorf, Arbeit im Hause der Kunden? Meister und Gesellen, Lehrlinge, Rechte der Baderbuben, Müllerknechte, Scherenschleifer etc. etc. an besonderen Tagen, trinkt man noch die Johannisminne, Gertrudenminne? Eigentümliche Handwerkzeuge und deren Benennungen.
6. Rechts- und Verwaltungsbräuche: Volkstümliche Rechtsanschauungen, Gewohnheiten, Formeln beim Kauf und Verkauf, Dingen und Verdingen, wann wechselt das Gesinde? Ausdingrecht der Älten. Wer erbt den Hof? Haben alle Geschwister Anrecht auf Verbleiben im Hause? Grenzen, Untergang (Grenzsteine, Grenzsteinverrückten). Bräuche beim Rüggericht (Scheltgericht), (alte Dingstätten? Gerichtsstätten? deren Namen?) Welche Bäume, Steine dort? (besondere Bräuche bei Gemeinbewälsen?) Rechte der Dorfschützen, Schäfer, Flurwächter? Gehen gewisse Kasten (Frohnen) Rechte Reih' um? Flurzwang und Zelgeinteilung. Womit Flurgrenzen bezeichnen? Wohin hauptsächlich geht der Markverkehr?

II. Nahrung und Kleidung, Wohnung und Geräte.

1. Nahrung: Hauptnahrung. Eigentümliche Speisen und Getränke. Speisen und Getränke bei bestimmten Geschäften, an bestimmten Wochentagen, zu bestimmten Zeiten und Festen, bei bestimmten Gelegenheiten.
2. Kleidung: Für Alltag, Festtage, Trauer, Halbtäger, Kinder, Ledige, Verheiratete, Verwitwete, Kranz und Zitronenkraus (Myrthenzweige in Zitronen), Trachten, Schmutz.
3. Wohnung und Geräte: Pferdekopf an gekreuzten Giebelspalten? Hausmarken, Hausprüche,

merkwürdige Haus- und Landwirtschaftsgeräte, Besonderheiten an Betten, Tischen, Bänken, Wiegen, Schränken, Truhen, Öfen, Leuchtern, Kochgeschirren, Back- und Butterformen, Köpfeln, Gabeln, Tellern, Gläsern. Gesponnen mit Spindel, Spinnrad, Doppelspinnrad? Gesäum der Zuchttiere, Kummerschmuck der Kasse, Kette von Dorfbeseitigung, Jagddecken und besetzte Friedhöfe?, Besonderer Platz für Belustigung, Spiele, etwa unter der Linde?

III. Glaube und Sage.

1. Gespenster und umgehende Tote, gespenstische Tiere (Pferde, Hunde, Vögel, Drachen usw.), Irrlichter, Spuk, Wildes Heer, Wilder Jäger (Meute?)
2. Teufel, Riesen, Zwerge, Haus- und Naturgeister, die Druden, die Mahren, die Alpgeister (männliche, weibliche, Wald-, Wasser-, Korngeister, der Pilwis (oder Pilmes) und der Pilmeschnitt (Durchschnitt), Haus-, Stall-, Speichers- und Scheuergeister, Hauschlangen, Hauskröten.
3. Zauber, Weissagung, geeignete Zeiten, Mittel, Träume, Zauberer, Hegen, Wechselbälge, Segenswünsche, Amulette.
4. Sagen über Pflanzen und Tiere, Himmelserscheinungen, (Wind, Gewitter, Wolken, Regensbegen, Schnee). Gestirne (besonders Mond-einfluß), Wasser und Feuer. Welche begegnenden Tiere und Menschen bringen Glück, welche Unglück?
5. Sagen über Entstehung, Untergang von Ortschaften, Höfen, Burgen, Klöstern, über versunkene Glocken, unterirdische Gänge, Höhlen, Schätze und deren Bewachung etwa durch gespenstische Hunde, verzauberte Menschen, wütende Drachen, Heilige, Kaiser, Ritter.
6. Sagen über Ein- und Auswanderung der Bevölkerung, Landplagen, Krieg.

IV. Volksdichtung.

1. Volkslieder (möglichst mit Melodie), Handwerks-, Kirchen-, Erntes-, Mägdels-, Soldaten-, Liebes-, Spotts-, Scherzlieder. Lieder für besondere Anlässe, Jahreszeiten, Handwerksprüche, Jägersprüche und Schreie.
2. Kinderlieder: Wiegen-, Reitliedchen, Spreche- und Gedächtnisübungen. Reime über Regen, Schnee, Sonnenschein, Storch, Kuckuck, Maikäfer, Schnecken usw. Reime beim Beeren-sammeln, Pfeifenschneiden. Kinderspiele, Abzählverse.
3. Märchen, Schwänke, Schnurren, Nachbar- und Dreckereien (Sagmandl).
4. Rätsel- und Scherzfragen.
5. Sprichwörter, Sinnsprüche, Redensarten, Bauernregeln, Inschriften an Haus und Gerät.

V. Mundart.

1. Name des eigenen Orts. In mundartlicher Form, Namen der Dorfsstraßen und des Dorfes, merkwürdige Flur-, Weg-, Bach- und Hofnamen. Namen der Felder, der Wiejen, der Berge, der Wälder und Waldschneisen, der Bäche, Flüsse, Gräben, Teiche, Seen, Moore.
2. Spiznamen für Einzelne, ganze Städte, Ortschaften.
3. Ruf- und Locknamen für Haustierte, merkwürdige Tiere, Pflanzen, Gesteins- und Bodennamen.
4. Merkwürdige Bezeichnungen für menschliche Körperteile, für deren Tätigkeit, für geistige Tätigkeit, für Verwandtschaftsgrade, Geinde, merkwürdige Ausdrücke aus Haus- und Landwirtschaft, Fortweien, Jagd, Fischerei, Handwerk. Merkwürdige Bezeichnungen für Tages- und Jahreszeiten, Wochentage und Monate.
5. Besondere Redensarten, Vergleiche, Uebertreibungen, Verwünschungen, Bejahung, Verneinung, Verwunderung, Gruß und Antwort darauf, Höflichkeitsformeln.

In den Aufzeichnungen bitten wir die Eigentümlichkeiten der Mundart möglichst genau anzugeben; die Doppellaute *ea*, *ia* (Eiad Lied) *oa*, *öa*, *ua*, *üa* immer als solche zu bezeichnen, auch hervorzuheben, wenn e dem ö ähnlich klingt (z. B. *nöt* nicht, *dös* dies), wenn I zu i oder ö (e) im Auslaut und vor Konsonanten wird (Dai Tal, *Mai* Maul, *Himmi* Himmel) wenn r zu a wird (*voan* vorn, *Stean* Stern u.), und so wäre noch manches zu wünschen, doch möchten wir unsere Gewährsmänner nicht durch zu viele Vorschriften verwirren und überlassen das weitere gern ihrer Bereitwilligkeit.

FRAGEPLAN FÜR DIE NACHERHEBUNGEN

Bei jeder Frage wurden - soweit dies möglich war - sowohl die gegenwärtigen als auch die früheren Verhältnisse erörtert. Auch die Gründe für Wandlungsprozesse wurden erfragt.

Geburt und Taufe

Die meisten Frauen gehen heute zur Entbindung ins Krankenhaus.

Findet die Taufe im Krankenhaus statt?

Läßt sich die Wöchnerin im Krankenhaus aussegnen?

Wie lange darf eine Wöchnerin nicht das Haus verlassen?

Worauf muß sie in dieser Zeit achten?

Warum darf sie nicht an den Brunnen, in den Keller gehen?

Wer besucht die Wöchnerin?

Welche Geschenke erhält sie?

Wann findet die Taufe statt?

Wer ist bei der kirchlichen Tauffeier anwesend?

Verwandte, Nachbarn, Kinder?

Wie verläuft die Tauffeier bei unehelichen Kindern?

Wer wird zum Taufschmaus geladen?

An wen wird Essen ausgetragen?

Wer wird als Pate gewählt?

Was schenkt der Pate zur Taufe?

Welche Geschenke bekommt das Patenkind später?

Namenstag, Geburtstag, Weihnachten, Neujahr, Ostern, Kommunion, Konfirmation, Hochzeit?

Wie lange erhält das Patenkind regelmäßig Geschenke?

Wann und auf welche Weise revanchiert sich das Patenkind bei den Paten?

Hochzeit

An welchem Tag findet eine Hochzeit statt?

An welchem Tag fand der Einzug statt?

Wer begleitete den Kammerwagen?

Welche Aufgaben hatte die begleitende Person?

Wer begleitete die Braut ins Hochzeitshaus?

Welche Aufgaben hatte die begleitende Person?

Wer lädt zur Hochzeit ein?

Wer wird eingeladen? Zum Kirchgang, zum Abendessen?

Wer wird zu einer Vorfeier geladen? Wie heißt die Vorfeier?

Wer wird als Brautjungfer gewählt?

Schwestern, Freundinnen, Nachbarsmädchen?

Welche Aufgaben haben sie? Was schenken sie dem Brautpaar?

Wie ist das Brautpaar gekleidet?

Welchen Schmuck tragen die Hochzeitsgäste?

Wird zur Hochzeitsfeier eine Musikkapelle bestellt?

Spielt sie beim Kirchgang, ab Mittag, am Abend (zum Tanz)?

Holt der Pfarrer das Brautpaar - evtl. nur das ehrenhafte - im Hochzeitshaus ab?

Welche Geschenke erhält er bei dieser Gelegenheit?

In welcher Reihenfolge stellt sich die Hochzeitsgesellschaft zum Kirchgang auf?

Wird eine Hochzeit vorwiegend im Hochzeitshaus oder im Gasthaus gefeiert?

An welche Personen wird Essen ausgetragen?

Mittagessen oder Gebäck?

Wie verläuft der Hochzeitstag?

Hungertanz, Sachschauchen, Brautstehlen, Abdanken, Schenken, Trinkgelder, Schleieraustanzen?

Wo sitzen das Brautpaar, Brautjungfern und Brautführer sowie die nächsten Verwandten während des Hochzeitsmahls?

Tod und Begräbnis

Warum öffnet man das Fenster im Sterbezimmer, wenn jemand gestorben ist?

Warum werden nach eingetretenem Tod bzw. beim Wegtragen des Sarges Blumenstöcke, Getreide, Bienenstöcke gerückt bzw. das Vieh aufgetrieben?

Wer bahrt den Verstorbenen auf?

Wer lädt zum Begräbnis ein? Wer schaufelt das Grab?

Wer kommt zur Leichenwache?

Wie verläuft der Abend im Trauerhaus?

Findet eine kirchliche Andacht statt?

Wer begleitet den Sarg ins Leichenhaus?

Verwandte, Nachbarn?

Worauf achtet man, wenn der Sarg aus dem Haus getragen wird?

Worauf achtet man auf dem Weg zum Friedhof?

Was tut man, um die Wiederkehr des Toten zu verhindern?

Was tut man, um dem Toten die Seelenruhe zu ermöglichen?

Grabbeigaben, Uhr abstellen, Gebete und Messen?

Wer übt das Amt des Sargträgers aus?

Wie sind Burschen und Mädchen bei einem Ledigenbegräbnis gekleidet?

Welche Aufgaben haben die Standesgenossen des Verstorbenen?

Findet der Leichenschmaus im Trauerhaus oder im Gasthaus statt?

Wer ist zum Leichenschmaus geladen?

An wen wird Essen ausgetragen?

Bekommen die Dorfkinde Gebäck (Leichwecken)?

Wie lang trägt man Trauerkleidung beim Tod der Eltern, der Nachbarn?

Jahreslauf

Wie verläuft der Faschingsdienstag?

Maskeraden, Umzüge, Rügegerichte, Heischebräuche, Tanzveranstaltungen?

Wie verläuft das Kirchweihfest?

Vorbereitungen, Plantanz, Umzüge, Rügegericht, Tanzveranstaltungen?

Wie verläuft das Patroziniumsfest, das Bruderschaftsfest?

An welchen Tagen finden kirchliche Weihen statt?

Wozu verwendet man die geweihten Gegenstände?

Schenkwesen

Bei welchen Gelegenheiten bekommt der Pfarrer Geschenke?

Schlachttag, Kirchweih, Taufe, Hochzeit, Kommunionfeier, Konfirmationsfeier, Anmeldung zum Präparandenunterricht, Beerdigung?

Bei welchen Gelegenheiten bekommt der Lehrer Geschenke?

Schlachttag, Kirchweih, Schulanfang, Taufe, Hochzeit, Beerdigung?

Welche Leute erhalten bei besonderen Familienereignissen ein Geschenk?

Schlachtschüssel, Gebäck?

Bei welchen Gelegenheiten gibt es ein gemeinsames Mahl?

Familienereignisse, Ernteabschluß, Dreschen, Schlachttag, Richtfest?

Beschenken die Burschen die Mädchen und umgekehrt?

Ostern, Pfingsten, Kirchweih, Weihnachten?

Dorfbevölkerung

Steht den Dorfbewohnern ein gemeindeeigenes Kühlhaus, ein Rathaus zur Verfügung?

Wer ist zur Gemeindearbeit verpflichtet?

Wie ist die Arbeitsverteilung heute geregelt?

Wem stellen die Burschen einen Maibaum auf?

Bürgermeister, Pfarrer, Lehrer, Gastwirt?

Welche Aufgaben haben die Feldgeschworenen?

Ist für sie in der Kirche eine eigene Bank reserviert?

Wird bei der Neuwahl eines Feldgeschworenen eine "Siebenerkirchweih" gehalten?

Wann finden die Grenzumgänge statt?

Wie verlaufen sie?

Wer beteiligt sich daran?

Bei welchen Gelegenheiten helfen sich die Nachbarn?

Familienereignisse, Krankheitsfälle, Hausbau?

Wann bittet man die Verwandten um Hilfe?

Wo versammeln sich die Dorfbewohner nach dem Kirchgang, am Feierabend, am Sonntagnachmittag, bei Gemeindeversammlungen?

Wo und bei welchen Gelegenheiten treffen sich die Frauen?

(Welche Frauen?)

Wo und bei welchen Gelegenheiten treffen sich die Mädchen?

(Welche Mädchen?)

Wo und bei welchen Gelegenheiten treffen sich die Burschen?

(Welche Burschen?)

Wo und bei welchen Gelegenheiten treffen sich die Männer?

(Welche Männer?)

Welche Dorffeste und andere Belustigungen werden von den Burschen veranstaltet?

Kirchweih, Fasnacht, Ostern, Pfingsten, 1. Mai, Silvester, Wurstkratzen, Hochzeitschießen?

Gibt es im Dorf eine organisierte Burschenvereinigung?

Welche Vereine gibt es im Dorf?

Welche Veranstaltungen werden von ihnen organisiert?

Zu welchen Terminen wird Theater gespielt?

Wer beteiligt sich am Theaterspiel?

Wer leitet das Theaterspiel?

Gehören die Dorfbewohner auswärtigen Vereinen an?

REGIERUNGSBEZIRK MITTELFRANKEN

Ausschnitt aus der Verwaltungskarte von Bayern

Stand 1966 1 : 800 000



Nördliches Untersuchungsgebiet



Südliches Untersuchungsgebiet

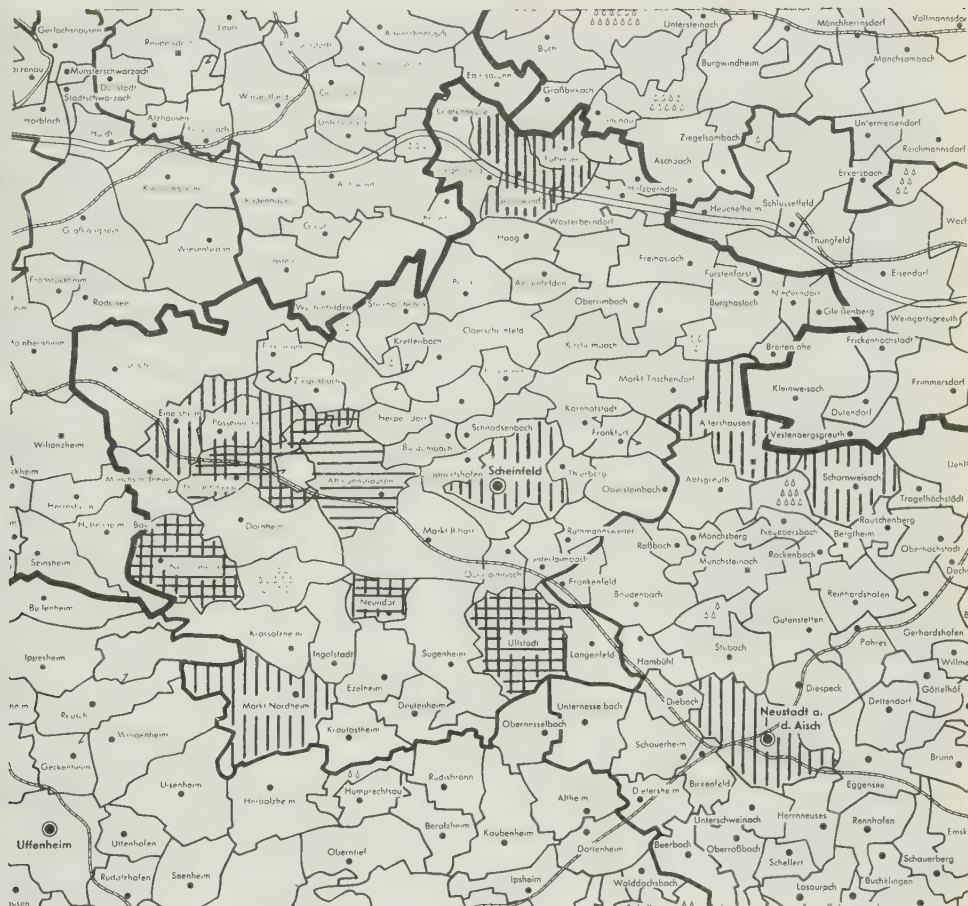
NÖRDLICHES UNTERSUCHUNGSGEBIET

Ausschnitt aus der Karte der Verwaltungsgliederung

Regierungsbezirk Mittelfranken

Stand 1967

1 : 200 000



Mitteilungen aus den Jahren 1908/09

Persönliche Erhebungen aus den Jahren 1970-1973

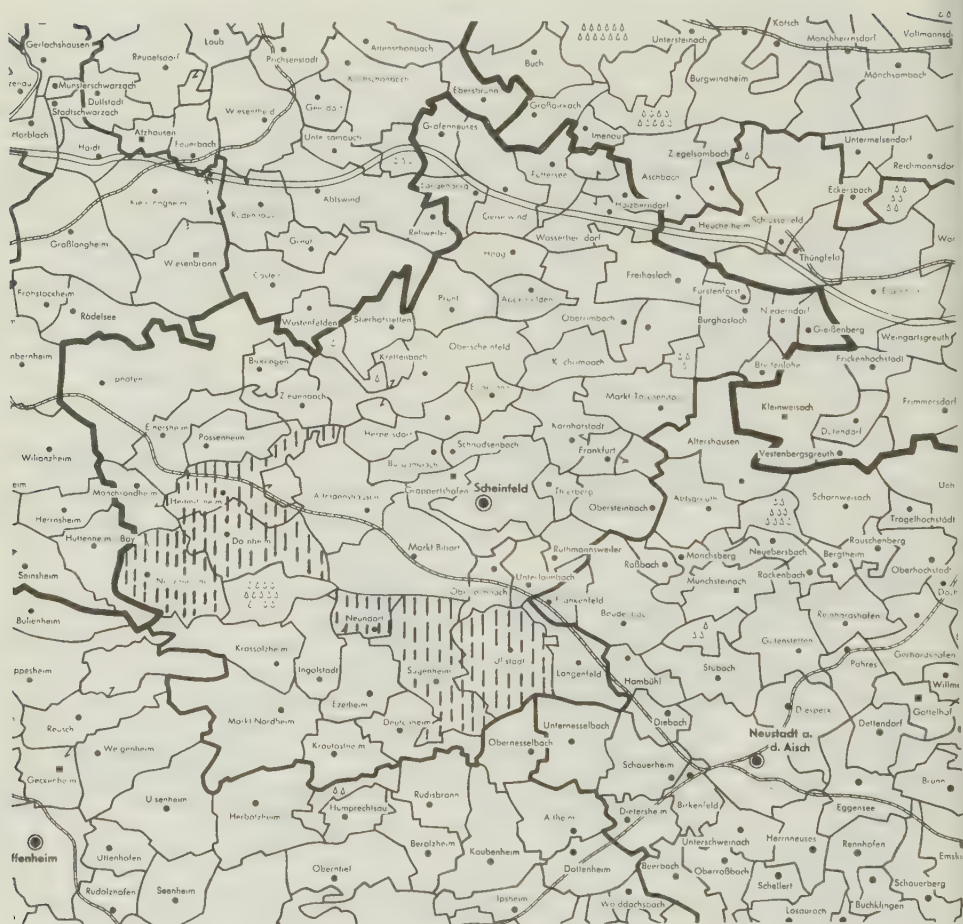
NÖRDLICHES UNTERSUCHUNGSGEBIET

Ausschnitt aus der Karte der Verwaltungsgliederung

Regierungsbezirk Mittelfranken

Stand 1967

1 : 200 000



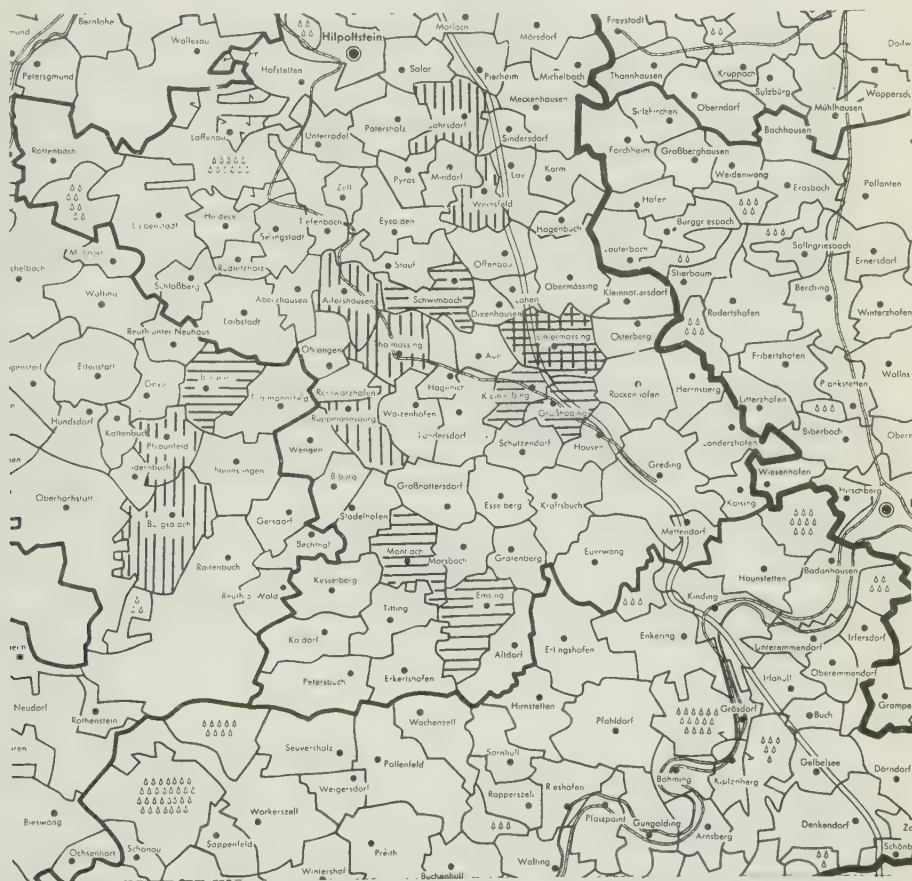
Pfarrbeschreibungen

SÜDLICHES UNTERSUCHUNGSGEBIET

Ausschnitt aus der Karte der Verwaltungsgliederung
Regierungsbezirk Mittelfranken

Stand 1967

1 : 200 000



Mitteilungen aus den Jahren 1908/09

Persönliche Erhebungen aus den Jahren 1970-1973

SÜDLICHES UNTERSUCHUNGSGEBIET

Ausschnitt aus der Karte der Verwaltungsgliederung

Regierungsbezirk Mittelfranken

Stand 1967

1 : 200 000



Pfarrbeschreibungen

Osterberichte

Vorbemerkungen zu den statistischen Angaben

Das Zahlenmaterial der folgenden Tabellen ist Veröffentlichungen des Bayerischen Statistischen Landesamtes entnommen:

Gemeindeverzeichnis für das Königreich Bayern, nach den endgültigen Ergebnissen der Volkszählung vom 1. Dezember 1905. Mit einem Bericht über die Ergebnisse der Volkszählung und einem Diagramm. Heft LXVIII der Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern. Herausgegeben vom Königlichen Statistischen Bureau. München 1906.

Bayerische Gemeindestatistik 1970. Beiträge zur Statistik Bayerns. Herausgegeben vom Bayerischen Statistischen Landesamt.

Heft 301 b: Gebäude und Wohnungen. Ergebnisse der Gebäude- und Wohnungszählung am 25. Oktober 1968. Teil B. Regierungsbezirke Oberpfalz, Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken.

Heft 302: Arbeitsstätten. Ergebnisse der nichtlandwirtschaftlichen Arbeitsstättenzählung am 27. Mai 1970.

Heft 303 b: Betriebsstruktur der Landwirtschaft. Ergebnisse der Landwirtschaftszählung 1971 nach dem Gebietsstand zum Zeitpunkt der Grunderhebung vom Mai 1971. Teil B. Regierungsbezirke Oberpfalz, Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken.

Heft 304 b: Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Ergebnisse der Volkszählung vom 27. Mai 1970. Teil B. Regierungsbezirke Oberpfalz, Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken.

Heft 329 a: Pendelwanderung in Bayern. Ergebnisse der Volkszählung am 27. Mai 1970. Teil 1. Pendlerströme (Gebietsstand: 27. Mai 1970).

Begriffsbestimmungen und Erläuterungen

"Zur Wohnbevölkerung einer Gemeinde werden grundsätzlich alle Personen gezählt, die am Zählungstichtag in der Gemeinde ihren alleinigen Wohnsitz haben. Personen, die eine weitere Wohnung oder Unterkunft in einer anderen Gemeinde haben, werden der Wohnbevölkerung derjenigen Gemeinde zugeordnet, von der aus sie regelmäßig zur Arbeit oder Ausbildung gehen oder in der sie sich (als Nichterwerbstätige) überwiegend aufhalten." (Heft 304 b, S. V).

Als Berufspendler "Zählen Erwerbstätige, ..., die außerhalb ihrer Wohn-gemeinde zur Arbeit ... gehen und in der Regel täglich in die Wohn-gemein-de zurückkehren (Tagespendler). Von der Wohn-gemeinde her gesehen spricht man von Auspendlern, von der Arbeits-gemeinde her von Einpendlern." (Heft 304 b, S. IX).

Anlage 4 b

Land- und forstwirtschaftliche Betriebe: Die Betriebsfläche ist die selbstbewirtschaftete Gesamtfläche des Betriebs. Sie umfaßt die von einem Betrieb aus bewirtschaftete oder verwaltete Bodenfläche, unabhängig davon, ob es sich um Eigenfläche, Pachtfläche oder zur Bewirtschaftung unentgeltlich erhaltenes Land und dgl. handelt." Betriebe mit weniger als 0,5 ha Wirtschaftsfläche sind nur dann enthalten, "soweit sie eine jährliche Marktproduktion im Wert von mindestens 4000 DM aufweisen." (Heft 303 b, S. VI).

"Als Wohngebäude sind solche Gebäude ausgewiesen, die ausschließlich oder mindestens zur Hälfte Wohnzwecken dienen, auch wenn sie zum Zeitpunkt der Zählung leer standen Als landwirtschaftliche Wohngebäude werden die Gebäude nachgewiesen, von denen aus nach Angaben des Inhabers ein landwirtschaftlicher Betrieb geleitet wurde, wenn sich im Gebäude oder auf dem Grundstück landwirtschaftliche Betriebsräume befanden." (Heft 301 b, S. VI).

GEMEINDE	dazugehörende ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis Bergen	bis	bis Weißenburg	bis Mittelfranken
ab		ab	ab

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	383	379	4	—	—	
Stand 1970	418	348	29			+ 4,8

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	15 bis unter 21	21 bis unter 30	30 bis unter 45	45 bis unter 65	65 und mehr
Stand 1970	418	143	27	35	86	79	48

Wohngebäude	insg.	davon errichtet bis 1900	1948	1968	landwirtsch. l. Zahl	% v. insg.	nichtlandwirtsch. l.
Stand 1968	72	33	13	26	50	69,4	22

Landwirtschaftliche Betriebe	insg.	von bis (ha):							
Größenstruktur		0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50	über 50
Stand 1971	50	3	15	13	11	4	3	—	—

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte	
		insg.	darunter weibl.
Stand 1970	22	219	20

Auspendler	insg.	davon Ausbildungspendler	Berufspendler		
			insg.	davon weitere Tätigkeit in Landwirtschaft.	Altersgliederung unter 25 25-35 über 35
Stand 1970	82	30	52	21	

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindegerechtigkeit	Pfarrrei
Kondominat Stauf-Geyern	Verwalteramt Geyern Pflegeramt Heideck und Schenk v. Geyern	Bergen

Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude
58	Kirche, Pfarrhaus, Schule, 3 Wirtschaftshäuser, 2 Schmieden

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis 31.12.1971 Emsing ab 1.1.1972 Titting	bis /	bis 30.6.1972 Hilpoltstein ab 1.7.1972 Eichstätt	bis 30.6.1972 Mittelfranken ab 1.7.1972 Oberbayern

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	238	1	237	—	—	
Stand 1970	226	5	220	—	1	+5,1

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	bis unter 15	21 bis unter 30	30 bis unter 45	45 bis unter 65	65 und mehr
Stand 1970	226	84	14	14	53	31	30

Wohngebäude	insg.	davon errichtet bis 1900	1948	bis 1968	landwirtsch. l. Zahl % v. insg.	nichtlandwirtsch.
Stand 1968	49	24	5	20	17 34,7	32

Landwirtschaftliche Betriebe	insg.	von bis (ha):							
Größenstruktur		0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50	über
Stand 1971	27	4	4	5	4	2	5	1	—

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte	
		insg.	darunter weibl.
Stand 1970	11	16	2

Auspendler	insg.	davon Ausbildungs- pendler	Berufspendler	Altersgliederung
			insg.	davon weitere Tätigkeit in Landwirtsch.
Stand 1970	75	40	35	10

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft	Pfarrei
Pfleg-u. Vogtamt Titting-Raitenbuch	Pfleg-u. Vogtamt Titting-Raitenbuch	Emsing
Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude	
41	Kirche, Pfarrhof, Badhaus, Hirtenhaus	

Großhöbing

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis 31.3.1971 Großhöbing ab 1.4.1971 Greding	bis 31.3.1971 Günzenhofen	bis 30.6.1972 Hilpoltstein ab 1.7.1972 Roth	bis Mittelfranken ab

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	203	3	200	—	—	
Stand 1970	194	6	188	—	—	-9,3

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	15 bis unter 21	21 bis unter 30	30 bis unter 45	45 bis unter 65	65 und mehr
Stand 1970	194	61	17	18	36	38	24

Wohngebäude	insg.	davon errichtet bis 1900	1948	1968	landwirtsch. l. Zahl	% v. insg.	nichtlandwirtsch. l.
Stand 1968	42	26	5	11	25	59,5	17

Landwirtschaftliche Betriebe	insg.	von bis (ha):						
Größenstruktur		0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50 über 50
Stand 1971	27	5	4	6	6	3	1	1 —

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte insg.	darunter weibl.
Stand 1970	13	21	7

Auspendler	insg.	davon Ausbildungspendler	Berufspendler insg.	davon weitere Tätigkeit in Landwirtsch.	Altersgliederung unter 25 25-35 über 35
Stand 1970	68	26	42	22	

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft	Pfarrei
Richteramt Greding	Domkapitel'sches Richteramt Höbing	Großhöbing

Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude
23	Kirche, Pfarrhof, Richteramtshaus, Amtsknechtshaus

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis 30.6.1971 Kleinhöbing ab 1.7.1971 Thalmässing	bis 	bis 30.6.1972 Hilpoltstein ab 1.7.1972 Roth	bis Mittelfranken ab

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	128	120	8	—	—	
Stand 1970	151	101	49	—	—	+ 9,4

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	15 bis unter 21	21 bis unter 30	30 bis unter 45	45 bis unter 65	65 und mehr
Stand 1970	151	47	8	15	27	33	21

Wohngebäude	insg.	davon errichtet bis 1900	1948	1968	landwirtsch. l. Zahl	% v. insg.	nichtlandwirtsch. l.
Stand 1968	31	17	3	11	16	51,6	15

Landwirtschaftliche Betriebe	insg.	von bis (ha):							
Größenstruktur		0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50	über 50
Stand 1971	17	—	2	8	3	—	—	—	—

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte insg.	darunter weibl.
Stand 1970	4	9	3

Auspendler	insg.	davon Ausbildungspendler	Berufspendler insg.	davon weitere Tätigkeit in Landwirtsch.	Altersgliederung unter 25	25-35	über 35
Stand 1970	58	24	31	8			

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft	Pfarrei
Oberamt Stauf-Landeck	Domkapitel'sches Richteramt Höbing	Thalmässing-St. Gotthard (ev.) Grophöbing (kath.)
Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude	
24	Kapelle, 1 Gemeindehaus, 1 Wirtshaus	

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis 31.12.1971 bis Mantlach ab 1.1.1972 Titting	—	bis 30.6.1972 Hilpoltstein ab 1.7.1972 Eichstätt	bis 30.6.1972 Mittelfranken ab 1.7.1972 Oberbayern

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	140	1	138	1 = sonst.		
Stand 1970	131	—	130			+2,3

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	15 bis unter 21	21 bis unter 30	30 bis unter 45	45 bis unter 65	65 und mehr
Stand 1970	131	55	12	8	22	21	13

Wohngebäude	insg.	davon errichtet bis 1900	1948	1968	landwirtsch. l. Zahl	% v. insg.	nichtlandwirtsch. l.
Stand 1968	21	8	4	9	18	85,7	3

Landwirtschaftliche Betriebe insg. von bis (ha):

Größenstruktur	0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50	über 50
Stand 1971	19	2	—	—	1	5	6	5

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte insg.	darunter weibl.
Stand 1970	2	3	2

Auspendler	insg.	davon Ausbildungspendler	Berufspendler insg.	davon weitere Tätigkeit in Landwirtsch.	Altersgliederung unter 25 25-35 über 35
Stand 1970	52	41	11	—	

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft	Pfarrei
Pfleg- u. Vogtamt Titting-Raitenbuch	Pfleg- u. Vogtamt Titting-Raitenbuch	Morsbach

Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude
21	Kirche, Schmiede, Hirtenhaus

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis 31. 3. 1971 Ochsenfeld ab 1. 4. 1971 Adelschlag	bis /	bis Eichstätt ab	bis 30. 6. 1972 Mittelfranken ab 1. 7. 1972 Oberbayern

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	387	14	367	6 = sonst. u. unerm.		
Stand 1970	519	7	492		1	-0,6

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	15 bis unter 21	21 bis unter 30	30 bis unter 45	45 bis unter 65	65 und mehr
Stand 1970	519	142	51	59	113	92	62

Wohngebäude	insg.	davon errichtet bis 1900	1948	1968	landwirtsch. l. Zahl	% v. insg.	nichtlandwirtsch. l.
Stand 1968	115	33	21	61	35	30,4	80

Landwirtschaftliche Betriebe	insg.	von bis (ha):							
Größenstruktur		0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50	über 50
Stand 1971	40	6	9	6	2	9	5	—	2

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte	
		insg.	darunter weibl.
Stand 1970	16	30	9

Auspendler	insg.	davon Ausbil- dungspendler	Berufspendler		
			insg.	davon weitere Tätigkeit in Landwirtsch.	Altersgliederung unter 25 25-35 über 35
Stand 1970	194	46	148	7	

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft	Pfarrei
Amt der Landvogtei	Amt der Landvogtei	Ochsenfeld

Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude
40	Kirche, Pfarrhof, Schule, Schmiede, Hirtenhaus

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis Schwimmbach	bis Stetten	bis 30.6.1972 Hilpoltstein	bis Mittelfranken
ab		ab 1.7.1972 Roth	ab

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	272	272	—	—	—	
Stand 1970	203	193	9			-3,8

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	15 bis unter 21	21 bis unter 30	30 bis unter 45	45 bis unter 65	65 und mehr
Stand 1970	203	50	23	8	55	41	26

Wohngebäude	insg.	davon errichtet bis			landwirtsch. l.		nichtlandwirtsch. l.
		1900	1948	1968	Zahl	% v. insg.	
Stand 1968	44	29	4	11	31	70,4	13

Landwirtschaftliche Betriebe	insg.	von bis (ha):							
		Größenstruktur	0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50 über 50
Stand 1971	36	1	6	14	9	3	3	—	—

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte	
		insg.	darunter weibl.
Stand 1970	3	7	0

Auspendler	insg.	davon Auszubildungspendler	Berufspendler	Altersgliederung		
			insg.	davon weitere Tätigkeit in Landwirtsch.	unter 25	25-35 über 35
Stand 1970	68	32	36	17		

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft	Pfarrei
Oberamt Stauf-Landeck	Spitalamt Nürnberg	Schwimmbach
Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude	
31	Kirche, Pfarrhaus, Schule, Hirtenhaus	

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN		LANDKREIS		REG. BEZ.	
bis 30.6.1972 Untermässing ab 1.7.1972 Greding	bis		bis 30.6.1972 Hilpoltstein ab 1.7.1972 Roth		bis Mittelfranken ab	
Einwohnerzahl						
Stand 1905	323	1	322	—	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)	
Stand 1970	359	10	349		-1,9	
Altersgliederung d. Wohnbevölkerung						
Stand 1970	359	117	26	25	72	63 56
Wohngebäude						
Stand 1968	79	34	12	33	48	60,8 31
Landwirtschaftliche Betriebe						
Stand 1971	46	2	7	22	10	4 1 — —
Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten						
Stand 1970	18	43	10			
Auspendler						
Stand 1970	139	65	74	16		
Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches						
Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft			Pfarrei		
Richteramt Greding	Richteramt Greding			Untermässing		
Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude					
55	Kirche, Pfarrhof, Schul- u. Mesnerhaus, Hirtenhaus					

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis Altmannshausen ab	bis /	bis 30.6.1972 Scheinfeld ab 1.7.1972 Neustadt/Aisch	bis Mittelfranken ab

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	265	46	219	—	—	
Stand 1970	291	15	274	—	—	-5,2

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	15 bis unter 21	21 bis unter 30	30 bis unter 45	45 bis unter 65	65 und mehr
Stand 1970	291	84	88	33	53	59	34

Wohngebäude	insg.	davon errichtet 1900	bis 1948	bis 1968	landwirtsch. l. Zahl	% v. insg.	nichtlandwirtsch. l.
Stand 1968	58	32	11	15	36	62,1	22

Landwirtschaftliche Betriebe	insg.	von bis (ha):						
Größenstruktur		0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50 über 50
Stand 1971	36	3	2	1	6	4	15	2 —

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte
	insg.	darunter weibl.
Stand 1970	6	10 3

Auspendler	insg.	davon Ausbildungspendler	Berufspendler	davon weitere Tätigkeit in Landwirtsch.	Altersgliederung unter 25 25-35 über 35
Stand 1970	114	60	54	4	

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft	Pfarrei
Würzburger Cent Markt Bibart	Amt Markt Bibart	Altmannshausen

Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude
24	Kirche, Schule, 1 Schmiede, 2 Schenkstuben.

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis 31. 12. 1971 Hellmitzheim ab 1. 1. 1972 Jphofen	bis	bis 30. 6. 1972 Scheinfeld ab 1. 7. 1972 Kitzingen	bis 30. 6. 1972 Mittelfranken ab 1. 7. 1972 Unterfranken

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	454	441	13	—	—	
Stand 1970	422	389	32	—	—	-1,2

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	15 bis unter 21	21 bis unter 30	30 bis unter 45	45 bis unter 65	65 und mehr
Stand 1970	422	127	37	32	80	98	48

Wohngebäude	insg.	davon errichtet bis 1900	1948	1968	landwirtsch. l. Zahl	% v. insg.	nichtlandwirtsch. l.
Stand 1968	94	35	16	43	47	50,0	47

Landwirtschaftliche Betriebe	insg.	von bis (ha):							
Größenstruktur		0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50	über 50
Stand 1971	51	4	3	6	11	18	6	—	—

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte	
		insg.	darunter weibl.
Stand 1970	17	42	16

Auspendler	insg.	davon Ausbildungspendler	Berufspendler insg.	davon weitere Tätigkeit in Landwirtsch.	Altersgliederung unter 25 25-35 über 35
Stand 1970	113	54	59	3	

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft	Pfarrrei
Cent Hellmitzheim	Herrschaft Einersheim	Hellmitzheim

Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude
87	Kirche, Schule, Hirtenhaus, Rathaus.

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis 31.12.1971 bis	bis	bis 30.6.1972	bis 30.6.1972
Nenzenheim		Scheinfeld	Mittelfranken
ab 1.1.1972		ab 1.7.1972	ab 1.7.1972
Iphofen		Kitzingen	Unterfranken

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	574	514	7	53	—	
Stand 1970	523	501	22	—	—	-3,7

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	15 bis unter 21	21 bis unter 30	30 bis unter 45	45 bis unter 65	65 und mehr
Stand 1970	523	145	45	40	102	110	81

Wohngebäude	insg.	davon errichtet 1900	1948	1968	landwirtsch. l. Zahl	% v. insg.	nichtlandwirtsch. l.
Stand 1968	111	55	27	29	71	63,9	40

Landwirtschaftliche Betriebe	insg.	von bis (ha):							
Größenstruktur		0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50	über 50
Stand 1971	77	12	11	26	13	8	5	1	—

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte	
		insg.	darunter weibl.
Stand 1970	16	35	11

Auspendler	insg.	davon Ausbildungspendler	Berufspendler	Altersgliederung		
		insg.	davon weitere Tätigkeit in Landwirtsch.	unter 25	25-35	über 35
Stand 1970	137	60	77	23		

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft	Pfarrei
Cent Hellmitzheim	Kondominat Schwarzenberg-Limpurg-Spechfeld	Nenzenheim
Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude	
59	Kirche, Rathaus, Pfarrhaus, Hirtenhaus.	

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis 31.12.1971 Neundorf	bis	bis 30.6.1972 Scheinfeld	bis Mittelfranken
ab 1.1.1972 Sugenheim		ab 1.7.1972 Neustadt/Aisch	ab

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	117	110	7	—	—	
Stand 1970	101	89	10	—	—	-11,4

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	bis unter 15	21 unter 21	30 unter 30	30 unter 45	45 unter 65	65 und mehr
Stand 1970	101	33	8	6	19	23	12	

Wohngebäude	insg.	davon errichtet bis 1900	1948	1968	landwirtsch. l. Zahl	% v. insg.	nichtlandwirtsch. l.
Stand 1968	21	16	3	2	14	66,7	7

Landwirtschaftliche Betriebe	insg.	von bis (ha):							
Größenstruktur		0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50	über 50
Stand 1971	14	—	2	1	1	4	4	2	—

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte	insg.	darunter weibl.
Stand 1970	2	4	2	

Auspendler	insg.	davon Ausbildungspendler	Berufspendler	davon weitere Altersgliederung Tätigkeit in Landwirtsch.	unter 25	25-35	über 35
Stand 1970	36	20	16	5			

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft	Pfarrei
Cent Hellmitzheim	Amt Einersheim	Neundorf

Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude
16	Kirche, Hirtenhaus

GEMEINDE	dazugehörige ORTSCHAFTEN	LANDKREIS	REG. BEZ.
bis Ullstadt	bis	bis 30.6.1972 Scheinfeld	bis Mittelfranken
ab	/	ab 1.7.1972 Neustadt/Aisch	ab

Einwohnerzahl	insg.	ev.	kath.	isrealit.	Ausländer	Zu- bzw. Abnahme der Wohnbevölkerung 1961 - 1970 (in %)
Stand 1905	569	400	154	15	—	
Stand 1970	496	318	178	—	—	-12,1

Altersgliederung d. Wohnbevölkerung	insg.	unter 15	15 bis unter 21	21 bis unter 30	30 bis unter 45	45 bis unter 65	65 und mehr
Stand 1970	496	111	49	50	89	112	85

Wohngebäude	insg.	davon errichtet bis			landwirtsch. l.		nichtlandwirtsch. l.
		1900	1948	1968	Zahl	% v. insg.	
Stand 1968	122	81	17	24	44	36,1	78

Landwirtschaftliche Betriebe	insg.	von bis (ha):						
Größenstruktur		0,5-2	2-5	5-10	10-15	15-20	20-30	30-50 über 50
Stand 1971	42	4	6	8	10	9	—	4 1

Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten	insg.	darin Beschäftigte	
		insg.	darunter weibl.
Stand 1970	23	30	14

Auspendler	insg.	davon Ausbil-	Berufspendler	insg.	davon weitere Tätigkeit in Landwirtsch.	Altersgliederung
		dungspendler				unter 25 25-35 über 35
Stand 1970	174	48	126	19		

Herrschaftsverhältnisse am Ende des Alten Reiches

Hochgericht	Dorf- und Gemeindeherrschaft	Pfarrei
Herrschaft Ullstadt	Rittergut Ullstadt	Ullstadt
Zahl d. Häuser	Öffentliche Gebäude	
65	Schloß, Kirche, Pfarrhaus, Schule, Schenkstube, Bräut, Schm.	

Wohnbevölkerung am 27.5.1970	ev. kath.		Zu- bzw. Abnahme d. Wohnbevölkerung (1961-1970) (in %)	Wohnbevölkerung (Ernährer u. Ernährte) nach dem überwiegenden Lebensunterhalt des Ernährers durch: (in %)				Nichtlandwirtschaftliche Arbeitsstätten		Berufspendler		Ewerbstätige mit weiterver. Zeit in Land- u. wirtsch.	Land- u. forstwirtschaftliche Betriebe				Wohngebäude (1968)							
	insg.	%		davon in		Rente u. sonst. Forst- u. wirtsch. u.dgl. insg.	Arbeitsstätten insg.	Beschäftigte insg.	Einpendler	Auspendler	Betriebsgrößenstruktur (1971)		davon land- u. wirtsch. % v. Zahl. insg.											
				Ewerbstätige	Land- u. sonst. Forst- u. wirtsch.						Größenklassen von .. bis.. (ha)													
											0,5 bis 2		2,5 bis 5	5 bis 10	10 bis 20	20 bis 50	50 bis 100							
Bergen	418	91,9	6,9	+4,8	84,4	31,8	52,6	15,6	22	219	136	52	21	50	3	15	13	15	3	-	-	72	50	69,4
Emsing	226	2,2	97,3	+5,1	81,4	36,3	45,1	18,6	11	16	-	35	10	33	4	4	5	6	5	1	-	49	17	34,7
Großhöbing	194	3,1	96,9	-9,3	86,6	30,4	56,3	13,4	13	21	-	42	22	30	5	4	6	9	1	1	-	42	25	59,5
Kleinhöbing	151	66,9	32,5	+9,4	77,5	23,2	54,4	22,5	4	9	1	31	8	19	-	2	8	3	-	-	-	31	16	51,6
Mantlach	131	0,0	99,2	+2,3	90,8	73,3	17,4	9,2	2	3	2	11	-	21	2	-	-	6	6	5	-	21	18	85,7
Ochsenfeld	519	1,3	94,8	-0,6	81,7	13,1	68,6	18,1	16	30	3	148	7	52	6	9	6	11	5	-	2	115	35	30,4
Schwimbach	203	95,1	4,4	-3,8	84,2	42,9	41,4	15,8	3	7	-	36	17	41	1	6	14	12	3	-	-	44	31	70,4
Untermassing	359	2,8	97,2	-1,9	81,1	29,5	51,4	18,9	18	43	14	74	16	47	2	7	22	14	1	-	-	79	48	60,8
Altmanndorfen	291	5,2	94,2	-5,2	81,8	40,9	40,9	18,2	6	10	-	54	4	38	3	2	1	13	15	2	-	58	36	62,1
Heilmützheim	422	92,2	7,6	-1,2	77,7	41,2	36,5	22,3	17	42	6	59	3	52	4	3	6	29	6	-	-	94	47	50,0
Nenzenheim	523	95,8	4,2	-3,7	76,1	38,0	38,1	23,9	16	35	5	77	23	79	12	11	26	21	5	1	-	111	71	63,9
Neundorf	101	88,1	9,9	-11,4	85,1	47,5	37,7	14,9	2	4	1	16	5	18	-	2	1	5	4	2	-	21	14	66,7
Ullstadt	496	64,1	35,9	-12,1	79,2	28,8	50,5	20,8	23	30	-	126	19	46	4	6	8	19	-	4	1	122	44	36,1

LEBENS LAUF

Am 6. April 1942 wurde ich in Reichenberg/Sudetenland geboren. Meine Eltern sind Ing. Chem. Theo Schubert und seine Frau Edith. Seit 1964 bin ich mit Dipl.-Ing. Paul Georg Brunner verheiratet.

Im Jahr 1948 trat ich in Unterferrieden, Landkreis Nürnberg, in die Volksschule ein und besuchte ab 1953 die Oberrealschule in Neumarkt in der Oberpfalz. An der Oberrealschule in Regensburg legte ich im Jahr 1962 die Reifeprüfung ab. Im Wintersemester 1962/63 habe ich begonnen, an der Universität Würzburg Deutsch und Geschichte zu studieren. An der Universität München setzte ich im Wintersemester 1964/65 das Studium fort. Im Herbst 1965 legte ich die Fachliche Prüfung und im Sommer 1967 die Pädagogische Prüfung für das Lehramt an Realschulen in den Fächern Deutsch und Geschichte ab. Vom Wintersemester 1967/68 an studierte ich an der Universität München Volkskunde, Bayerische Geschichte und Mittelalterliche Geschichte. Über ein Thema aus der Bayerischen Geschichte fertigte ich im Sommer 1969 eine Magisterarbeit an.

Die Dissertation entstand unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Torsten Gebhard im Fach Volkskunde. Ich besuchte vor allem Vorlesungen und Übungen der Professoren und Dozenten Bach, Bengtson, Bosl, Dünninger, Euler, Gebhard, Haseloff, Hofmann, Kretzenbacher, Kunisch, Motekat, Reindl, Ruh und Spörl.



